



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„...daß wir ausharren bis zum letzten Mann wird man von  
uns Mädeln ja nicht verlangen“  
Kriegserfahrung in den Feldpostbriefen der  
Stabshelferin Herta Zöhrer (Frankreich 1943/44)

Verfasser

Helmut Osberger

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 312

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Geschichte

Betreuerin:

Univ. Prof. Dr. Mag. Christa Ehrmann-Hämmerle



## Inhaltsverzeichnis

1.) Einleitung.....	3
2.) Quellenbeschreibung.....	8
2.1 Briefbestände .....	8
2.1.1 Der Hauptbestand: Feldpostbriefe von Herta .....	8
2.1.2 Weitere Briefquellen .....	12
2.2 Fotografien .....	14
2.3 Dokumente und sonstige Quellen.....	16
2.4 Überlieferungssituation .....	18
3.) Theoretischer Teil.....	20
3.1 Feldpostbriefe als historische Quellen .....	20
3.2 Kriegserlebnis – Kriegserfahrung .....	22
3.3 Wehrmachthelferinnen.....	24
3.3.1 Definition, historischer Überblick.....	24
3.3.2 Stabshelferinnen.....	26
3.3.3 Forschungsstand .....	27
4.) Methodischer Zugang.....	31
4.1 Ablaufmodell der Analyse .....	31
4.2 Häufigkeiten und Definition der Kategorien .....	33
4.3 Auswahlkriterien für die Feinanalyse .....	43
5.) Herta Zöhler – Biographischer Überblick .....	46
5.1 Die Eltern: Franz und Marie Zöhler .....	46
5.2 Die Geschwister: Marie „Mitzi“ und Franz Zöhler .....	48
5.3 Herta Zöhler .....	50
5.4 Herta als Stabshelferin in Südfrankreich – Erlebnisphasen .....	51
5.4.1 September bis Dezember 1943 .....	52
5.4.2 Januar bis Mai 1944 .....	53
5.4.3 Mai bis August 1944 .....	56
6.) Krieg als Reise – Der Krieg als touristische Erfahrung.....	59
6.1 Zum Topos „Krieg als Reise“ .....	59
6.2 Der „Reiz der Neuheit“ – Faszination und Selbstdefinition .....	60
7.) Kameradschaft .....	68

7.1 Definition, Konzepte von Kameradschaft.....	68
7.1.1 Der Kameradschaftsmythos nach Thomas Kühne .....	68
7.1.2 Weibliche (Kriegs-)Kameradschaft .....	71
7.1.3 Zwischengeschlechtliche Kameradschaft im Krieg.....	74
7.2 Zwischengeschlechtliche Kameradschaft in Hertas Einheit.....	76
7.2.1 „Mädchen im Hühnerwagen“ .....	76
7.2.2 Der männliche Blick auf die Helferinnen im Spiegel der Kamerad- schaftszeitungen.....	83
7.2.3 Befohlene Geselligkeit: Kameradschaftsabende – Saufgelage .....	89
7.2.4 Fazit: Konformitätsdruck .....	92
7.3 Der Chef als Kamerad .....	93
7.3.1 Zu Hertas Sonderstellung als Sekretärin des Kommandanten .....	93
7.3.2 Konfliktlinien und Schuldigkeiten .....	103
7.3.3 Klages wird Kamerad.....	111
7.3.4 „Liebe Veronika“ – Klages' Briefe an Herta.....	121
7.3.5 Fazit: Kameradschaft Herta-Klages .....	127
7.4 Hertas Erfahrungen weiblicher Kameradschaft .....	129
7.4.1 Hertas Primärgruppe .....	129
7.4.2 „Pifkeneserinnen“ als Außenseiterinnen.....	142
7.4.3 Die Führerin als Kameradin? .....	147
7.4.4 Verlust der Primärgruppe – Vereinsamt in prekärer Lage.....	152
7.4.5 Fazit: Weibliche Kameradschaft .....	161
8.) Resümee .....	163
Literatur und Quellen .....	168
Anhang .....	173
Editionszeichen .....	173
Abkürzungsverzeichnis.....	174
Abstract (Deutsch).....	175
Abstract (English) .....	177
Lebenslauf .....	178

## 1.) Einleitung

Als ich im Wintersemester 2004 mein Geschichtsstudium begann und ein halbes Jahr darauf meine Langenloiser Oma Herta Gruber am 15. April 2005 verstarb, hätte ich wohl nie gedacht, dass ich eines Tages meine Diplomarbeit über sie und ihre Dienstzeit im Zweiten Weltkrieg schreiben würde. Zu dieser Zeit wusste ich durch ihre überaus spärlichen Erzählungen über ihren Kriegseinsatz lediglich, dass sie als „Stabshelferin des Heeres“ in Südfrankreich stationiert gewesen war, dort viele schöne Städte und Gegenden an der malerischen Mittelmeerküste besucht, aber gegen Ende hin auch Bombenangriffe hautnah miterlebt hatte. Im Zuge der Wohnungsauflösung nach ihrem Tod gingen ihre Dokumente und Fotografien aus der Kriegszeit, die sie uns manchmal gezeigt hatte, in den Besitz der nächsten Generation über. Dabei wurde aber auch etwas entdeckt, das mir bis zu diesem Zeitpunkt noch vollkommen unbekannt gewesen war: Feldpostbriefe ihres kleinen Bruders Franz, der als Wehrmachtssoldat an der Ostfront gekämpft hatte und dort im September 1944 gestorben war. Diese wurden von mir sogleich mit großem historischen Interesse in Verwahrung genommen. Abgesehen von ihrer familiengeschichtlichen Relevanz dachte ich dabei auch an ein mögliches zukünftiges Diplomarbeitsthema.

Zunächst aber besuchte ich im Sommersemester 2008 das „Forschungsseminar zur Auswertung von Feldpostbriefen (Erster und Zweiter Weltkrieg im Vergleich)“ unter der Leitung von Christa Ehrmann-Hämmerle, in dessen Rahmen ich fundierte Kenntnisse über diese besondere Quellengattung erwerben konnte. Die Abschlussarbeit schrieb ich über einen Teil der insgesamt 105 Kriegsbriefe meines Großonkels Franz Zöhrer. In diesen wurde zwar unter anderem auch auf dessen Schwester Herta und deren Briefe aus Frankreich rekurriert, doch fanden sich darin keine näheren oder für mich neuen Informationen zu ihrem eigentlichen Kriegseinsatz. Die Feldpostbriefe, die Herta Zöhrer selbst geschrieben hatte und die darüber hätten Aufschluss geben können, schienen für immer verloren zu sein.

Erst im September 2010 stellte sich heraus, dass mein Onkel Hans Gruber, der im Zuge der Wohnungsauflösung nach dem Tod seiner Mutter und meiner Großmutter ebenfalls Teile ihres Besitzes in Verwahrung genommen hatte, in seinem Keller doch noch etwas

hatte, das mir bis dahin nicht bekannt war: In einem Schuhkarton, den er unkommentiert vor mich auf den Tisch stellte, fand ich völlig unverhofft die verloren geglaubten Feldpostbriefe meiner Großmutter aus deren Zeit in Frankreich. Diese fand ich ungeordnet und vermischt mit anderen Korrespondenzen, teilweise auch solchen aus der Nachkriegszeit vor. Bei Sortierung bemerkte ich, dass darunter nicht nur 77 Schreiben Herta Zöhlers an ihre Angehörigen in Langenlois sowie 16 an ihren Bruder Franz waren, sondern darüber hinaus auch noch 27 Briefe, die sie ihrerseits von diesem erhalten hatte. Außerdem waren da noch sieben Schriftstücke in einer kaum zu entziffernden Handschrift, die jeweils mit den Worten „Liebe Veronika“ beginnen: Erst später sollte sich im Zuge meiner Untersuchungen herausstellen, dass es sich hierbei um an Herta<sup>1</sup> gerichtete Briefe ihres Kommandanten Oberstleutnant Klages handelte.

Nach diesem Sensationsfund beschloss ich, meine Diplomarbeit über den Kriegseinsatz meiner Großmutter, der Stabshelferin Herta Zöhler, zu schreiben. Das Hauptaugenmerk liegt dabei auf deren *Kriegserfahrungen*, die nicht zu verwechseln sind mit *Kriegserlebnissen*, weshalb hier gleich vorab die grundlegende Begrifflichkeit der (Kriegs-)Erfahrungsgeschichte definiert werden soll: *Erfahrungen* werden aufgefasst als „die gelungene Auslegung oder Interpretation von Erlebnissen, wobei das jeweils zur Verfügung stehende soziale Wissen die zur Sinnbildung notwendigen Sinnressourcen bereitstellt.“<sup>2</sup> Unter *Erlebnissen* hingegen werden „die aus dem diffusen Strom von Eindrücken, die permanent das Bewusstsein und die Sinne überfluten, mit subjektiver Aufmerksamkeit bedachten Momente“<sup>3</sup> verstanden.

Der Fokus der Diplomarbeit liegt dabei auf zwei ganz bestimmten Typen von Kriegserfahrung, das ist zum Einen die Erfahrung des Krieges als Reise und zum Zweiten die Erfahrung von Kameradschaft, bei der auch der inhaltliche Schwerpunkt der Arbeit liegt. Diese ist nun wie folgt gegliedert:

- 
- 1 Im Folgenden werde ich Herta Zöhler vornehmlich nur bei ihrem Vornamen nennen. Das geschieht selbstverständlich nicht etwa in der Absicht, diese zu „verkindlichen“, sondern nur der Einfachheit halber. Zudem nehme ich mir dieses „Recht“ auch deshalb heraus, weil zur benannten Person ohnehin ein Verwandtschaftsverhältnis besteht.
  - 2 Klaus Latzel, *Kriegsbriefe und Kriegserfahrung: Wie können Feldpostbriefe zur erfahrungsgeschichtlichen Quelle werden?* In: *Werkstatt Geschichte* 22 (1999), 14.
  - 3 Ebd.

Zunächst einmal stelle ich im Kapitel „Quellenbeschreibung“ die von mir bearbeiteten Quellen vor, deren Überlieferungsgeschichte ich bereits im Wesentlichen geschildert habe. Meinen Hauptquellenkorpus stellen die Feldpostbriefe Herta Zöhrers dar, die diese zur Zeit ihres Einsatzes in Frankreich an ihre Mutter und ihre Schwester zuhause in Langenlois sowie an ihren Bruder an der Ostfront geschrieben hat. Darüber hinaus werden aber auch noch andere Briefquellen zu Rate gezogen und zwar diverse Schreiben ihres Bruders sowie von zwei ihrer KameradInnen. Außerdem sind noch weitere Quellen in Form von Fotografien und verschiedenen Dokumenten vorhanden, auf die ebenfalls eingegangen wird. Eine besondere Quellengattung sind die zwei erhaltenen „Kameradschaftszeitungen“ von Hertas Einheit in Marseille, weil es sich hierbei um eine literarische Quelle in Versform handelt.

Daran anschließend folgt der theoretische Teil der Arbeit: Hier gehe ich zunächst auf die Spezifika der Quellengattung Feldpostbrief sowie auf die Konzeption der Kriegserfahrungsgeschichte nach Klaus Latzel ein. Danach wird in einem kurzen historischen Überblick geklärt, worum es sich bei Wehrmachthelferinnen handelte und warum und in welchen konkreten Tätigkeitsbereichen sie in der Deutschen Wehrmacht eingesetzt wurden, wobei vor allem die Untergruppe der Stabshelferinnen, zu der Herta Zöhrer gehörte, eingehender betrachtet wird. Den Schluss dieses Kapitels bildet dann ein Überblick über den bisherigen Forschungsstand zum Phänomen Wehrmachthelferinnen.

Im vierten Kapitel wird der methodische Zugang erläutert. Hierbei handelt es sich um das Modell der qualitativen Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring,<sup>4</sup> die eine regel- und theoriegeleitete Vorgehensweise zur Analyse fixierter Kommunikation darstellt. Dieser Methode folgend, wurden bestimmte Themen, Inhalte und Aspekte aus dem Feldpostbriefbestand herausgefiltert und in einem Kategoriensystem zusammengefasst. Aus diesem wurden zwei Themenbereiche, nämlich „Krieg als Reise“ und „Kameradschaft“ zur näheren qualitativen Feinanalyse ausgewählt, wobei auch auf die dieser Auswahl zugrunde liegenden Selektionskriterien eingegangen wird.

---

4 Philipp Mayring, Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 11. Auflage (Weinheim/Basel 2010).

Danach folgt ein biographischer Überblick über die Familie Zöhler, in Zuge dessen die Eltern der Protagonistin, Franz und Marie Zöhler, sowie die beiden Geschwister Mitzi und Franz vorgestellt werden. Die Biographie Hertas wird daran anschließend eingehender betrachtet indem vor allem auf ihren Kriegseinsatz eingegangen wird: Dieser wird zeitlich strukturiert in drei Erlebnisphasen eingeteilt und von September 1943 bis August 1944 chronologisch zusammengefasst.

Daran anknüpfend folgt mit „Krieg als Reise – Der Krieg als touristische Erfahrung“ das erste der beiden inhaltlichen Hauptkapitel. Dabei wird zunächst einmal geklärt, was unter dem Topos „Krieg als Reise“ zu verstehen ist und was der „touristische Blick“ der BesatzerInnen zu bedeuten hat. Hierbei geht es vornehmlich um die Feststellung, dass in der Zeit vor dem modernen Tourismus der Krieg oft die einzige Gelegenheit darstellte, fremde Länder kennenzulernen, dieser somit sehr häufig zuallererst als „Erlebnis“ und großes Abenteuer betrachtet wurde und für die KriegsteilnehmerInnen eine Fülle von Erlebnissen bereithielt, die auch reizvoll sein konnten solange sie nicht existenziell bedrohlich wurden.<sup>5</sup>

Danach wird anhand ausgewählter Briefstellen die spezifische Ausprägung dieser touristischen Wahrnehmungsweise bei Herta zu Beginn ihres Einsatzes in Frankreich skizziert und darauf eingegangen, was der Blick auf das ihr Fremde letztlich über ihr Selbstbild auszusagen vermag.

Beim Kapitel „Kameradschaft“ liegt schließlich der inhaltliche Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit. Hierbei wird zunächst auf die Definition von Kameradschaft nach Thomas Kühne<sup>6</sup> eingegangen, der sich wohl am systematischsten mit diesem Phänomen auseinandergesetzt und dieses als mythisch dimensioniertes Leitbild konzipiert hat.<sup>7</sup> Darauf folgen Erläuterungen zu spezifisch weiblicher Kriegskameradschaft, bei denen ich mich auf die Arbeiten Franka Maubachs stütze,<sup>8</sup> sowie zu zwischengeschlechtlicher Kameradschaft, bei denen ich mich ebenfalls an

---

5 Klaus Latzel, Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939-1945 (Paderborn 1998), 135.

6 Thomas Kühne, Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert (Göttingen 2006).

7 Ebd., 19.

8 Siehe v.a. ihre Monographie: Franka Maubach, Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachthelferinnen (Göttingen 2009).

Maubach sowie an deren gemeinsam mit Klaus Latzel und Silke Satjukow angestellte Überlegungen<sup>9</sup> orientiere.

Darauf folgt dann meine Analyse zu den Erfahrungen zwischengeschlechtlicher und weiblicher Kameradschaft bei Herta, wobei ich im Zusammenhang mit ersteren vor allem das äußerst komplexe Kameradschaftsverhältnis in den Blick nehme, das diese mit ihrem Vorgesetzten Oberstleutnant Klages verband, dessen persönliche Sekretärin sie war.

Mein Dank gilt an dieser Stelle vor allem Christa Ehrmann-Hämmerle, die die Betreuung dieser Arbeit übernahm und die sich trotz des erheblichen Zeitdrucks im Zusammenhang mit dem Auslaufen des Diplomstudienplans noch die Zeit nahm, einen Großteil des Textes durchzusehen. Besonderer Dank gebührt meiner lieben Freundin Christina, die mich in den letzten Monaten nach Kräften unterstützt hat. Außerdem möchte ich auch meiner Familie, also meiner Mutter und meinen Geschwistern Sissi, Susi und Horst, für ihr Interesse an meiner Arbeit und ihre moralische Unterstützung danken, in besonderem Maße jedoch meiner Mutter für ihre Engelsgeduld.

Zu guter Letzt gilt mein ganz besonderer Dank auch allen meinen Freunden, die mich all die Jahre hindurch begleitet haben: Das sind ganz besonders (und in alphabetischer Reihenfolge) Angie, Botz, Bruno, Burkhard, Christian-Alexander, Georg, Grex, Hansi, Maus, Meister, Nick, Pezi und Sandra.

---

9 Klaus Latzel, Franka Maubach, Silke Satjukow, Soldatinnen in der Geschichte: Weibliche Verletzungsmacht als Herausforderung, In: Klaus Latzel, Franka Maubach, Silke Satjukow (Hg.), Soldatinnen. Gewalt und Geschlecht im Krieg vom Mittelalter bis heute (Paderborn 2011) 11-49.

## 2.) Quellenbeschreibung

### 2.1 Briefbestände

#### 2.1.1 Der Hauptbestand: Feldpostbriefe von Herta

Von den Mitgliedern der Familie Zöhrer ist ein sehr reichhaltiger (Feldpost-)Briefbestand aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges von insgesamt 270 Schreiben erhalten. Diese sind in der folgenden Tabelle nach AbsenderInnen und EmpfängerInnen geordnet:

<b>Abs.</b> Empf.	<b>Herta</b>	<b>Mutter, Mitzi</b> (Langenlois)	<b>Franz</b>
Herta		0	27
Mutter, Mitzi	77		105
Franz	16	45	

Zeitlich reichen diese Briefe von Mai 1941 bis September 1944: Die ersten sechs (23. Mai bis 13. Dezember 1941) sind Sendungen von Mutter, Herta und Mitzi an Franz und stammen aus der Zeit, als dieser noch Wein- und Ackerbauschüler in Feldsberg war. Die spätesten Schriftstücke stammen vom September 1944 und sind ebenfalls an Franz gerichtet, wovon der allerletzte von Mitzi am 27. September 1944 geschrieben wurde, also fast genau drei Wochen, nachdem ihr Bruder bereits gestorben war (7. September 1944).

Den Hauptbestand der vorliegenden Arbeit bilden die insgesamt 93 Feldpostbriefe, die von Herta selbst verfasst wurden, wovon 77 an Zuhause (Mutter und Mitzi) und 16 an Franz gerichtet sind. (Vereinzelt wird aber auch aus jenen 27 Briefen zitiert, die sie ihrerseits von Franz erhielt.) Diese Schriftstücke sollen im Folgenden näher beschrieben werden:

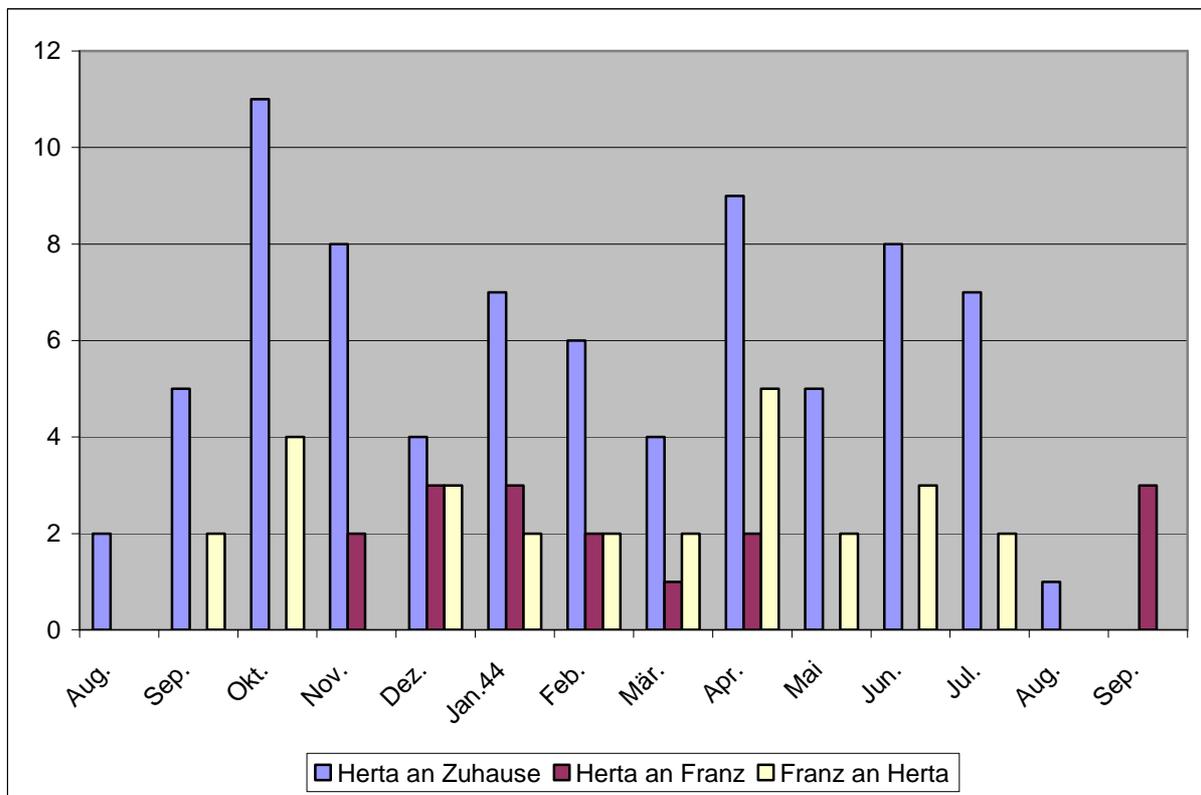


Diagramm 1: Schreibhäufigkeiten Herta an Zuhause, an Franz sowie Franz an Herta pro Monat

Von den 77 Feldpostbriefen an Zuhause wurden 42 mit der Schreibmaschine und 35 mit der Hand geschrieben. Sie sind jeweils gleichzeitig an die Mutter und an die Schwester Mitzi gerichtet und beginnen stets mit den Grußworten „Meine Lieben!“ oder „Liebe Mutter und Mitzi!“. Im Folgenden werden sie daher jeweils mit „Herta an Zuhause, (Datum)“ zitiert. Von den Handgeschriebenen Briefen wurden 28 in lateinischer und 7 in Kurrentschrift verfasst (und zwar die Briefe 1-6 und 8), bzw. 33 mit Tinte und 2 mit Bleistift. Das Schriftbild ist durchwegs sehr gut lesbar und lässt auf eine sehr geübte Schreiberin schließen, in den allermeisten Briefen herrscht ein durchgehender Schreibfluss vor und es gibt nur relativ wenige nachträgliche Korrekturen oder Beifügungen.

Die meisten Briefe, 42 von 77, wurden mit der Schreibmaschine geschrieben. In ihrem dritten getippten Brief gibt Herta ihren Angehörigen Aufschluss über ihre persönliche Einstellung zu diesem Arbeitsgerät:

„Meine Lieben!

Endlich ist der Alte einmal weg und ich kann in Ruhe meine Dienstzeit zu einem Brieflein an Euch verwenden. Maschinenschrift ist ja nicht gerade höflich, aber es geht viel schneller und Ihr werdet hoffentlich nichts dagegen haben.“<sup>10</sup>

Auch wenn Herta offenbar Maschinenschrift als unhöflich im Vergleich zur persönlicher wirkenden Handschrift erachtete, machte sie in den allermeisten Briefen davon Gebrauch. Sie war in der Handhabung der Schreibmaschine so gut eingeübt, dass es ihr einfach „viel schneller“ ging. Das verwundert auch kaum in Anbetracht der Tatsache, dass der Großteil ihrer Arbeit in Maschinschreiben bestand und die Schreibmaschine somit als ihr primäres Arbeitsgerät bezeichnet werden kann. Folglich finden sich auch (abgesehen von Rechtschreibfehlern) kaum Tippfehler oder nachträgliche Korrekturen in ihren Briefen.

Die zitierte Textstelle offenbart indirekt aber noch einen zweiten Grund für Hertas bevorzugte Verwendung der Maschine: Es ist darin nämlich davon die Rede, dass sie ihre Privatkorrespondenz des öfteren auch während ihrer eigentlichen Dienstzeit erledigte. Sie tat dies – anders als in diesem Beispiel – auch dann, wenn „der Alte“, also ihr Chef Oberstleutnant Klages, sehr wohl anwesend war. Durch die Verwendung der Schreibmaschine konnte sie diesem jedoch Geschäftigkeit vortäuschen, während sie in Wirklichkeit ihre Privatbriefe verfasste. Dass sie dabei mitunter auch „auf frischer Tat ertappt“ wurde, bzw. dass diese Gefahr prinzipiell immer bestand, zeigen exemplarisch die folgenden beiden, jeweils ziemlich abrupt erfolgten Briefschlüsse:

„Recht viele Bussi, der Chef schimpft schon!!!“<sup>11</sup>

„Recht viele Bussi, ich muß nämlich schnell Schluß machen, es regt sich schon wieder wer auf.“<sup>12</sup>

Geschrieben wurde auf den verschiedensten Arten von Briefpapier, das mittlerweile zwar leicht vergilbt, im Großen und Ganzen aber sehr gut erhalten ist. In vier Fällen wurde das amtliche Briefpapier des „Verbindungsstabes“ (bzw. später:

---

10 Herta an Zuhause, 31.10.43.

11 Herta an Zuhause, 10.12.43.

12 Herta an Zuhause, 4.6.44.

„Feldkommandantur“) 497, Marseille“ verwendet. Vorgefertigte Feldpostbriefbögen finden sich im gesamten Bestand nicht. Der Grund hierfür ist höchstwahrscheinlich, dass Herta in ihrem Büro genügend gewöhnliches Schreibpapier zur Verfügung stand und dieses auch großzügiger beschrieben werden konnte. Die einzelnen Schriftstücke weisen keine Nummerierungen und abgesehen von vereinzelt Schmutzflecken keine indexikalischen Spuren auf.

Von den 16 erhaltenen Feldpostbriefen, die Herta an ihren Bruder Franz richtete, wurden 9 mit der Hand und nur 7 mit der Schreibmaschine geschrieben. Allerdings darf dies nicht zu der Annahme verleiten, sie hätte ihrem Bruder gegenüber ein anderes Schreibverhalten an den Tag gelegt. Schließlich sind diejenigen Briefe, die sie ihm im Zeitraum vom 11. April bis zum 6. September 1944 schrieb, nicht erhalten geblieben: Sie waren unter dessen persönlichen Habseligkeiten gewesen, die er verlor, als sein Schützenpanzerwagen Mitte Juli 1944 abgeschossen wurde, sodass er sie nicht wie seine anderen Briefe nachhause schicken konnte.<sup>13</sup>

Die Schreiben beginnen meist mit der Eröffnung „Lieber Franz!“, in drei Fällen mit „Liebes Brüderlein!“ und je einmal mit „Mein liebes kleines Brüderlein!“ (im ersten Brief vom 14. November 1943) und „Liebes Franzilein!“ (im letzten vom 21. September 1944). Hinsichtlich Schriftbild, Tippfehler, Briefpapier, Nummerierung und indexikalische Spuren gilt für die Briefe an Franz im Wesentlichen dasselbe wie für die oben beschriebenen an Zuhause. Auf dem ersten Brief vom 14. November 1943, in dem Herta ihrem Bruder Weihnachtsgrüße übermittelte, befindet sich eine schöne Buntstiftzeichnung eines Christbaumzweiges mit Kerzen und einem Herzchenanhänger. Die letzten drei dieser Schreiben, also die vom 6., 18. und 21. September 1944, sind außerdem die einzigen der von Herta abgeschickten, bei denen auch die dazugehörigen Briefkuverts erhalten geblieben sind: Darauf finden sich jeweils zwei Luftfeldpostmarken, der Stempel „Zurück an Absender“<sup>14</sup> sowie der handschriftliche Vermerk „Gefallen für Großdeutschland.“

---

<sup>13</sup> Franz an Zuhause, 21.7.44.

<sup>14</sup> Bei den beiden Briefen vom 6. und 18.9.44 außerdem der Stempel „Einheit des Empfängers nimmt z.Zt. nicht am Luftfeldpostdienst teil. f Luftfeldpostsammelstelle.../...“ – ein Indiz dafür, dass in dieser späten Kriegsphase die Feldpostinfrastruktur nicht mehr einwandfrei funktionierte.

### 2.1.2 Weitere Briefquellen

Einen zusätzlichen Quellenbestand bilden die Feldpostbriefe, die Herta von ihrem Vorgesetzten Oberstleutnant Klages, dessen persönliche Sekretärin sie in Marseille war, nach dessen Versetzung erhielt. Es handelt sich hierbei um sieben Schriftstücke, von denen eines mit der Schreibmaschine, die restlichen sechs mit der Hand geschrieben wurden, davon zwei mit Tinte und vier mit Bleistift. Die Handschrift ist eine eigentümliche Mischung aus Latein und Kurrent (hauptsächlich aber lateinisch) und aufgrund des engen und zuweilen sehr fahrigten Schriftbildes extrem schwer zu entziffern, das gilt vor allem für die mit relativ weichem Bleistift geschriebenen. Zeitlich reichen diese Feldpostbriefe vom 30. Mai 1944 bis zum 10. März 1945, wobei eine große Überlieferungslücke von fast einem halben Jahr zwischen dem 3. Juli und dem 20. Dezember 1944 auffällt, die nicht erklärt werden kann. Dass es aber in diesem Zeitraum eine gegenseitige Korrespondenz gegeben haben muss, geht eindeutig aus dem Kontext der späteren Sendungen hervor.

Klages duzte Herta in diesen Briefen und nannte sie „Veronika“, wobei nicht bekannt ist, wie es zu diesem Spitznamen gekommen bzw. ob das „Du-Wort“ auch gegenseitiger Natur war. Bei der ersten Sichtung der Schreiben wurde vonseiten des Autors dieser Arbeit davon ausgegangen, dass es sich bei Veronika um die Ehefrau Klages' gehandelt haben könnte, die mit ihrem 9-jährigen Sohn aus dem bombenbedrohten Wien geflohen war und bei Familie Zöhrer in Langenlois Quartier erhalten hatte. Aus einem der Briefe Hertas an Zuhause geht nämlich hervor, dass diese Option zumindest in Erwägung gezogen worden war bzw. dass ihr Chef Klages sie gebeten hatte, sich nach einem Quartier in Langenlois zu erkundigen.<sup>15</sup> Bei der schwierigen Entzifferung und Transkription von Klages' Briefen stellte sich jedoch heraus, dass es sich bei „Veronika“ mit absoluter Sicherheit um Herta handelte.

Inhaltlich geht es in den sieben Schreiben hauptsächlich um die Ermöglichung von Hertas Freistellung vom Militärdienst, bzw. Rückkommandierung in die Heimat, bzw. ersatzweise Versetzung zu Klages nach Kroatien. Die Feldpostbriefe von Hertas ehemaligem Chef sind aber in erster Linie eine hochinteressante Quelle für das

---

<sup>15</sup> Herta an Zuhause, 19.2.44.

Kameradschaftsverhältnis, dass sich zwischen den beiden im Laufe der gemeinsamen Zusammenarbeit in Marseille entwickelt hat.

Eine weitere, ganz besondere Briefquelle ist das 38½ Din A4 Seiten starke Schreiben, das Hertas ehemalige Kriegskameradin Pauline Davogt am 6. Oktober 1966 verfasste. Auf der ersten nicht nummerierten Halbseite stehen die folgenden Gruß- und Eröffnungsworte:

„Liebste Herta!

Anbei sende ich Dir den Bericht von unseren [sic] Trennungstermin in Frankreich 1944, wo wir bei unserem Plauscherl unterbrochen wurden. Ich hoffe Du hast etwas Interesse dafür. Die Schrift ist etwas fahrig doch wenn man so viel schreibt ist es nicht anders.

Viele Busserl Deine Pauline“<sup>16</sup>

Die restlichen Seiten sind mit Kugelschreiber in einer tatsächlich etwas fahrigen lateinischen Handschrift geschrieben und von 1 bis 38 durchgehend nummeriert. Die erste nummerierte Seite beginnt mit der Überschrift „Als ob’s gestern g’wesn wär!!!“, es folgt eine detaillierte Schilderung von Paulines Kriegserlebnissen seit Mitte Juni 1944, ihren abenteuerlichen und sehr dramatischen Rückzug nach der Invasion in Südfrankreich (15. August 1944) mit Partisanen- und Tieffliegerangriffen sowie ihren danach erfolgten weiteren Einsatz als Stabshelferin in Prag bis zum Kriegsende und ihrer darauf folgenden Heimkehr nach Österreich. Teilweise wird auch auf die gemeinsam mit Herta verbrachte Zeit in Marseille eingegangen. Der gesamte Text ist in einem ziemlich fahrigen und kurzatmigen Stil verfasst, viele Szenen werden minutiös bis ins kleinste Detail erzählt, sodass sich bei der Lektüre der Eindruck einstellt, die Autorin wollte sich ihre Erlebnisse regelrecht von der Seele schreiben.

Bereits die Eröffnung des Briefes verweist darauf, dass die beiden Frauen einander irgendwann kurz vor dessen Niederschrift zu einem „Plauscherl“ getroffen und dabei über ihre Kriegserlebnisse gesprochen haben. Wahrscheinlich aber dürften die beiden zu dieser Zeit, den 1960er Jahren, nicht in engerem Kontakt gestanden haben und einander womöglich gar nur zufällig getroffen haben. Andernfalls hätte Pauline Davogt wohl kaum die Notwendigkeit verspürt, ihrer ehemaligen Kameradin im Jahr 1966, also

---

16 Pauline Davogt an Herta Gruber, 6.10.1966.

über 22 Jahre nach ihrem gemeinsamen Einsatz in Frankreich, eine dermaßen detaillierte Schilderung ihrer Erlebnisse zukommen zu lassen. Abgesehen davon gibt es von ihr auch keine weiteren Briefe.

Aufgrund der großen zeitlichen Distanz zum Geschehen handelt es sich bei diesem Brief um eine besondere Quelle, anders als bei Feldpostbriefen ist die Erzählung auch nicht durch äußere und innere Zensur eingeschränkt. Zwar kann nicht rekonstruiert werden, inwieweit das Geschriebene vielleicht eine nachträgliche Erinnerungskonstruktion darstellt, doch ist der Brief nichtsdestotrotz eine hochinteressante und ergiebige Quelle für Frauenkameradschaft im Krieg und den Versuch ihrer Verstetigung bzw. Neuaufnahme in der Nachkriegszeit.

## **2.2 Fotografien**

Von der Familie Zöhler ist ein reichhaltiger Fotobestand von einigen hundert Schwarzweißfotografien aus der Vorkriegs- und Kriegszeit erhalten. Davon sind insgesamt 98 Hertas Kriegseinsatz in Frankreich zuzurechnen.<sup>17</sup> Von diesen 98 befinden sich 51 in Hertas Kriegsphotoalbum und 47 wurden lose in einer Pappschachtel aufgefunden. Das am häufigsten vorkommende Format ist 8x5cm auf weißem Hochglanzpapier mit glattem Rand, dies dürfte Hertas bevorzugte Abzugvariante für ihre eigenen Bilder gewesen sein. Es gibt in ihrem Frankreich-Fotobestand nämlich auch Aufnahmen auf Chamois-Papier mit gezacktem Büttenrand, die wahrscheinlich von anderen AmateurfotografInnen stammen. Vereinzelt finden sich auf den Rückseiten dieser Fotos mit Bleistift geschriebene Vermerke wie z.B. „14ffrcs. Zöhler“ die darauf verweisen, dass von manchen Fotos mehrere Abzüge gefertigt wurden und diese im KameradInnenkreis getauscht, verschenkt oder verkauft wurden. Ansonsten weisen fast alle Fotos keinerlei Beschriftung auf, sodass nur aus dem Kontext der Feldpostbriefe rekonstruiert (bzw. in manchen Fällen nur erraten) werden kann, um welche Motive bzw. Personen es sich auf den Bildern handelt oder in welchem Zeitraum sie entstanden sind.

---

<sup>17</sup> Mehrfachabzüge nicht mit eingerechnet.

In sehr vielen Fällen werden auf den Fotos Personen oder Personengruppen dargestellt, wahlweise vor, in oder auf diversen Fortbewegungsmitteln wie Eisenbahnwaggons, Autos, Booten oder Schiffen, vor baulichen oder landschaftlichen Sehenswürdigkeiten, am Strand oder bei sonstigen Freizeitaktivitäten (wie z.B. Reiten) bzw. in teils ausgelassener Geselligkeit bei verschiedenen Feierlichkeiten wie Kameradschaftsabenden. Bei den Aufnahmen von Sehenswürdigkeiten oder Landschaften herrscht eindeutig der durch Reiseberichte, Bildmappchen und Postkarten vorgeprägte „touristische Blick“ vor.<sup>18</sup> Die jeweils gewählten Blickwinkel und Bildausschnitte unterscheiden sich oft kaum bis gar nicht von den fotografischen Ansichten, die Herta offenbar in Souvenirläden kaufte und die zwar dasselbe Format und Fotopapier wie ihre eigenen Fotos aufweisen, aber anhand ihrer besonderen Nummerierung als zum Verkauf bestimmte Massenware erkennbar sind. Von diesen Aufnahmen gibt es insgesamt 32, sie machen also ziemlich genau ein Drittel des Gesamtbestandes (98 Fotos) aus. Sie werden an dieser Stelle jedoch genau wie die von Hertas KameradInnen angefertigten Fotografien zu ihrem persönlichen Frankreich-Fotobestand dazu gezählt, weil für AmateurfotografInnen – oder „KnipserInnen“, wie sie im Bereich der Fotografiegeschichte auch genannt werden<sup>19</sup> – nicht wichtig ist, „was die Bilder zeigen und wie sie es tun und von wem sie stammen, sondern an welche Gegebenheiten sie erinnern“ und welchen Stellenwert sie im eigenen „Bilderkosmos“<sup>20</sup> einnehmen.

Alle dieser 32 in Souvenirläden gekauften Fotos sind in Hertas Kriegsphotoalbum eingeklebt. Hierbei handelt es sich um ein gewöhnliches, in dunkelgrünem Stoff gebundenes Fotoalbum, das jedoch äußerlich eine Besonderheit aufweist: Um eine der Ecken des Einbandes hat die Besitzerin nämlich einen ihrer beiden Ärmelstreifen mit der Aufschrift „Stabshelferin des Heeres“<sup>21</sup> geklebt. Vielleicht wollte sie mit dieser Verzierung die vorgefertigten, normierten Kriegsphotoalben imitieren, die es zur Zeit des

---

18 Vgl. Petra Bopp, Fremde im Visier. Fotoalben aus dem Zweiten Weltkrieg (Bielefeld 2009), 28.

19 Timm Starl, Knipser. Die Bildgeschichte der privaten Fotografie in Deutschland und Österreich von 1880 bis 1980 (München 1995), 12ff.

20 Ebd., 23.

21 Diese in Grün gehaltenen Ärmelstreifen waren ihr am 19. August 1943 von der Wehrkreisverwaltung XVII in Wien ausgehändigt worden und stellen den einzigen Bestandteil ihrer „Uniformierung“ dar, siehe Herta Zöhrers „Einsatzbuch für Stabshelferinnen“, 10 (angeführt unter: „Aus Heeresbeständen empfangene zusätzliche Kleidungs- usw. Stücke“). Es lässt sich jedoch auf keinem einzigen der Fotos erkennen, dass Herta selbst oder eine ihrer Kameradinnen diese Ärmelstreifen im Alltag auch tatsächlich getragen hat.

Zweiten Weltkrieges für Soldaten zu kaufen gab und die auf dem Umschlag mit NS-Insignien, Waffengattungssymbolen und Aufschriften wie „Erinnerung an meine Dienstzeit“ bedruckt waren.<sup>22</sup> Der Entstehungszeitraum dieses Fotoalbums ist jedoch unbekannt. Es befindet sich zudem in einem ziemlich ramponierten Zustand: An insgesamt 41 Stellen sind Fotos bereits herausgefallen und sind nur noch Klebstoffrückstände bzw. leere Fotoecken vorhanden. An 23 der 47 Fotos, die lose in der Pappschachtel vorgefunden wurden, sind eindeutig Klebstoffrückstände zu erkennen bzw. sieht man bei genauer Betrachtung unter der Lupe Verfärbungen bzw. Nachbelichtungen des Fotopapiers an den Ecken, sodass diese einmal in einer Fotoecke im Album gesteckt haben müssen.

Merkwürdigerweise wurden mitten im Album 17 Seiten gänzlich freigelassen, auf denen sich weder Klebstoffrückstände noch Fotoecken befinden. Erst auf den letzten beiden Seiten befinden sich wieder – im Kontext des restlichen Albums chronologisch völlig unlogisch – gekaufte Ansichten von Marseille sowie ein selbstgemachtes Foto vom Hôtel de Bordeaux am Boulevard d'Athènes, das für Hertas Einheit, die „Feldkommandantur 497“ requiriert war.

Nach Ansicht des Autors deutet diese Besonderheit darauf hin, dass Herta ihr Kriegsfotoalbum nach dessen Ersterstellung zu einem späteren Zeitpunkt wieder zur Hand nahm und es vervollständigen wollte, dieser Versuch jedoch offenbar wieder verworfen wurde, sodass das Album letztlich unvollendet blieb.

### **2.3 Dokumente und sonstige Quellen**

Darüber hinaus gibt es die verschiedensten Dokumente, die sich auf die Familie Zöhrer sowie die Person Herta Zöhrers und ihren Kriegseinsatz als Stabshelferin beziehen. Zunächst ist hier der Ahnenpass ihrer Bruders, Franz Zöhrer, zu nennen, dieser gewährt Aufschluss über den Familienstammbaum sowie über Geburts-, Eheschließungs-, und Sterbedaten der darin angeführten Vorfahren. Schulzeugnisse sind von allen drei Geschwistern Herta, Mitzi und Franz erhalten.

---

<sup>22</sup> Bopp, *Fremde im Visier*, 37ff. Darüber, dass es solche vorgefertigte Fotoalben auch speziell für Wehrmachtshelferinnen gegeben hätte, konnte der Autor übrigens nichts in Erfahrung bringen.

Zu Hertas Kriegseinsatz sind zunächst verschiedene amtliche Bescheide bzw. Bescheinigungen vorhanden, allem voran ihr Verpflichtungsbescheid (ausgestellt am 8. März 1943) und ihr Entpflichtungsbescheid (14. September 1944) sowie verschiedene Bescheinigungen zu Tauglichkeit, Schutzimpfungen, aus Heeresbeständen empfangene Gegenstände und ähnliches.

Besonders erwähnenswert ist ihr „Einsatzbuch für Stabshelferinnen des Heeres.“ Dieses Dokument, das am 19. August 1943 von der Wehrkreisverwaltung in Wien ausgestellt wurde, war zunächst einmal ein amtlicher Lichtbildausweis seiner Inhaberin, den diese im Einsatz immer bei sich zu tragen hatte. Darüber hinaus diente es auch zur Buchführung über die wichtigsten Daten ihres Einsatzes, also Angaben über ihrer Dienststellen, -zeiten und -bezüge, Beurlaubungen und ähnliches. Das kleine Büchlein hat 24 Seiten und enthält ab Seite 17 auch den OKH-Erlass „Dienstordnung für Stabshelferinnen des Heeres“ in der Fassung vom 28. Februar 1942 mit 17 Paragraphen.

Eine ganz besondere Quellengattung stellen die beiden Kameradschaftszeitungen dar, da es sich hierbei um eine literarische Quelle handelt. Es sind dies zwei maschinengeschriebene, zusammengeheftete Hefte mit den Titeln „Den Angehörigen des Verb.Stabes zur Erinnerung an Weihnacht 1943, Marseille“ (15 Seiten) und „Kameradschaftsabend der Feldkommandantur 497“ (8 Seiten), die im Folgenden als „Gedichtband 1 bzw. 2“ zitiert werden. Der Autor ist ein Dichter mit dem Pseudonym „Haruspex“ (lat. Eingeweidebeschauer, Zeichendeuter) bzw. ein nicht näher genanntes, mit Sicherheit aber rein männliches Autorenkollektiv. Die Hefte beinhalten Anekdotisch-Humoristisches zum Dienstilltag und zu einzelnen Mitgliedern der Einheit in Versform. Diese Gedichte wurden bei Kameradschaftsabenden vorgetragen, wie ein Brief Hertas belegt:

„Gestern war Kameradschaftsabend, es war recht nett es wurden lustige Vorträge gebracht [...].“<sup>23</sup>

---

23 Herta an Zuhause, 19.3.43.

Mit großer Wahrscheinlichkeit bezog sich Herta hierbei auf die Gedichte im Gedichtband 2 („Kameradschaftsabend der Feldkommandantur 497“), womit dessen Entstehungszeitraum auf das Frühjahr 1944 eingegrenzt werden kann, derjenige des ersten Gedichtbandes („Erinnerung an Weihnacht 1943“) kann ziemlich klar mit Dezember 1943 anberaumt werden. Auf diesem befindet sich ein mit Bleistift geschriebener Vermerk „St.H. Zöhler“, der vermuten lässt, dass jedem Mitglied der Einheit je ein Exemplar als Andenken ausgefertigt wurde.

Der spezielle und nicht zu unterschätzende Quellenwert dieser Kameradschaftszeitungen besteht darin, dass sich die Einheit damit gewissermaßen ihre eigene Geschichte schrieb. Insbesondere was den weiten Themenkomplex der Kameradschaft betrifft, ergänzen sie die Ausführungen in Hertas Briefen, denn sie gewähren als internes Kommunikationsmedium einen wertvollen Einblick in die Kommunikationsgemeinschaft der KameradInnen. Diese bestand nämlich Klaus Latzel zufolge weitgehend getrennt von derjenigen, die durch die Briefe mit den Angehörigen in der Heimat hergestellt wurde.<sup>24</sup>

## 2.4 Überlieferungssituation

Die amtlichen Dokumente wurden von Herta Gruber sorgfältig in einer Dokumentenmappe aufbewahrt. Nach ihrem Tod am 15. April 2005 und der darauf folgenden Wohnungsauflösung ging diese Mappe in den Besitz ihres ältesten Sohnes Hans Gruber über, dieser übernahm auch die Verwahrung ihres Fotoalbums sowie einer Pappschachtel, in der sich völlig ungeordnet die mehreren hundert Fotos der Familie Zöhler befanden. Von der Existenz der Feldpostbriefe Herta Zöhlers aus Frankreich hingegen wusste ich lange Zeit nichts, sodass ich in meiner 2008 verfassten Forschungsseminararbeit zu den Kriegserfahrungen ihres Bruders Franz an der Ostfront noch davon ausging, dass sie nicht erhalten geblieben sind. Dessen Briefe und Fotografien sowie den Brief von Hertas Kameradin Pauline Davogt vom 6. Oktober 1966 hatte ich bei der Wohnungsauflösung im April 2005 entdeckt und selbst in Verwahrung genommen.

---

<sup>24</sup> Vgl. Latzel Klaus, Kollektive Identität und Gewalt, In: Peter Jahn, Ulrike Schmiegelt (Hg.), Foto-Feldpost. Geknipste Kriegserlebnisse 1939-1945 (Berlin 2000), 14.

Erst im September 2010 stellte sich heraus, dass mein Onkel Hans in seinem Keller doch noch etwas hatte, das mir noch nicht bekannt war: In einem Schuhkarton, den er unkommentiert vor mich auf den Tisch stellte, fand ich völlig unverhofft die verloren geglaubten Feldpostbriefe meiner Großmutter aus deren Zeit in Frankreich. Darunter waren neben ihren an Zuhause und an Franz adressierten Briefen auch diejenigen, die sie ihrerseits von ihrem Bruder und von ihrem Vorgesetzten Oberstleutnant Klages erhalten hatte sowie die beiden Kameradschaftszeitungen. All das fand ich ungeordnet und vermischt mit verschiedenen anderen Korrespondenzen aus der Nachkriegszeit vor. Nach diesem überraschenden Fund wurden die Briefe von mir zunächst chronologisch und nach AbsenderInnen geordnet und danach transkribiert.

### 3.) Theoretischer Teil

#### 3.1 Feldpostbriefe als historische Quellen

Feldpostbriefe erst Mitte der 1980er Jahre, also relativ spät von der historischen Forschung als Quelle entdeckt.<sup>25</sup> Davor galten sie vor allem wegen ihres hauptsächlich privaten Inhalts als unergiebig und vernachlässigbar, ein näheres Interesse an einer Alltagsgeschichte des Krieges oder an der persönlichen Perspektive des „einfachen Frontsoldaten“ war erst im Entstehen begriffen,<sup>26</sup> das Forschungsinteresse an Wehrmachthelferinnen sollte sogar noch länger auf sich warten lassen.

Feldpostbriefe sind höchstpersönliche Zeugnisse. Bei ihrer Lektüre und wissenschaftlicher Interpretation gilt es daher zunächst, sich nicht allzu sehr mit den VerfasserInnen und deren Gefühlen zu identifizieren oder auf Begriffe zurückzugreifen, die vom eigenen subjektiven Empfinden gefärbt sind und somit nicht der gebotenen wissenschaftlichen Objektivität entsprechen.<sup>27</sup>

Feldpostbriefe sind nicht die unmittelbar „authentische“ Quelle, die sie auf dem ersten Blick zu sein scheinen, ihre Aussagekraft hängt in erster Linie davon ab, welche Fragen an sie gestellt werden.<sup>28</sup> Sie stellen nämlich eine Sonderform der Quellengattung Brief dar, weil sie unter ganz bestimmten Bedingungen verfasst wurden: der durch den Krieg bedingten „äußeren“ und „inneren“ Zensur. Mit der äußeren Zensur sind die Zensurbestimmungen des jeweiligen Militär- bzw. Kriegsrechts gemeint. Die Briefe an die Heimat durften keine Informationen über militärische Geheimnisse wie genaue Ortsangaben, Truppenstärke, Angriffspläne oder dergleichen enthalten. Das Militärrecht der Deutschen Wehrmacht kannte überdies den Straftatbestand der „Wehrkraftzersetzung“, kritische Äußerungen vor allem in Bezug auf die Staatsführung

---

25 Vgl. z.B. Klaus Latzel, Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939-1945 (Paderborn 1998), 21ff.

26 Vgl. Martin Humburg, Deutsche Feldpostbriefe im Zweiten Weltkrieg. Eine Bestandsaufnahme, In: Detlef Vogel, Wolfram Wette (Hg.), Andere Helme – andere Menschen? Heimerfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich (Essen 1995) 13.

27 Vgl. Klaus Latzel, Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 56 (1997), 3ff.

28 Ebd..

konnten mit Gefängnis, Zuchthaus oder gar mit dem Tod bestraft werden.<sup>29</sup> Oft vermieden es die AutorInnen, ihren Angehörigen bestimmte negative Erlebnisse mitzuteilen um sie nicht allzu sehr zu beunruhigen, man spricht in diesem Fall von der sogenannten „inneren Zensur“, die man sich beim Schreiben freiwillig selbst auferlegte. Jedoch war die Informationsfunktion der Briefe ohnehin zweitrangig, viel wichtiger war die Aufrechterhaltung familiärer und anderer sozialer Kontakte,<sup>30</sup> war doch die Feldpost die einzige Kommunikationsmöglichkeit zwischen Heimat und Front. Außerdem konnte jeder Feldpostbrief der letzte sein, so gesehen ist er also immer auch ein existenzielles „Lebenszeichen“ für die Angehörigen zu Hause.<sup>31</sup>

Aufgrund dieser und ähnlicher schwierigen Rahmenbedingungen des Krieges ist der Feldpostbrief meist von einem Kommunikationsmuster mit ganz bestimmten sprachlichen und stilistischen Eigenheiten geprägt.<sup>32</sup> So bedienten sich die VerfasserInnen beim Schreiben oftmals „emotiver Sprachhandlungsstrategien“, diese sind hauptsächlich Verschweigen, Verharmlosen, Phraseologisieren und Imagepflege.<sup>33</sup> Dieses sprachliche Vorgehen sollten gleich mehrere Funktionen erfüllen: in den meisten Fällen zuallererst der Beruhigung des Empfängers oder der Empfängerin, des Signalisierens von Hoffnung und Zuversicht, des weiteren der Erfüllung von sozialen Erwartungshaltungen und schließlich oft auch der Stärkung des eigenen Selbstvertrauens. Oft lässt sich in den Feldpostbriefen aber auch ein, mehr oder weniger langsam sich anbahnender Entfremdungsprozess zwischen den BriefschreiberInnen beobachten. Das kommt vor allem dann vor, wenn die Fronterlebnisse der SchreiberInnen von deren gewöhnlichen Alltagsleben so grundverschieden sind, dass diese glauben, keine gemeinsame Verständigungsbasis mehr mit ihren Angehörigen in der Heimat zu finden.<sup>34</sup> Im Hinblick auf die spezifischen

---

29 Benjamin Ziemann, Feldpostbriefe der beiden Weltkriege – eine „authentische“ Quellengattung? In: Peter Eigner, Christa Hämmerle, Günter Müller (Hg.), Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht (Wien 2006) 65.

30 Isa Schikorsky, Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbriefen, In: Wirkendes Wort. Deutsche Sprache in Forschung und Lehre 42 (1994) 297.

31 Ebd., 297.

32 Ebd., 297ff.

33 Ebd., 300.

34 Ebd.

Sprachhandlungsstrategien und die qualitativen Veränderungen in der Kommunikation legt sich als methodischer Zugang also eine Sprach- und Stilanalyse nahe.<sup>35</sup>

Was den geschlechtergeschichtlichen Aspekt betrifft, so ging die Feldpostforschung lange Zeit von einem Spannungsverhältnisses zwischen Front als männlicher, und Heimatfront als weiblicher Erfahrungssphäre aus. Diese starre Dichotomisierung<sup>36</sup> wurde jedoch mittlerweile durch neuere Ansätze der Frauen- und Geschlechtergeschichte kritisiert und zum Teil auch widerlegt. Nichtsdestotrotz waren in den Feldpostbriefen zwischen Front und Heimat auch die damaligen Geschlechterrollen ein wichtiges und oftmals durchaus konflikträchtiges Thema. So gesehen sind Feldpostbriefe der beiden Weltkriege also auch Quellen für die jeweils spezifischen Formen von Geschlechterbeziehungen und -diskurse, im Falle des Zweiten Weltkrieges also mitunter Quellen für Geschlechterkonstruktionen im Sinne der idealen Weiblichkeits- und Männlichkeitsvorstellungen des Nationalsozialismus.<sup>37</sup>

### 3.2 Kriegserlebnis – Kriegserfahrung

Wie bereits erwähnt, sind Feldpostbriefe keine unmittelbar authentische Quelle, ihre Aussagekraft hängt in erster Linie davon ab, welche Fragen an sie gestellt werden. Klaus Latzel plädiert in seiner Konzeption einer Erfahrungsgeschichte des Krieges dafür, Feldpostbriefe als erfahrungsgeschichtliche Quellen zu betrachten und sie in einem ersten Schritt zunächst einmal zu den Erlebnissen, die in ihnen geschildert werden, zu befragen.<sup>38</sup> Unter Erlebnissen versteht er dabei „die aus dem diffusen Strom von Eindrücken, die permanent das Bewußtsein und die Sinne überfluten, mit subjektiver Aufmerksamkeit bedachten Momente“,<sup>39</sup> also solche individuellen

---

35 Vgl. Klaus Latzel, *Kriegsbriefe und Kriegserfahrung: Wie können Feldpostbriefe zur erfahrungsgeschichtlichen Quelle werden?* In: *Werkstatt Geschichte* 22 (1999), 19.

36 Vgl. Christa Hämmerle, *Von den Geschlechtern der Kriege und des Militärs. Forschungseinblicke und Bemerkungen zu einer neuen Debatte*, In: Thomas Kühne, Benjamin Ziemann (Hg.), *Was ist Militärgeschichte?* (Paderborn/Wien 2000), 256.

37 Vgl. Inge Marszolek, „Ich möchte Dich zu gern mal in Uniform sehen“. *Geschlechterkonstruktionen in Feldpostbriefen*, In: *Werkstatt Geschichte* 22 (1999), 43f.

38 Latzel, *Kriegsbriefe und Kriegserfahrung*, 17.

39 Ebd., 14.

Sinneseindrücke, die gegenüber anderen abgegrenzt und hervorgehoben<sup>40</sup> werden. Um die Fülle von Erlebnissen in den Blick nehmen zu können, rät Latzel zu deren systematischen Strukturierung, etwa in Form zeitlich unterschiedlichen Erlebnisphasen, die in den Phasenverlauf des Krieges eingebettet sind.<sup>41</sup>

Die unmittelbaren Erlebnisse der historischen AkteurInnen werden sodann von diesen mit ihrem jeweiligen Vorwissen verglichen, dieses wiederum ist immer auch Bestandteil des Vorrats an sozialem Wissen der jeweiligen Zeit bzw. (Kriegs-)Gesellschaft, aus der die AkteurInnen stammen.<sup>42</sup> Das Ergebnis dieses Vergleichs ist die Sinnstiftung, durch die das Erlebnis erst zur Erfahrung werden kann.<sup>43</sup> Diese Sinnstiftung oder Interpretation von Erlebnissen gelingt aber nicht immer und zwar vor allem dann nicht, wenn es dem oder der erlebenden historischen Akteur/in angesichts existenzieller Kriegserlebnisse im Zusammenhang mit Gewalt und Tod schwer fällt, diese als „sinnvoll“ zu begreifen. In diesem Fall übersteigen die Erlebnisse die Kapazitäten des Erfahrungshaushaltes.<sup>44</sup>

Nachdem es die Sprache ist, die Erfahrungen ermöglichen, definieren und begrenzen sowie das gesellschaftliche Wissen speichern,<sup>45</sup> sieht er in einer eingehenden Sprachanalyse „den vielversprechendsten systematischen Zugang“ um Sinnstiftungsprozessen im Krieg auf die Spur zu kommen.<sup>46</sup>

Im Sinne einer solcherart strukturierten Erfahrungsgeschichte des Krieges gilt es also, eine grundlegende Unterscheidung vorzunehmen zwischen den Fragen nach unmittelbaren Kriegserlebnissen und denjenigen nach dem Gelingen bzw. der Art und Weise der sprachlichen Sinnstiftung, durch die Erlebnisse zu Erfahrungen werden. Die Grenzen der Analyse sieht Latzel unter anderem darin, dass nicht alle Erlebnisse der KriegsteilnehmerInnen von diesen auch verschriftlicht wurden, das heißt, zu Kriegserfahrungen transformiert wurden. Grund dafür sind nicht zuletzt auch die bereits beschriebene äußere und innere Zensur, die den SchreiberInnen auferlegt wurden,

---

40 Latzel, Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung, 13.

41 Latzel, Kriegsbriefe und Kriegserfahrung, 17f.

42 Latzel, Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung, 13f.

43 Ebd., 14f.

44 Latzel, Kriegsbriefe und Kriegserfahrung, 15.

45 Latzel, Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung, 15.

46 Latzel, Kriegsbriefe und Kriegserfahrung, 19.

bzw. die sich diese freiwillig selbst auferlegten.<sup>47</sup> Was ohne diese Restriktionen an Erlebnissen bzw. Erfahrungen an die Angehörigen weitergegeben worden wäre, kann letztlich niemals mit Bestimmtheit gesagt werden.<sup>48</sup>

### 3.3 Wehrmachthelferinnen

#### 3.3.1 Definition, historischer Überblick

Wehrmachthelferinnen waren bei der Deutschen Wehrmacht angestellte Frauen, die für die Zeit des Krieges notdienstverpflichtet wurden, um auf Planstellen von Soldaten zu arbeiten und diese für den unmittelbaren Fronteinsatz zu ersetzen.<sup>49</sup> Rechtlich galten sie als ziviles „Wehrmachtgefolge“ ohne kriegsvölkerrechtlichen Kombattantenstatus, somit nahmen sie Franka Maubach zufolge einen „Zwitterstatus“ zwischen Zivil- und Militärpersonal ein,<sup>50</sup> ihr Einsatz im Krieg changierte also zwischen der Sphäre des Soldatischen und des Zivilen.<sup>51</sup>

Die rechtlichen Rahmenbedingungen für den weiblichen Kriegseinsatz waren bereits vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges geschaffen worden: Das 1935 erlassene Wehrgesetz bestimmte ganz allgemein, dass im Falle eines Kriegs „über die Wehrpflicht hinaus jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau zur Dienstleistung für das Vaterland verpflichtet“ sei.<sup>52</sup> Dieses erste Grundlagengesetz wurde mit der Notdienstverordnung „zur Sicherstellung des Kräftebedarfs für Aufgaben von besonderer staatspolitischer Bedeutung“ vom 15. Oktober 1938 näher spezifiziert.<sup>53</sup> Kurz nach Ausbruch des Krieges folgte am 15. September 1939 eine zweite Durchführungsverordnung, die eine „der Wehrpflicht angenäherte“, weil entfristete, per Einberufungsbescheid und ohne Beschäftigungsvertrag erfolgende, Rekrutierungsform

---

47 Vgl. ebd., 20f.

48 Ebd.

49 Franka Maubach, Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachthelferinnen (Göttingen 2009), 84; bzw. dies., Expansionen weiblicher Hilfe. Zur Erfahrungsgeschichte von Frauen im Kriegsdienst, In: Sybille Steinbacher (Hg.), Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft (Göttingen 2007), 105.

50 Maubach, Stellung, 84.

51 Maubach, Expansionen, 96.

52 Zit. nach Maubach, Stellung, 13.

53 Ebd., 17.

für Frauen schuf.<sup>54</sup> Voraussetzung für deren Kriegseinsatz war, dass sie familiär ungebunden, ledig oder zumindest kleinkinderlos waren.<sup>55</sup>

Die ersten Wehrmachthelferinnen im Krieg waren die sogenannten Nachrichtenhelferinnen: Diese stellten als Fernschreiberinnen und Fernsprecherinnen die militärische Nachrichtenübermittlung der in der Blitzkriegsphase neu eroberten Räume sicher und waren aus dem Reservoir des weiblichen Hilfspersonals des Deutschen Roten Kreuzes rekrutiert worden.<sup>56</sup> Dieses war nämlich in Vorbereitung auf den Krieg massiv aufgestockt worden,<sup>57</sup> jedoch gab es nach den ersten deutschen Siegen weit weniger zu betreuende Verwundete als erwartet, sodass die „Schwesternhelferinnen“, die nicht gebraucht wurden, dem Heer überstellt und zu Nachrichtenhelferinnen umgeschult wurden.<sup>58</sup> In der Folge meldeten sich in der noch siegreichen Anfangsphase des Kriegs fast alle Helferinnen freiwillig, um ins besetzte Ausland kommen zu können.<sup>59</sup> Die meisten dieser Freiwilligen wollten vor allem in Frankreich und insbesondere in Paris eingesetzt werden, diese Stadt war laut Maubach für die Frauen „die zentrale Projektionsfläche ihrer Lust an der Eroberung.“<sup>60</sup>

Nach dem Angriff auf die Sowjetunion im Sommer 1941 reichten die Helferinnen, die sich bis zu diesem Zeitpunkt freiwillig gemeldet hatten, jedoch bald nicht mehr aus, um den Bedarf an Personal zu decken.<sup>61</sup> Die freiwilligen Meldungen wurden mehr und mehr durch eine Rekrutierungsform abgelöst, die Maubach als „vermittelte Freiwilligkeit“, bzw. als „sanften Zwang“ durch die Arbeitsämter bezeichnet, spätestens ab 1943 dominierte schließlich der Zwang.<sup>62</sup> Nach der Niederlage von Stalingrad befahl der Wehrmachtführungsstab, „alle Soldaten in den Stäben des Ersatzheeres für den Frontdienst freizumachen, deren Funktionen auch von Frauen wahrgenommen werden konnten.“<sup>63</sup>

---

54 Ebd., 17f.

55 Ebd., 18.

56 Ebd., 80.

57 Maubach, Expansionen, 98.

58 Maubach, Stellung, 80f.

59 Maubach, Expansionen, 100.

60 Maubach, Stellung, 111.

61 Maubach, Expansionen, 105; sowie Franz Seidler, Blitzmädchen. Die Geschichte der Helferinnen der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg (Koblenz/Bonn 1979), 11.

62 Maubach, Expansionen, 105, 108.

63 Seidler, Blitzmädchen, 11.

Zudem kam es im Laufe des Kriegs zu einer immer weiter gehenden Ausdifferenzierung bezüglich Hierarchiestrukturen und Einsatzbereiche der Wehrmachthelferinnen.<sup>64</sup> Zusätzlich zu den Nachrichtenhelferinnen gab es jetzt auch Stabs-, Marine-, Luftwaffen-, Flakwaffen-, Werft-, Flugmelde-, Luftschutzwarndienst-, Wetterdienst-, Truppenhelferinnen (Küchenhilfen) und verschiedene andere mehr.<sup>65</sup> Insgesamt waren im Laufe des Krieges rund 500.000 Helferinnen bei der Wehrmacht beschäftigt,<sup>66</sup> von denen ein Großteil (ca. 300.000) von der Luftwaffe rekrutiert wurde.<sup>67</sup>

### 3.3.2 Stabshelferinnen

Stabshelferinnen wurden, wie der Name schon sagt, bei militärischen Stäben eingesetzt<sup>68</sup> und zwar bei allen drei Wehrmachtsteilen (also Heer, Luftwaffe und Kriegsmarine).<sup>69</sup> Anders als etwa die Nachrichtenhelferinnen erhielten sie zwar keine wehrmachtspezifische Ausbildung,<sup>70</sup> doch war die Beherrschung von Schreibmaschine und Stenographie Grundvoraussetzung.<sup>71</sup> Sie arbeiteten in den verschiedensten Wehrmachtdienststellen im In- und Ausland hauptsächlich als Maschinenschreiberinnen, Stenotypistinnen, Rechnungsführerinnen, Karteiführerinnen, Botinnen, und Übersetzerinnen<sup>72</sup> und können somit auch einfach als „Geschäftszimmerpersonal“<sup>73</sup> bezeichnet werden.

Im besetzten Ausland waren die Stabshelferinnen meistens nicht uniformiert, sie nahmen sich somit „wie gewöhnliche Sekretärinnen“ aus.<sup>74</sup> Anders als zum Beispiel die Nachrichtenhelferinnen wurden sie „nicht im Verband untergebracht und eingesetzt,

---

64 Maubach, Stellung, 105.

65 Vgl. z.B. Seidler, Blitzmädchen, 11ff.

66 Maubach, Stellung, 7.

67 Maubach, Expansionen, 98.

68 Ursula von Gersdorff, Frauen im Kriegsdienst 1914-1945 (Stuttgart 1969), 62.

69 Seidler, Blitzmädchen, 150.

70 Ebd.

71 Gersdorff, Frauen im Kriegsdienst, 63.

72 Seidler, Blitzmädchen, 150.

73 Gaby Zipfel, Wie führen Frauen Krieg?, In: Hannes Heer, Klaus Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944 (Hamburg 1995), 464.

74 Maubach, Stellung, 100.

sondern lebten und arbeiteten in aller Regel vereinzelter“,<sup>75</sup> sie arbeiteten auch nicht unter weiblicher Aufsicht, sondern waren unmittelbar militärischen Vorgesetzten, Offizieren oder Wehrmachtbeamten unterstellt.<sup>76</sup> In einigen Fällen waren sie sogar nach den Bestimmungen des damaligen Militärstrafrechts „Geheimnisträgerinnen“, die über die Einhaltung der militärischen Schweigepflicht laut „Dienstordnung für Stabshelferinnen des Heeres“ in der Fassung vom 1. August 1943 „laufend zu belehren“ waren.<sup>77</sup>

Der Beginn des Einsatzes dieser Helferinnengruppe war Ende 1941, die größten Einsatzgebiete waren Frankreich und das „Generalgouvernement“ im besetzten Polen.<sup>78</sup> Seine höchste personelle Stärke erreichte der Stabshelferinneneinsatz im Frühjahr 1944, als man deutscherseits bereits mit einer bevorstehenden Invasion im Westen rechnete.

Aufgrund ihrer im Vergleich zu den Nachrichtenhelferinnen vereinzelteren Unterbringung und Arbeitsweise spricht Franka Maubach von den Stabshelferinnen außerdem als derjenigen Helferinnengruppe, die den niedrigsten Militarisierungsgrad aufwies.<sup>79</sup> Gerade sie wären mit zunehmend prekärer werdender Kriegslage in einen ungeschützten Zwischenraum zwischen Militär- und Zivilstatus geraten, der unter anderem auch durch die Unentschiedenheit in der Frage nach der Uniformierung markiert sei.

### 3.3.3 Forschungsstand

Wehrmachthelferinnen und ihr Kriegseinsatz sind ein bislang vergleichsweise kaum erforschtes Feld. Zwar gibt es mit den weiter oben bereits zitierten Studien von Franz Seidler<sup>80</sup> und Ursula von Gersdorff<sup>81</sup> Werke, die sich mit dem Phänomen beschäftigen und auch schon älteren Datums sind. Doch handelt es sich hierbei lediglich um Studien,

---

<sup>75</sup> Ebd.

<sup>76</sup> Gersdorff, Frauen im Kriegsdienst, 63.

<sup>77</sup> Zit. nach Maubach, Stellung, 189f.

<sup>78</sup> Gersdorff, Frauen im Kriegsdienst, 63f.

<sup>80</sup> Franz Seidler, Blitzmädchen. Die Geschichte der Helferinnen der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg (Koblenz/Bonn 1979).

<sup>81</sup> Ursula von Gersdorff, Frauen im Kriegsdienst 1914-1945 (Stuttgart 1969).

die vornehmlich der Organisationsgeschichte bzw. der Dokumentation der Aktenlage zu den Helferinnen widmen. Sie sind daher in erster Linie nur dafür geeignet, sich einen ersten Überblick über die Thematik zu verschaffen, wie auch Maubach treffend feststellt.<sup>82</sup>

Neben kleineren Aufsätzen in historischen Zeitschriften oder Sammelbänden, die auf Wehrmachthelferinnen eingehen<sup>83</sup> oder die Thematik zumindest anschnitten,<sup>84</sup> wäre auch noch das Werk der Frankfurter Historikerin Rosemarie Killius „Frauen für die Front. Gespräche mit Wehrmachthelferinnen“<sup>85</sup> zu erwähnen: Zwar hat Killius tatsächlich „Gespräche mit Wehrmachthelferinnen“ geführt, wie es im Untertitel steht, doch wurde die eigentliche und ursprüngliche Gesprächs- bzw. Interviewstruktur, das heißt die Fragen, die sie stellte, von ihr nachträglich gestrichen, sodass der Text nur aus den (demnach zusammengefassten) Erinnerungen der von ihr interviewten 13 Helferinnen besteht. Diese wurden von ihr, abgesehen von einigen einführenden Erläuterungen in der Einleitung, auch nicht kommentiert. Somit stehen die Erzählungen der Interviewpartnerinnen, wie Killius selbst schreibt, nur „für sich“.<sup>86</sup> Das Buch ist zwar durchaus interessant zu lesen und stammt auch von einer professionellen Historikerin, wendet sich jedoch eher an ein interessiertes Laien- als an ein historisches Fachpublikum, sodass sein wissenschaftlicher Erkenntniswert sehr gering ausfällt.

Eine eingehende und systematische erfahrungsgeschichtliche Analyse des weiblichen Kriegseinsatzes wurde erst im Jahr 2009 von der Jenaer Historikerin Franka Maubach mit ihrer Dissertation „Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachthelferinnen“<sup>87</sup> vorgelegt. Das Fundament ihrer Studie bilden lebensgeschichtliche Oral-History-Interviews, die sie mit insgesamt 15 Helferinnen führte, es wurden aber auch zeitgenössische oder nachmalige Erfahrungsquellen von

---

<sup>82</sup> Maubach, Stellung, 24f.

<sup>83</sup> Zu nennen wäre hier z.B. Bettina Blum, „Einen weiblichen Soldaten gibt es nicht“. Helferinnen der Wehrmacht zwischen männlichem Einsatz und ‚fraulicher Eigenart‘, In: Adriane. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte 47/2005, 46-51

<sup>84</sup> z.B. Gaby Zipfel, Wie führen Frauen Krieg?, In: Hannes Heer, Klaus Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944 (Hamburg 1995), 460-474.

<sup>85</sup> Rosemarie Killius, Frauen für die Front. Gespräche mit Wehrmachthelferinnen (Leipzig 2003).

<sup>86</sup> Ebd., 14.

<sup>87</sup> Franka Maubach, Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachthelferinnen (Göttingen 2009).

ihr in die Analyse miteinbezogen, um „die Entstehung einer Erfahrung, deren Sedimentierung nachzuvollziehen und in kontrastierenden Abgleich zu den späteren Erinnerungsäußerungen zu setzen.“<sup>88</sup> Die Forschungsfragen, die sie leiteten, waren vor allem, wie die Helferinnen auf ihre Dienstverpflichtung reagierten, was sie sich von ihrem Kriegseinsatz erwarteten, was ihnen Hilfe und Einsatz bedeuteten, wie sie die Räume des Krieges wahrnahmen und wie sich ihre Kriegsteilnahme konkret gestaltete.<sup>89</sup> Im Sinne einer umfassenden Erfahrungsgeschichte fragt sie auch nach den jeweiligen Vorprägungen, die die Frauen mit in ihren Kriegseinsatz nahmen, sowie auch nach dessen Nachwirkungen, denen ein umfangreiches Abschlusskapitel gewidmet ist.

Ihr geht es vor allem darum, „typische Erfahrungen der Helferinnen-Generation während bestimmter Kriegsphasen und an bestimmten Kriegsorten herauszuarbeiten.“<sup>90</sup> Die wichtigsten Erfahrungen, die sie als „historisch bislang unerforscht“ ansieht, sind ihr zufolge das „[kriegsspezifische weibliche] Draußen, weibliche Hilfe oder Kameradschaft.“<sup>91</sup> Die jeweiligen Erfahrungstypen, die sie aufspüren möchte, versteht sie als historisch variabel, weil sie sich „je nach Raum- und Zeitbedingungen zusammenordnen.“<sup>92</sup>

So ist denn auch die Gliederung ihrer Analyse erfahrungsgeschichtlich geleitet und orientiert sich dabei am allgemeinen Phasenverlauf des Krieges: Sie beginnt mit Vorkriegsmobilisierung und Vorprägung im BDM und RADwJ,<sup>93</sup> geht über zur „Blitzkriegsbegeisterung“, der „Hilfe im Vernichtungskrieg“, um nach der „Hilfe bei der Abwehr“ und der zunehmenden Verschlechterung der Kriegslage bei der „Letzte[n] Hilfe“ zu enden, als Flakwaffenhelferinnen „die letzte Stellung“ hielten.<sup>94</sup> Sie errichtet in ihrer Arbeit somit einen sehr detailliert und facettenreich ausgebreiteten Spannungsbogen von der Zeit, als die Helferinnen noch „Lust an der Besatzung“<sup>95</sup> haben konnten, bis zu den oftmals desillusionierenden Einsätzenden, als viele von ihnen vor zertrümmerten Stellungen standen und von ihren männlichen militärischen

---

<sup>88</sup> Ebd., 30.

<sup>89</sup> Ebd., 29f.

<sup>90</sup> Ebd., 41f.

<sup>91</sup> Ebd., 42.

<sup>92</sup> Ebd., 42.

<sup>93</sup> Bund Deutscher Mädels, bzw. Reichsarbeitsdienst der weiblichen Jugend.

<sup>94</sup> Vgl. ebd. 5f (Inhaltsverzeichnis).

<sup>95</sup> Ebd., 111ff.

Vorgesetzten im Stich gelassen wurden.<sup>96</sup>

In ihrem abschließenden Fazit und Ausblick hält sie dann ein leidenschaftliches Plädoyer über die „Notwendigkeit einer Integration der Helferinnen-Generation in die Geschichte“, in dem sie vor allem dazu aufruft, die Wehrmachthelferin als eine „zentrale Figur des Totalen Krieges“ zu sehen und ernst zu nehmen, da sich deren Hilfeleistung „weit über den Begriffsrahmen hinaus“ erstreckte.<sup>97</sup>

---

<sup>96</sup> Ebd., 265ff.

<sup>97</sup> Ebd., 312.

## 4.) Methodischer Zugang

Inhaltlich wurden die Feldpostbriefe Herta Zöhrers mithilfe des Modells der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring<sup>98</sup> erschlossen. Bei dieser Methode handelt es sich um eine regel- und theoriegeleitete Vorgehensweise zur Analyse fixierter Kommunikation,<sup>99</sup> wie sie eben zum Beispiel Briefe darstellen. Zur inhaltlichen Strukturierung wurden bestimmte Themen, Inhalte und Aspekte aus dem Quellenmaterial herausgefiltert und zusammengefasst<sup>100</sup> bzw. ein Kategoriensystem erstellt, das das zentrale Instrument der Analyse darstellt.<sup>101</sup>

### 4.1 Ablaufmodell der Analyse

Auf die wesentlichsten Arbeitsschritte zusammengefasst, stellt sich das Ablaufmodell der Analyse<sup>102</sup> folgendermaßen dar:

#### 1. Festlegung der Forschungsfrage:

Wie bereits der Titel der Arbeit besagt und in der Einleitung sowie im theoretischen Teil ausgeführt wurde, geht es mir vornehmlich um die Kriegserfahrungen, die Herta während ihrer Einsatzzeit machte. Dabei frage ich vor allem nach ihren kriegstouristischen bzw. „Krieg-als-Reise“-Erfahrungen sowie nach ihren Kameradschaftserfahrungen: Wann, wie und unter welchen Umständen bzw. Vorbedingungen konnte sie diese spezifischen Kriegserfahrungen machen bzw. gelangen diese?

#### 2. Festlegung bzw. Bestimmung des Ausgangsmaterials:<sup>103</sup>

Das Ausgangsmaterial die (erhalten gebliebene) Gesamtheit der von mir transkribierten Feldpostbriefe Hertas, also ihre 77 an Zuhause und 16 an ihren Bruder Franz adressierten Schreiben. Die nähere quellenkundliche bzw.

---

98 Philipp Mayring, Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken (11. Auflage) (Weinheim/Basel 2010).

99 Ebd., 13.

100 Vgl. ebd., 98.

101 Ebd., 49.

102 Vgl. ebd., 59ff, 83ff, 98f.

103 Vgl. ebd., 52f.

quellenkritische Beschreibung des Ausgangsmaterials wurde in Kapitel 2 „Quellenbeschreibung“ vorgenommen. Angaben zur Verfasserin, zu ihrem soziokulturellen Hintergrund sowie zu ihren AdressatInnen wurden in Kapitel 6 „Biographischer Überblick“ dargelegt. Auf die formalen Charakteristika der Feldpostbriefe wurde ebenfalls in der Quellenbeschreibung bzw. auch im Unterkapitel 3.1 „Feldpostbriefe als historische Quelle“ eingegangen.

### 3. Festlegung der Analyseeinheiten:<sup>104</sup>

Die Kodiereinheit, d.h. der kleinste Materialbestandteil, der ausgewertet werden darf, bzw. der minimale Textteil, der unter eine Kategorie fallen kann, ist ein Teilsatz. Die Kontexteinheit, d.h. der größte Textbestandteil, der unter eine Kategorie fallen kann, ist ein ganzer Brief. Die Auswertungseinheiten, d.h. diejenigen Textteile, die jeweils nacheinander ausgewertet werden, sind die jeweiligen Fundstellen, die unter eine der gewählten Kategorien passen, bzw. die einzelnen Briefe selbst.

### 4. Bildung des Kategoriensystems:

Das Kategoriensystem besteht aus insgesamt 14 von mir gewählten Kategorien, die weiter unten einzeln definiert werden. Die beiden zur theoriegeleiteten Feinanalyse bestimmten Kategorien „Kameradschaft“ und „Krieg als Reise“ wurden deduktiv definiert, d.h. sie leiten sich aus Vorüberlegungen und Theoriekonzepten aus dem bisherigen Forschungsstand zur Kriegserfahrungsgeschichte ab und wurden somit gewissermaßen von außen an das Material herangetragen. Vorab müssen zwei wesentliche Punkte betont werden: Erstens handelt es sich bei der Auswahl der 14 Kategorien um eine notwendige Komprimierung der Themenvielfalt in den Briefen. Zweitens lassen sich die einzelnen Kategorien nicht vollständig von einander abgrenzen, sie stellen also keine abgeschlossenen monolithischen Blöcke dar, sondern stehen vielmehr in Beziehung zueinander oder bedingen einander wechselseitig. Besonders im Zusammenhang mit Kameradschaftserfahrungen und den

---

104 Vgl. ebd., 59.

Bedingungen ihres Gelingens wird in der Feinanalyse auf diese Kontingenzen näher eingegangen werden.<sup>105</sup>

#### 5. Analyse und Interpretation:

Die qualitative (Fein-)Analyse erfolgt schließlich in den beiden Kapiteln „Krieg als Reise“ und „Kameradschaft“ theoriegeleitet unter Einbeziehung von Theoriekonzepten aus dem bisherigen Forschungsstand und Berücksichtigung des historischen Kontextes und vermittelt sprachlichstilistischer Feinanalyse bzw. Interpretation einzelner Textbeispiele aus den Briefquellen.

### 4.2 Häufigkeiten und Definition der Kategorien

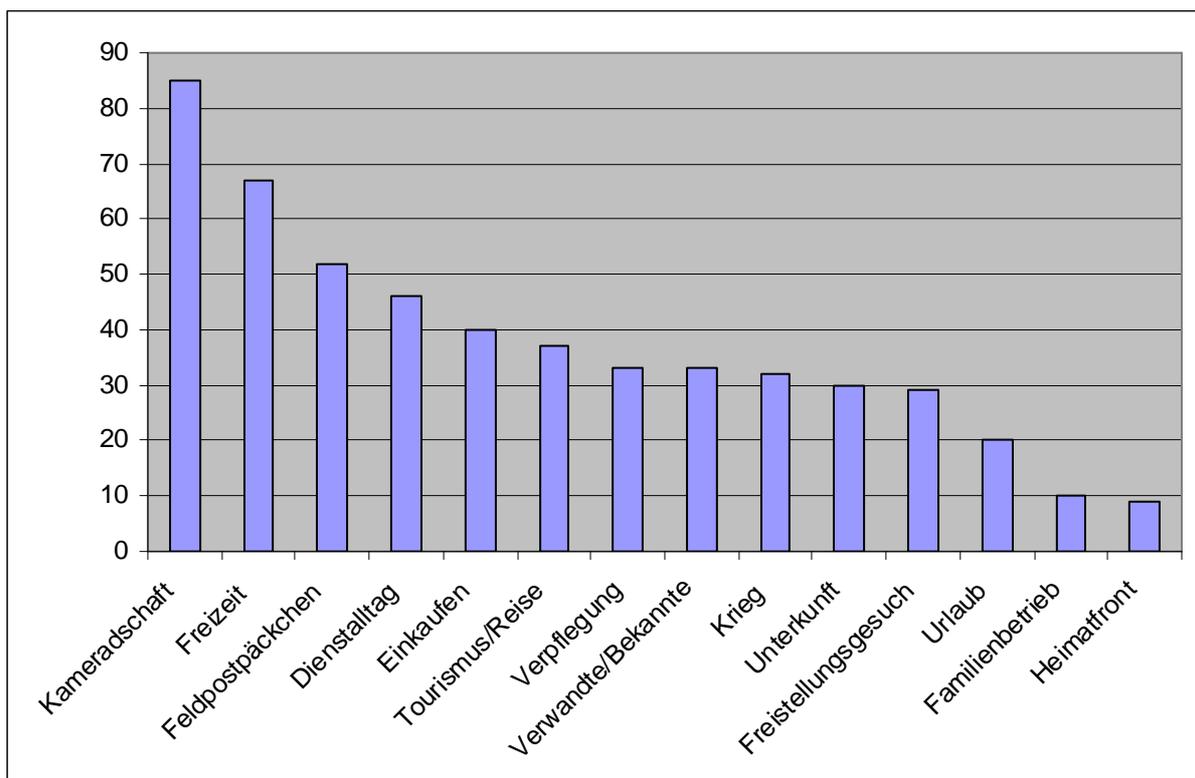


Diagramm 2: Kategorienhäufigkeit in den 77 Briefen Hertas an Zuhause

<sup>105</sup> Dies geschieht im Zuge der inhaltlichen Auseinandersetzung innerhalb der entsprechenden Kapitel ohne dass dafür eigens eine quantitative Kontingenzanalyse erstellt worden wäre, vgl. Mayring, Inhaltsanalyse, 16.

Unter die Kategorie „Kameradschaft“ wurden sämtliche Aussagen zusammengefasst, die sich zwischengeschlechtliche und weibliche Kameradschaft beziehen. Im ersten Codierdurchlauf wurden diese beiden Unterkategorien noch einzeln codiert, es stellte sich jedoch bald heraus, dass sie in vielen Fällen schwer voneinander getrennt betrachtet werden können, sodass sie schließlich zu einer Hauptkategorie zusammengefasst wurden. Es wurden dabei zunächst einmal solche Textstellen codiert, die sich unter Egalität, Hilfsbereitschaft und emotionale Geborgenheit, die drei „Eckpfeiler“ der Kameradschaft nach Thomas Kühne,<sup>106</sup> subsumieren lassen. Ganz allgemein wurden aber auch Textpassagen berücksichtigt, die gemeinsame Erlebnisse im KameradInnenkreis schildern, allem voran gemeinsame Freizeitaktivitäten Hertas mit ihren Kameradinnen. Dazu zählen aber auch Dienstfahrten und Ausflüge, die Herta gemeinsam mit ihrem Chef Oberstleutnant Klages unternahm: Diese können nämlich durchaus unter kameradschaftliche „Hilfsbereitschaft“ subsumiert werden, weil Herta im Rahmen dieser dienstlichen und außerdienstlichen Fahrten von Klages dazu verholten wurde, die Umgebung ihres eigentlichen Einsatzortes Marseille näher kennenzulernen und touristisch buchstäblich zu „erfahren“, und diese Gelegenheiten von ihr mit großer Dankbarkeit wahrgenommen wurden.<sup>107</sup>

Unter der Annahme, dass es in letzter Konsequenz die Summe aller zwischenmenschlichen Interaktionen mit den KameradInnen ist, die die Grundlage zum Gelingen oder auch Nicht-Gelingen von Kameradschaft als Erfahrung darstellt, wurden mitunter aber auch solche Textstellen unter diese Kategorie gefasst, in denen sich Herta in explizit negativer Weise zu Kameradschaft oder einzelnen KameradInnen äußerte: Das geschah zum Beispiel dann, wenn sie Kameradschaftsabende (die als Ritual der Geselligkeit eigentlich das Gemeinschaftsgefühl stärken und somit emotionale Geborgenheit erzeugen sollten<sup>108</sup>) abwertend als „ewige Saufgelage“ bezeichnete, an denen sie keine Freude hatte.<sup>109</sup> Negative Äußerungen bezogen auf

---

106 Vgl. Thomas Kühne, Gruppenkohäsion und Kameradschaftsmythos in der Wehrmacht, In: Rolf-Dieter Müller, Hans-Erich Volkman (Hg.), Die Wehrmacht. Mythos und Realität (München 1999), 538f.

107 Siehe das Kapitel „Der Chef als Kamerad“.

108 Vgl. Kühne, Gruppenkohäsion, 539. Hier bezieht sich Kühne vor allem auf das im Kameradenkreis gemeinsam begangene Wehnachtsfest.

109 Herta an Zuhause, 2.11.43.

einzelne KameradInnen machte sie vor allem im Zusammenhang mit Führerinnen und von ihr so benannten „Pifkeneserinnen“.<sup>110</sup>

Unter die Kategorie „Freizeit“ fallen sämtliche Schilderungen Hertas zu ihren diversen Freizeitaktivitäten wie zum Beispiel Strandspaziergänge, Stadterkundungen, Einkaufsbummel, Kino-, Theater-, Opernbesuche und dergleichen. Wie oben bereits erwähnt, gibt es hierbei eine relativ starke Kontingenz mit der Kategorie „Kameradschaft“: Diese erklärt sich vor allem aus der Tatsache, dass Herta in ihrer dienstfreien Zeit aus Gründen der Sicherheit nie allein, sondern immer im KameradInnenverband unterwegs war, wie sie bereits ganz zu Beginn ihres Einsatzes selbst schrieb:

„Einzel gehen wir überhaupt nie weg, immer mindestens zu zweit, es ist so sicherer, besonders abends.“<sup>111</sup>

Das bedeutet jedoch nicht, dass sämtliche auf „Freizeit“ bezogene Textstellen gemeinsam mit „Kameradschaft“ codiert worden wären. Es finden sich nämlich auch Schilderungen in den Briefen, wonach Herta ihre Freizeit allein in ihrer Unterkunft verbrachte. Das kam vor allem gegen Ende ihrer Einsatzzeit vor, als sich die zunehmend prekärer werdende Kriegslage unter anderem in Ausgangsverboten manifestierte.

Die Kategorie „Feldpostpäckchen“ fasst sämtliche Äußerungen zusammen, die sich auf das Absenden, den Erhalt sowie den Inhalt von Feldpostpäckchen beziehen. Besonders stark vertreten ist diese Kategorie in den Briefen der Monate Oktober und November 1943, also zu Beginn von Hertas Einsatz in Frankreich bzw. im Vorfeld des Weihnachtsfestes, als es Geschenke für Verwandte und Bekannte zu besorgen und zu verschicken galt. Insofern tritt diese Kategorie relativ häufig gemeinsam mit der Kategorie „Einkaufen“ auf. Allerdings sind auch diese beiden Kategorien beileibe nicht deckungsgleich: In den letzten Monaten ihres Einsatzes dienten Feldpostpäckchen Herta vor allem dazu, ihre persönlichen Habseligkeiten wie überschüssige Kleidungsstücke nach Hause zu schicken, um im Falle einer Invasion schneller abmarschbereit zu sein.

---

110 Siehe die Unterkapitel „Die Führerin als Kameradin?“ bzw. „Pifkeneserinnen‘ als Außenseiterinnen“.

111 Herta an Zuhause, 25.9.43.

Unter die Kategorie „Dienstalltag“ wurden sämtliche Aussagen der Briefautorin hinsichtlich ihrer dienstlichen Tätigkeit und der Arbeitsbedingungen subsumiert. Zwar schrieb Herta u.a. davon, dass sie Posteingang, Geschäftsregistratur sowie Maschinschreiben und Stenographie für den Kommandanten als dessen Sekretärin zu erledigen hatte,<sup>112</sup> doch schwieg sie sich über den eigentlichen Inhalt und Zweck ihrer Arbeit konsequent aus. Der Grund dafür dürfte unter anderem die militärische Schweigepflicht gewesen sein, der sie unterlag,<sup>113</sup> bzw. die damit verbundenen Zensurbestimmungen. Auch über den dienstlichen Grund ihrer „Dienstreisen“ mit ihrem Chef erfuhren ihre BriefpartnerInnen nichts. Da im Zuge solcher Dienstreisen für gewöhnlich das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden wurde, wurden diese sowohl unter „Dienstalltag“ als auch unter „Freizeit“ codiert.

Die Kategorie „Einkaufen“ fasst sämtliche Äußerungen zum Einkaufen an sich und zu den dabei jeweils getätigten Einkäufen im Speziellen sowie allgemein über die Einkaufsbedingungen und das französische Warenangebot zusammen. Dieses war für die Deutschen spottbillig zu erstehen und zwar aufgrund des der französischen Wirtschaft aufkotroyierten Wechselkurses, der den Franc in Relation zur Reichsmark massiv unterbewertete.<sup>114</sup>

Eine besonders starke Häufung dieser Kategorie findet sich in Hertas Briefen an Zuhause vom Beginn ihres Einsatzes in Frankreich, also Ende September und Oktober 1943. Zusammen mit der Kategorie „Feldpostpäckchen“, die wie bereits erwähnt sehr oft in direktem Zusammenhang mit dem Thema Einkaufen anzutreffen ist, steht diese Häufigkeit zum Einen für Hertas offenkundigen Wunsch, den Kontakt mit den „Lieben daheim“ und an anderen Einsatzorten (also insbesondere mit ihrem Bruder Franz) durch materielle Gaben zu fördern.<sup>115</sup> Zum Anderen aber steht sie auch für die kriegsbedingte individuelle Bereicherung, also die „privaten Seite“ der Plünderung der

---

112 Herta an Franz, 28.11.43.

113 Laut „Dienstordnung für Stabshelferinnen des Heeres“ in der Fassung vom 1. August 1943 waren die Stabshelferinnen über die Einhaltung der Schweigepflicht „laufend zu belehren“, zit. nach Maubach, Stellung, 189f.

114 Vgl. Klaus Latzel, Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939-1945 (Paderborn 1998), 136ff, bzw. genauer: Götz Aly, Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus (Frankfurt a.M. 2005), 169ff.

115 Vgl. Latzel, Deutsche Soldaten, 136f, bzw. Aly, Hitlers Volksstaat, 131f.

besetzten Gebiete durch die deutschen BesatzerInnen.<sup>116</sup> Dass „Plündern“ in diesem Kontext eine überaus treffende Bezeichnung für das Einkaufen unter Kriegsbedingungen ist, bewies nicht zuletzt Herta selbst, die genau diesen Begriff an zwei Stellen verwendete – wenn auch bezeichnenderweise in der passiven Verbform und nicht im Zusammenhang mit ihrem eigenen Konsumverhalten:

„Auch an Schokolade ist Frankreich total ausgeplündert, eine Tafel 200 frcs.“<sup>117</sup>

„Wir, d.h. Gisela und ich kamen ganz schlecht zum Teil [...] und in den durchgeplünderten Geschäften bekamen wir keine Strümpfe auf unsere Nummer, auch keine Handschuhe die uns gefallen hätten [...].“<sup>118</sup>

Unter die Kategorie „Tourismus/Reise“ wurden sämtliche Textstellen subsumiert, die auf eine explizite Wahrnehmung des Einsatzes als Reise bzw. touristisches Erlebnis hindeuten. Darunter fallen vor allem Hertas teilweise sehr ausführliche und schwärmerische Beschreibungen der für sie neuen Orte und deren landschaftliche und kulturelle Sehenswürdigkeiten. Manchmal zieht sich dieser Themenkomplex wie ein roter Faden durch einen ganzen Brief, sodass in diesen Fällen die Kontexteinheit der Codierung jeweils das gesamte Schreiben selbst ist. Dies trifft insbesondere auf die beiden jeweils mehrseitigen Briefe zu, in denen Herta ihrer Mutter und ihrer Schwester Zuhause sowie ihrem Bruder an der Ostfront ihre dreitägige Dienstreise an der Riviera Mitte Februar 1944 schilderte. Es wurden aber auch solche Freizeitaktivitäten unter „Tourismus/Reise“ gefasst, die in dieser Form in der Heimat nicht möglich gewesen wären, also in diesem Sinne ebenso ein spezifisch touristisches Erlebnis darstellten, wie zum Beispiel Strandspaziergänge oder Baden im Meer.

Wie im Kapitel „Krieg als Reise“ zu sehen sein wird, sind solche Reiseerzählungen nicht so banal, wie sie auf den ersten Blick vielleicht erscheinen mögen, sondern gewähren äußerst aufschlussreiche Einblicke in die Selbstdefinition der Autorin, gewissermaßen über den Umweg auf deren Blick auf das ihr Fremde.

---

116 Vgl. ebd.

117 Herta an Zuhause, 24.11.43.

118 Herta an Zuhause, 15.2.44.

Unter die Kategorie „Verwandte/Bekannte“ fallen zunächst Äußerungen, die sich auf Verwandte außerhalb der Kernfamilie beziehen, das wären vor allem die Großmutter, der Onkel und die Tante in Wien oder der ebenfalls in Frankreich eingesetzte Cousin Ernst Zöhler. Mutter, Mitzi und Franz wurden von dieser Zählung bewusst ausgenommen, da sich Hertas Briefe entweder einerseits direkt an diese wenden, oder andererseits praktisch immer Nennungen der jeweils nicht angesprochenen Kernfamilienmitglieder enthalten. Außerdem beinhaltet diese Kategorie auch Aussagen zu gemeinsamen Bekannten, vornehmlich solchen aus Langenlois, sowie über deren jeweiligen Kriegseinsatz bzw. Verbleib (z.B. „vermisst“ oder „gefallen“).

Zwar ist aufgrund der Einschränkung hinsichtlich der Verwandtschaft diese Kategorie vergleichsweise schwach ausgeprägt. Jedoch ist ihre Häufigkeit noch immer stark genug ausgeprägt, um daraus die Feststellung abzuleiten, dass der Informationsaustausch über gemeinsame Bekannte bzw. entferntere Familienmitglieder einen wichtigen Stellenwert in der Briefkommunikation innehatte.

In die Kategorie „Krieg“ wurden sämtliche Aussagen aufgenommen, die sich entweder auf den Krieg allgemein oder auf dessen konkrete Erscheinungsformen wie Bombardierungen, Partisanenangriffe, Schienensabotage, Invasionen, Tod, Verwundung, Zerstörung und dergleichen beziehen. Darunter fallen nicht zuletzt auch die Kriegserfahrungen, die Herta gegen Ende ihres Einsatzes selbst machte: So wurde zum Beispiel der gesamte Brief vom 18. Juli 1944, in der Herta ihren Angehörigen zuhause die Folgen eines schweren Bombenangriffs auf die Oberfeldkommandantur in Avignon schilderte, als Kontexteinheit unter „Krieg“ codiert. Im Allgemeinen aber spielte der Krieg in Hertas Briefen an Zuhause eine sehr untergeordnete Rolle, an vielen Stellen kommt er allenfalls als eine Art abstrakte Rahmenhandlung vor, von der sie selbst (noch) kaum oder gar nicht betroffen zu sein scheint, wie zum Beispiel hier:

„Von Franzi habe ich auch einen Brief v. 6.6. anlässlich des Kampfbeginns im Westen bekommen. Der Gute macht sich Sorgen [...]. Dabei ist doch bes. hier in Av[ignon]. ganz normales Leben, würde man nicht durch die widrigen Umstände daran erinnert, würde man überhaupt nicht merken daß Krieg ist.“<sup>119</sup>

---

119 Herta an Zuhause, 23.6.44.

Obwohl diese Kategorie von mir bewusst inhaltlich sehr weit definiert wurde, kommt sie von ihrer Häufigkeit in den Briefen an Zuhause her erst an 9. Stelle. Jedoch verwundert dies kaum angesichts der Tatsache, dass die mit Abstand wichtigste Funktion der Feldpostkommunikation die Aufrechterhaltung familiärer und anderer sozialer Kontakte war und nicht der Informationsaustausch über Kriegsverhältnisse, die häufig genug von den BriefschreiberInnen sogar gänzlich ausgeblendet wurden.<sup>120</sup>

Die Definitionen der übrigen Kategorien „Verpflegung“, „Unterkunft“, „Freistellungsgesuch“, „Urlaub“, „Familienbetrieb“ und „Heimatfront“ erklären sich meines Erachtens jeweils von selbst. An dieser Stelle sei zu diesen Themenbereichen nur das Folgende kurz zusammengefasst:

Die Verpflegung wurde fast über die gesamte Einsatzzeit Hertas als sehr gut und ausreichend beschrieben. In manchen Fällen war sie sogar äußerst opulent: So schrieb sie zum Beispiel schwärmerisch von diversen reich gedeckten Festtafeln, etwa bei der Einweihung des Offizierskasinos („Ochsenschwanzsuppe, Pastetchen in Mürbteig (prima!) gebackene Leber mit Sauce, Kartoffelpüree, grünen Salat, gedünstete grüne Bohnen [...]“<sup>121</sup>), bei einem Spanferkel-<sup>122</sup> bzw. einem „Schinkenessen“<sup>123</sup> oder beim großen Galadinner der deutsch-französischen Waffenstillstandskontrollkommission, bei dem unter anderem auch Austern gereicht wurden.<sup>124</sup>

Ihre Unterkunft war zu Beginn ihres Einsatzes eines der besten Hotels in Marseille, das „Hôtel de Bordeaux“ am Boulevard d’Athènes, in dem auch ihre Dienststelle untergebracht war. Später in Avignon musste sie jedoch mit einer „Wohnbaracke“ vorlieb nehmen, deren Zimmer mit einfachem Feldbett so eng waren, dass „man sich kaum mehr umdrehen“ konnte.<sup>125</sup>

Das Freistellungsgesuch, mit dem Herta eine vorzeitige Beendigung ihres Militärdienstes erwirken wollte, taucht bereits ab Anfang Januar 1944 in ihren Briefen an Zuhause auf, zu dieser Zeit wurde es aber noch von ihrem Vorgesetzten Oberstltm. Klages abgeschmettert. Später, ab Mitte Juni 1944, half er ihr jedoch dabei, es

---

120 Vgl. z.B. Schikorsky, Kommunikation, 297.

121 Herta an Zuhause, 8.11.43.

122 Herta an Zuhause, 9.1.44.

123 Herta an Franz, 24.2.44.

124 Herta an Zuhause, 27.1.44.

125 Herta an Zuhause, 27.7.44.

durchzubringen. Ab dem 11. Juni 1944 kommt diese Kategorie mindestens einmal pro Brief vor: Diese Häufigkeit in der letzten Einsatzphase ist symptomatisch für den sehnlichen Wunsch der Briefschreiberin, vor dem Hintergrund der sich stetig verschlechternden Kriegslage endlich nachhause zu kommen.

Die Kategorie „Urlaub“ wird in den Briefen vor allem unmittelbar vor oder nach einem Heimaturlaub angeschnitten und verdeutlicht an vielen Stellen Hertas Heimweh. Ihren ersten Heimaturlaub hatte sie zu Weihnachten 1943, den zweiten Mitte Mai 1944, zeitgleich mit ihrem Bruder Franz, den sie bei dieser Gelegenheit das letzte Mal vor dessen Tod sah. Folglich wurden auch Aussagen zu Franz' Heimaturlaub unter „Urlaub“ codiert.

Unter die Kategorie „Familienbetrieb“ fallen alle Aussagen Hertas zum heimatlichen Weinbau- und Weinhandelsbetrieb. Schon ganz zu Beginn des Einsatzes wurde von der Briefschreiberin die Ansicht geäußert, dass sie zuhause viel dringender gebraucht würde als auf ihrer Dienststelle, wie zum Beispiel hier:

„Ihr werdet ja jetzt mitten in der Weinlese sein und furchtbar viel Arbeit haben. Oft denke ich mir wie leicht könnte man hier eine entbehren und zu Hause würde man so notwendig gebraucht.“<sup>126</sup>

Interessant ist zu guter Letzt auch die Kategorie „Heimatfont“, obwohl sie sowohl in den Briefen an Zuhause als auch an Franz jeweils die letzte Stelle einnimmt: Es wurden nämlich nicht nur Luftangriffe auf die Großstädte des Reichs, allem voran Wien, thematisiert, sondern auch einer auf die kriegswirtschaftlich völlig unbedeutende Kleinstadt Langenlois Anfang Juni 1944.<sup>127</sup> Tatsächlich fielen gegen Ende des Krieges ab und an Bomben auf das Gebiet um Langenlois und stifteten dort erheblichen Aufruhr. Allerdings gab es dabei abgesehen von einem Presshaus, das einen Volltreffer erhielt, und einem beschädigten Weinkeller nur geringfügige Sachschäden in den Weingärten. Es ist davon auszugehen, dass es sich hierbei um Notabwürfe, bzw. um

---

126 Herta an Zuhause, 7.10.43.

127 Herta an Zuhause, 8.6.44.

sehr schlecht gezielte Abwürfe handelte, die eigentlich dem Flugplatz Fels oder der Jagdfliegerstaffel in Grafenegg und nicht der Stadt Langenlois selbst galten.<sup>128</sup>

Der Vollständigkeit halber wird an dieser Stelle auch ein Diagramm zur Kategorienhäufigkeit in den 16 Briefen Hertas an Franz dargestellt:

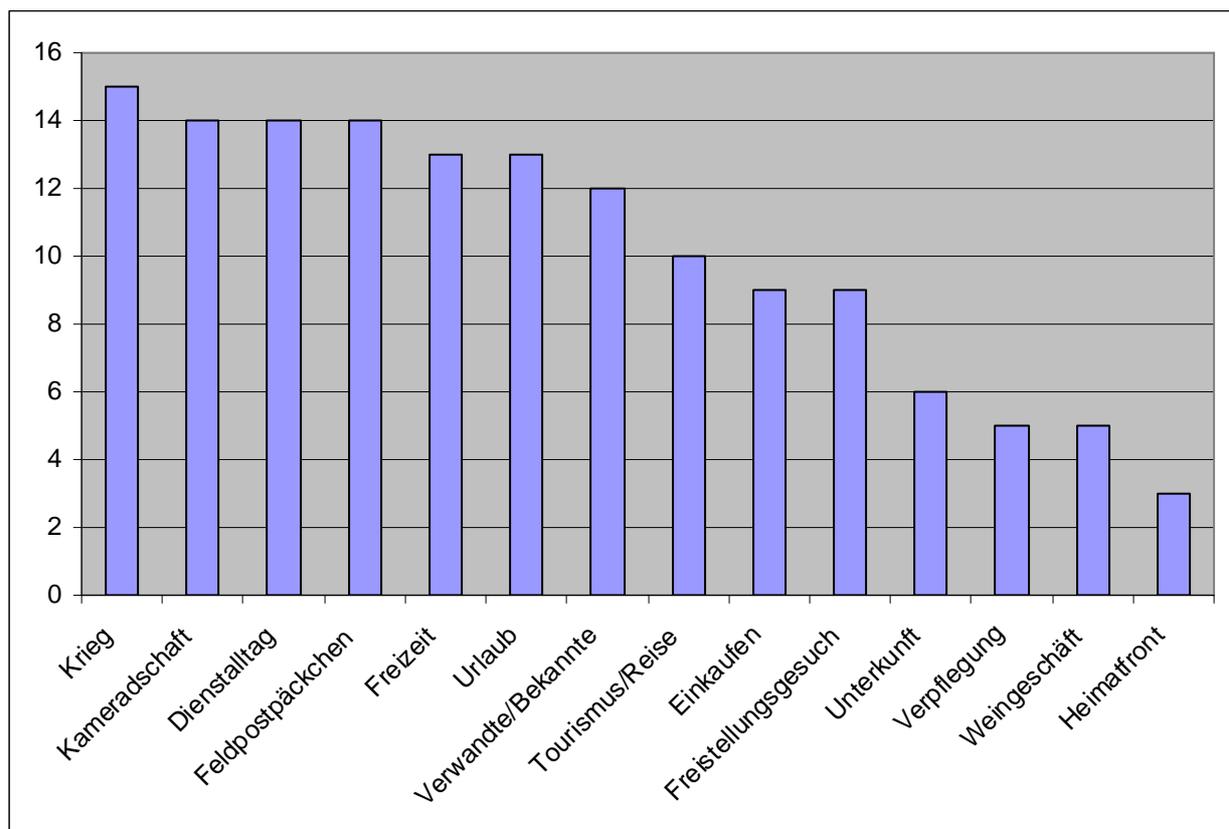


Diagramm 3: Kategorienhäufigkeit in den 16 Briefen Hertas an Franz

Allerdings ist dieses in weit geringerem Maße aussagekräftig als dasjenige zu den 77 Schreiben an Zuhause, weil das ausgewertete Quellenmaterial nur aus den erhaltenen 16 Schriftstücken besteht und die Datengrundlage also sehr viel kleiner ist. Demzufolge ist hier die Verteilung der einzelnen Kategorien auch nicht annähernd so differenziert ausgeprägt wie es beim weiter oben angeführten Diagramm der Fall ist.

Trotzdem lässt sich anhand dieser Darstellung zum Beispiel erkennen, dass in den Briefen an Franz die Kategorie „Einkaufen“, die hier erst den 8. Platz belegt, weit

<sup>128</sup> Vgl. Gernot Mayer, Langenlois 1938-1945. Eine lokalhistorische Studie (Diplomarbeit, Universität Wien 1991), 71f.

weniger häufig vorkommt als in jenen an Zuhause, wo sie das fünft-wichtigste Thema ist. Wahrscheinlich nahm Herta an, dass sich ihr Bruder in weit geringerem Maße für das Angebot an Schuhen, Kleidern, Stoffen usw. interessierte als ihre Mutter oder ihre Schwester. Folglich sind Aussagen zu dieser Kategorie meist nur sehr kurz und allgemein gehalten, wie zum Beispiel in der folgenden Briefstelle:

„Also meinen Brief aus Lyon wirst Du ja sicher noch bekommen haben, wir machten dort 1 Woche Zwischenstation, das hat gerade gereicht um die Stadt gründlich kennen zu lernen und Einkäufe zu tätigen.“<sup>129</sup>

Der auffälligste Unterschied zwischen den beiden Diagramme besteht jedoch darin, dass die Kategorie „Krieg“ in der Korrespondenz an Franz einen weit höheren Stellenwert innehat: Sie liegt hier sogar an der ersten Stelle, wohingegen sie in den Briefen an Zuhause erst den 9. Platz einnimmt. Der Grund dafür liegt vor allem in der Tatsache, dass die vorkommenden Verweise auf den Krieg bzw. die Hoffnung auf dessen baldiges Ende praktisch immer in Zusammenhang mit dem ebenfalls erhofften Wiedersehen mit dem Bruder bzw. mit Hertas Sorge um ihn stehen. Als Beispiele hierfür seien zwei Textstellen zitiert:

„Werden wir die nächsten Ostern wieder in Frieden und vollzähligen Familienkreis feiern können? Wir können es nur hoffen. Einmal muß doch dieses schreckliche Ringen ein Ende haben.“<sup>130</sup>

„Gelt recht lange kann es doch nicht mehr dauern. Macht ihr recht schwere Kämpfe jetzt mit? Bist Du ganz vorne an der Kampffront? Sage wie soll dieser unselige Krieg enden?“<sup>131</sup>

Als eine weitere Besonderheit wird auch die folgende Briefstelle wiedergegeben, hierbei handelt es sich nämlich um eine der seltenen Textpassagen, in denen Herta ihre Büroarbeit als Stabshelferin in einen direkten Zusammenhang mit dem Krieg stellt:

„Der Pa[p]ierkrieg wird natürlich auch statt kleiner immer größer und unsere Freizeit dem entsprechend immer kleiner. Seit etlichen Wochen haben wir auch Sonnabend Dienst-

---

129 Herta an Franz, 28.11.43.

130 Herta an Franz, 3.4.44.

131 Herta an Franz, 21.9.44.

nachmittag Dienst [...]. Nun das ist das kleiste [sic] Opfer das wir bringen, wenn wir doch nur etwas zum schnelleren und siegreichen Ende beitragen könnten. Aber ich habe das Gefühl mit unseren Papierwischen werden wir auch den Krieg nicht gewinnen.“<sup>132</sup>

### 4.3 Auswahlkriterien für die Feinanalyse

Ich habe mich dazu entschlossen, in meiner Arbeit vor allem auf die beiden Kategorien „Tourismus/Reise“ und „Kameradschaft“ näher einzugehen und diese in den Kapiteln 6 „Krieg als Reise – Der Krieg als touristische Erfahrung“ und 7 „Kameradschaft“ einer qualitativen Feinanalyse zu unterziehen. Im Folgenden möchte ich diese Auswahl begründen.

Bereits bei der ersten Lektüre der Feldpostbriefe fiel mir auf, dass die Erfahrung des Krieges als Reise mit touristischem Charakter einen hohen Stellenwert in den Feldpostbriefen Hertas hat und vor allem in der Anfangsphase ihres Einsatzes offenbar einen sehr wichtigen und prägenden Erfahrungstyp für sie darstellte. Zwar nimmt die Kategorie „Tourismus/Reise“ im Hauptquellenbestand, also in den 77 Schreiben an Zuhause, erst den sechsten von 14 Plätzen ein. Doch zieht sich dieser weite Themenkomplex wie ein roter Faden durch viele der Briefe, sodass oftmals eine einzige Reiseerzählung darstellen. Da in solchen Fällen, wie im vorangegangenen Unterkapitel erläutert wurde, jeweils das gesamte Schreiben als Kontexteinheit behandelt wurde und nicht bloß einzelne Sätze oder gar Teilsätze, ist auch die besondere Relevanz des Erfahrungstyps „Krieg als Reise“ in den Diagrammen letztlich nur ungenügend dargestellt.

Mich interessierte daher, was sich hinter diesem dominanten „touristischen Blick“ in Wirklichkeit verbirgt, wie und unter welchen Umständen er zustande kommen konnte und was er letztendlich darüber auszusagen vermag, wie sich die Briefschreiberin selbst definierte: Schließlich sprachen die BesatzerInnen, wenn sie in ihren Feldpostbriefen über fremde Länder und deren Bewohner sprachen, immer zugleich auch über sich selbst.<sup>133</sup>

---

132 Herta an Franz, 24.2.44.

133 Klaus Latzel, Kollektive Identität und Gewalt, In: Peter Jahn, Ulrike Schmiegelt (Hg.), Foto-Feldpost. Geknipste Kriegserlebnisse 1939-1945 (Berlin 2000), 19.

Das Hauptaugenmerk meiner Arbeit liegt jedoch eindeutig beim Thema „Kameradschaft“, bei der Wahl dieses Schwerpunkts ließ ich mich von drei verschiedenen Faktoren leiten. Zum Einen wird in den Briefen Hertas von Beginn an ihr äußerst facettenreiches und komplexes (Arbeits-)Verhältnis zu ihrem direkten Vorgesetzten Oberstlttn. Klages thematisiert: Dieses hatte zwar seine Höhen und Tiefen, entwickelte sich jedoch im Laufe der Zeit zu einer eindeutig als „kameradschaftlich“ zu bezeichnenden Beziehung. Dass diese Kameradschaft auch von Klages selbst als solche benannt wurde, beweisen auch dessen an Herta adressierten Briefe, die einen zusätzlichen Quellenbestand darstellen, auf den im Zuge der Analyse auch näher eingegangen werden wird.<sup>134</sup>

Hiermit ist mit der Quellenlage auch schon der zweite Grund für meinen Fokus auf Kameradschaft angeschnitten: Zusätzlich zu den Briefen Klages' gibt es nämlich noch die in der Quellenbeschreibung bereits vorgestellten „Kameradschaftszeitungen“. Diese eröffnen einen interessanten Einblick in den sozialen Mikrokosmos von Hertas Dienststelle, dem „Verbindungsstab 497“, und lassen auch Rückschlüsse darauf zu, in welcher Eigenschaft die Stabshelferinnen von den männlichen Stabsangehörigen akzeptiert wurden, bzw. inwieweit sie in deren Kameradschaft integriert wurden.

Der dritte Grund ist schließlich die Forschungslage: Franka Maubach hat in ihrer Studie zu Kriegserfahrungen von Wehrmachthelferinnen<sup>135</sup> bereits deren spezifisch weibliche Kameradschaft in den Blick genommen, doch ist dieses Phänomen abgesehen von ihren eigenen Arbeiten noch weitgehend unerforscht, wie sie selbst kritisiert.<sup>136</sup> In noch viel höherem Maße gilt dieses Forschungsmanko aber für Formen zwischengeschlechtlicher Kameradschaft zwischen Soldaten und Helferinnen in der Deutschen Wehrmacht.<sup>137</sup>

---

134 Siehe das Kapitel 7.3.4 „Liebe Veronika‘ - Klages' Briefe an Herta“.

135 Franka Maubach, Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachthelferinnen (Göttingen 2009).

136 Ebd. 21.

137 Klaus Latzel, Franka Maubach, Silke Satjukow, Soldatinnen in der Geschichte: Weibliche Verletzungsmacht als Herausforderung, In: Klaus Latzel, Franka Maubach, Silke Satjukow (Hg.), Soldatinnen. Gewalt und Geschlecht im Krieg vom Mittelalter bis heute (Paderborn 2011) 36f, 47.

Mich interessierte daher, wie sowohl weibliche als auch zwischengeschlechtliche Kameradschaftsbeziehungen in den Briefen Hertas und in den anderen zur Verfügung stehenden Primärquellen zur Sprache kommen und wie sich diese konstituierten und definierten. Dabei stützte ich mich vorwiegend auf die Ausführungen Maubachs zu dieser Thematik, versuchte aber auch zu ermitteln, inwieweit sich die von Thomas Kühnes entwickelten (jedoch nur auf die männliche Kameradschaft bezogenen) Theoriekonzepte<sup>138</sup> im konkreten Einzelfall auch auf die Kameradschaftserfahrungen der Stabshelferin Herta Zöhrer anwenden lassen.

---

138 Vgl. v.a. Thomas Kühne, Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert (Göttingen 2006).

## 5.) Herta Zöhler – Biographischer Überblick

### 5.1 Die Eltern: Franz und Marie Zöhler

**Franz Zöhler** wurde am 14. November 1891 in Langenlois geboren<sup>139</sup> und stammte aus einer katholisch-konservativ geprägten Familie mit langer Tradition im Weinbau und Weinhandel in dieser niederösterreichischen Kleinstadt. Sein Vater Anton Zöhler (geb. 7.3.1855, gest. 28.12.1927<sup>140</sup>) war Mitglied der christlich-sozialen Partei und von 1905 bis 1911 Bürgermeister gewesen.<sup>141</sup> In dessen Amtszeit war ab 1908 das Wasserleitungsnetz samt Hochbehälter in Langenlois erbaut worden,<sup>142</sup> bis heute erinnert die „Anton-Zöhler-Straße“ an ihn.

Franz Zöhler heiratete am 22. Juli 1919<sup>143</sup> Maria Leithner, die ebenfalls aus Langenlois stammte. Wie sein Vater war er politisch christlich-sozial bzw. konservativ eingestellt. Dem Nationalsozialismus dürfte er offenbar sehr negativ gegenübergestanden und aus dieser Ablehnung auch keinen Hehl gemacht haben: In der Familienerzählung ist eine Anekdote überliefert, wonach er seinen Hund „Nazi“ genannt und diesen im Wirtshaus mit den Worten „Wo g'hört der Nazi hin? Unter'n Tisch!“ demonstrativ auf seinen Platz verwiesen hätte. Freilich kann diese Geschichte mangels Quellenbelegen nicht bestätigt werden. Als eindeutig gesichert gilt jedoch, dass Franz Zöhler am 6. Oktober 1938 zu einer einwöchigen Arreststrafe verurteilt wurde: Er hatte zuvor einer Reihe von Weinbauern aus der Umgebung Maische aus blauen Portugiesertrauben um 45 RM pro Hektoliter abgekauft, obwohl der höchst zulässige Preis dafür nur 35,92 RM betragen hätte. Laut Straferkenntnis hatte er somit nicht nur eine „besondere Beunruhigung des Weinmaischemarktes in der Langenloiser Gegend“ verursacht, sondern „in den Kreisen der Hauerschaft und der Weinhändlerschaft öffentliches Ärgernis erregt und dadurch die Ordnung an öffentlichen Orten gestört.“<sup>144</sup>

---

139 Siehe den Ahnenpass seines Sohnes Franz Zöhler, 7.

140 Ebd., 8.

141 Peter Rauscher, Langenlois, In: Österreichischer Städteatlas, 11. Lieferung: Langenlois, Hrsg.: Wiener Stadt- und Landesarchiv, Ludwig Boltzmann Institut für Stadtgeschichtsforschung, Österreichischer Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung (Wien 2010), 16, online unter: [http://www.univie.ac.at/jgl.geschichte/rauscher/ws2011-12/Staedtemappe\\_Langenlois\\_Ortsartikel\\_Rauscher.pdf](http://www.univie.ac.at/jgl.geschichte/rauscher/ws2011-12/Staedtemappe_Langenlois_Ortsartikel_Rauscher.pdf) (Aufruf: 20.10.2012).

142 Ebd., 18.

143 Ahnenpass Franz Zöhler, 7.

144 Straferkenntnis zu Franz Zöhler, Ziffer III-2551/2, ausgefertigt am 6.10.1938 durch die Bezirkshauptmannschaft Krems a.d. Donau, recto und verso. In der innerfamiliären Erzählung wird behauptet, dass dieser Verstoß nur ein Vorwand gewesen sei, um Franz Zöhler wegen seiner allzu provokant zur Schau

Die Familie Zöhler war relativ gut situiert, davon zeugt auch die Tatsache, dass Franz Zöhler einer der ersten Langenloiser war, die ein Automobil besaßen (laut Familienerzählung war er sogar der allererste): Sein „Prüfungszeugnis für Kraftfahrzeugführer“, das am 10. Mai 1928 in Wien ausgestellt wurde und ihn „zur Führung von Kraftfahrzeugen unter Benützung eines 6/30 HP Kraftwagens mit Explosionsmotor“ berechnigte, ist als Kuriosität im Familienarchiv noch immer erhalten. Sein Auto wurde ihm später jedoch zum Verhängnis: Bei einem Verkehrsunfall erlitt er einen komplizierten Kieferbruch, an dessen Folgen er schließlich am 23. Januar 1939 starb.

**Marie Zöhler (geb. Leithner)** wurde sie am 10. Januar 1893 in Langenlois geboren.<sup>145</sup>

Sie stammte aus einer Familie, die ebenfalls eine sehr lange Weinbauertradition aufweist, dem Ahnenpass ihres Sohnes Franz zufolge reicht diese sogar bis ins zur Mitte des 18. Jahrhunderts zurück.<sup>146</sup> Am 22. Juli 1919 heiratete sie Franz Zöhler, aus dieser Ehe gingen die drei Kinder Herta, Marie („Mitzi“) und Franz hervor.

Aus den Briefen, die sie während des Krieges ihrem an der Ostfront eingesetzten Sohn Franz schrieb, geht hervor, dass sie eine tief gläubige katholische Frau war: In jedem dieser Schreiben findet sich mindestens ein Verweis auf Gott oder den „hl. Schutzengel“, wie zum Beispiel hier:

„Der hl. Schutzengel möge Dir weiterhin beistehen. Vertraue auf Gott und bete jeden Tag. Ich kann für Dich sonst nichts tun, als fleißig beten und jede hl. Messe opfere ich für Dich auf.“<sup>147</sup>

Ein weiteres wichtiges Thema in diesen Briefen waren der heimatliche Weinbetrieb und alles, was damit in Zusammenhang stand, also vor allem die anstehenden Arbeiten, das Wetter und die immer strenger werdenden Regelungen des Weinhandels durch den Weinbauwirtschaftsverband. Marie Zöhler war während des Krieges mit der Arbeit im

---

gestellten Ablehnung des National-sozialismus abzustrafen. Der Strafbescheid wird von manchen Familienmitgliedern zudem als „Beweis“ für die scherzhafte Behauptung herangezogen, der Vorfahre wäre „im Widerstand gegen die Nazis“ gewesen. Diese Legende hat allerdings gewissermaßen einen wahren Kern, denn in der Widerstandsforschung gibt es durchaus Positionen, die unter einem weit gefassten Widerstandsbegriff u.a. auch soziales Protestverhalten und Verstöße gegen Wirtschaftsverordnungen als Formen eines „kleinen Widerstandes“ in den Blick nehmen, vgl. Wolfgang Neugebauer, Widerstand und Opposition, In: Emmerich Talos, Ernst Hanisch, Wolfgang Neugebauer, Reinhard Sieder (Hg.), NS-Herrschaft in Österreich (Wien 2000), 188, 205f.

<sup>145</sup> Ahnenpass Franz Zöhler, 7.

<sup>146</sup> Ebd., 34ff.

<sup>147</sup> Marie Zöhler (Mutter) an Franz, 18.2.44.

Betrieb zunehmend überfordert: Ihr Mann war bereits vor dem Krieg, am 23. Januar 1939 gestorben, ihr Sohn, der die Weinbauschule besucht hatte und den Betrieb hätte übernehmen sollen, kämpfte an der Ostfront und ihre Tochter Herta war bis September 1944 als Stabshelferin in Südfrankreich stationiert. Als Unterstützung blieb ihr nur noch ihre zweite Tochter Marie (bzw. „Mitzi“), die aber auch mit ihrem Verlobten Karl Notz, den Hochzeitsplänen und ihrer Wohnungseinrichtung in Persenbeug beschäftigt war. Somit war die Witwe Marie Zöhler mit dem familiären Weinanbau- und Handelsbetrieb im Großen und Ganzen auf sich allein gestellt.

## 5.2 Die Geschwister: Marie „Mitzi“ und Franz Zöhler

**Marie Zöhler**, die in sämtlichen Briefen der Familie „Mitzi“ genannt wurde, wurde am 23. August 1922 in Langenlois geboren. Die Volksschule besuchte sie von 1928 bis 1932, danach die katholische Hauptschule für Mädchen der „Armen Schulschwestern“ in Langenlois bis 1936.

Über ihre Zeit beim BDM sind keine Quellenbelege erhalten. Wann genau ihre Verpflichtung beim Reichsarbeitsdienst begann ist unbekannt, die Gesamtdauer betrug aller Wahrscheinlichkeit nach 12 Monate. Die erste Erwähnung ihres RAD-Einsatzes findet sich in einer Feldpostkarte ihres Verlobten Karl Notz vom 23. Juni 1941, zu dieser Zeit war sie in einem RAD-Lager in Steinfeld und Pitten im Kreis Wiener Neustadt,<sup>148</sup> die letzte auf der Absenderangabe auf dem Kuvert eines Briefes an ihren Bruder Franz (in der Landwirtschaftsschule in Feldsberg) vom 13. März 1942.<sup>149</sup> In diesem Zeitraum diente sie offenbar beim Kriegshilfsdienst des RAD in Wien, wobei aus ihren nur spärlich vorhandenen Briefen dieses Jahres nicht hervorgeht, worin genau ihre Tätigkeit bestand.

Nachdem ihr ihre Mutter verboten hatte, noch während des Krieges zu heiraten, fand die Hochzeit mit ihrem Verlobten Karl Notz aus Persenbeug erst am 12. Mai 1946 statt.

**Franz Zöhler** wurde am 14. Dezember 1924 in Langenlois geboren. Er war ab Juli 1938 in der Hitlerjugend und besuchte nach der Pflichtschulzeit (Volksschule 1930-

---

<sup>148</sup> Empfängeranschrift Feldpostkarte Karl Notz an Mitzi Zöhler, 23.6.41.

<sup>149</sup> Mitzi an Franz, 13.3.42. Siehe auch die Feldpostkarte eines gewissen Leopold Hofbauer an Mitzi vom 6.3.42, auf der ihre damalige Adresse mit „Wien I., Falkestraße 1, (KHD) RAD – MA 301“ angegeben wird.

1934, Hauptschule für Knaben 1934-38) die Staatliche Wirtschaftsschule Krems (1938-1940) und danach die 4-jährige Fachschule für Wein- und Ackerbau in Feldsberg.

Am 8. Dezember 1942 wurde er in die Deutsche Wehrmacht eingezogen, seine Ausbildungszeit verbrachte er zunächst bei einem Kradschützen-Ausbildungsbataillon in der Rennwegkaserne in Wien, später bei diversen Schieß- und Panzerlehrgängen in Putlos an der Nordsee und in Augsburg. Ende Oktober 1943 kam er mit seiner Einheit an den Südabschnitt der Ostfront wo er als Funker und Bordschütze eines Schützenpanzerwagens einer Panzeraufklärungseinheit<sup>150</sup> zugeteilt wurde. Oft versah er seinen Dienst auf den Nachschubwegen seiner Einheit knapp hinter der Front. Er nahm aber auch an vielen Gefechten unmittelbar teil, ein eindeutiger Beleg dafür ist das erhalten gebliebene Antragsdokument für die Verleihung der „1. Stufe der Nahkampfspange“ (die ihm dann auch tatsächlich verliehen wurde – allerdings fast zwei Monate nach seinem Tod): dieses listet allein 15 „Nahkampftage“ von Ende Januar bis Ende August 1944 auf. Darüber hinaus erhielt er das Eiserne Kreuz 2. Klasse sowie das Panzerkampfabzeichen. Besonders erwähnenswert ist seine Teilnahme an den Kämpfen rund um den Entsatzversuch des Kessels von Tscherkassy im Februar 1944 und den Ausbruch seiner Einheit aus dem zurück wandernden Kessel bei Kamenez-Podolsk in der nördlichen Ukraine im April 1944. In dieser Zeit erlebte er die sowjetischen Großoffensiven und die darauf folgenden großen Rückzugbewegungen der deutschen „Heeresgruppe Süd“ (später: „Heeresgruppe Nordukraine“) von der Nordukraine über die Karpaten bis nach Galizien bzw. das südliche Polen. Wenngleich er noch im Spätherbst und Winter 1943 relativ zuversichtlich und siegessicher gewesen war, so macht sich in doch in seinen Briefen aus der Zeit dieses Rückzuges im Frühjahr und Sommer 1944 schon eine deutliche Desillusionierung und Resignation bemerkbar. Knapp zwei Monate nachdem sein Panzerwagen Mitte Juli 1944 zerstört worden war, wobei sich er und die übrige Wagenbesatzung gerade noch hatten retten können, und er als einfacher Infanterist weitergekämpft hatte, starb er am 7. September 1944, im 20. Lebensjahr, bei einem Waldgefecht in Porebiska in Polen durch einen Geschütz-Volltreffer.

---

<sup>150</sup> 3. Kompanie, Panzeraufklärungsabteilung 17, 17. Panzerdivision (3./ Pz.Aufkl.Abt./ 17. Pz.Div.)

### 5.3 Herta Zöhler

Herta Zöhler wurde am 5. August 1920 als erstes Kind des Ehepaares Zöhler in Langenlois geboren. Die Volksschule besuchte sie von 1926 bis 1930, danach von 1930 bis 1934 die katholische Hauptschule für Mädchen der „Armen Schulschwestern“ in Langenlois, in deren Internat sie untergebracht war. Im Anschluss daran absolvierte sie eine Handelsschule für Mädchen in Krems an der Donau.

Über eine allfällige Mitgliedschaft im BDM konnte der Autor nichts in Erfahrung bringen. Weder in den Briefen der Familie, noch auf den Fotos oder im Dokumentenbestand findet sich

ein Beleg dafür. Laut Familienerzählung sperrte sich vor allem der konservativ geprägte Vater und vehemente Nazigegner Franz Zöhler gegen die Mitgliedschaft seiner Kinder bei der HJ bzw. dem BDM. Zwar galt seit dem Hitlerjugend-Gesetz von 1936 eine Zwangsmitgliedschaft der Jugendlichen in HJ und BDM, die nach dem „Anschluss“ auch in Österreich galt.<sup>151</sup> In der Praxis gab es jedoch erhebliche Erfassungslücken, sodass sich bis 1943/44, als ein effektives Erfassungs- und Kontrollsystem geschaffen wurde, Uninteressierte oder Unwillige der Organisation noch immer entziehen konnten.<sup>152</sup> Nachdem der Schwerpunkt der Erfassung vor allem auf den SchülerInnen lag, waren das vor allem ältere Jugendliche.<sup>153</sup> Gerade in Österreich konnte die Jugenddienstpflicht nur teilweise eingeführt werden.<sup>154</sup> Vermutlich gehörte Herta, die am 5. August 1938 18 Jahre alt wurde, zu denjenigen 33,6 Prozent der 10- bis 18-



Abbildung 1: Herta Zöhler, 1943

---

151 Johanna Gehmacher, Biographie, Geschlecht und Organisation: Der „Bund Deutscher Mädels“ in Österreich, In: Dagmar Reese (Hg.), Die BDM-Generation. Weibliche Jugendliche in Deutschland und Österreich im Nationalsozialismus (Berlin 2007), 196f.

152 Louise Willmot, Zur Geschichte des Bundes Deutscher Mädels, In: Dagmar Reese (Hg.), Die BDM-Generation. Weibliche Jugendliche in Deutschland und Österreich im Nationalsozialismus (Berlin 2007), 106.

153 Ebd.

154 Gehmacher, Biographie, Geschlecht und Organisation, 198.

jährigen Mädchen, die zum Jahresbeginn 1939 nicht Mitglieder des BDM waren.<sup>155</sup> Falls sie, trotz fehlender Quellenbelege und mündlicher Überlieferung, doch bei dieser NS-Mädchenorganisation war, dann aller Wahrscheinlichkeit nach nur für sehr kurze Zeit, sodass das primär prägende Moment ihrer Sozialisation bezüglich Mädchen- bzw. Frauenkameradschaft ihre Schulzeit darstellte.<sup>156</sup>

Ein Einsatz Hertas beim RADwJ kann zur Gänze ausgeschlossen werden, nach ihrer Schulausbildung arbeitete sie zuhause in Langenlois. Am 11. November 1940 wurde sie vom Amtsgericht Langenlois vorzeitig für volljährig erklärt<sup>157</sup> (vermutlich, um für den Familienbetrieb zeichnungsberechtigt zu sein). Am 8. März 1943 erhielt sie ihren Verpflichtungsbescheid, der sie für die Zeit vom 10. März 1943 bis „auf begrenzte Zeit“ zur Dienstleistung als Stabshelferin des Heeres beim Wehrkreiskommando XVII in Wien verpflichtete und nach dem sie sich zunächst bei ihrer Heimatdienststelle, der Heeresstandortverwaltung Krems/Donau, „zur Arbeitsaufnahme“ zu melden hatte.<sup>158</sup> Danach absolvierte sie vom 2. April bis 1. Mai 1943 einen „Einschulungskurs für Stabshelferinnen für den Osteinsatz“ in der Wiener Rennweg-Kaserne.<sup>159</sup> Darauf folgten vom 22. August bis 13. September 1943 weitere Ausbildung und Dienst beim Hauptverbindungsstab St. Pölten.<sup>160</sup>

#### **5.4 Herta als Stabshelferin in Südfrankreich – Erlebnisphasen**

Im Folgenden wird die Einsatzzeit in Frankreich in drei chronologische Erlebnisphasen<sup>161</sup> aufgeteilt. Diese Phasen werden jeweils durch einen Heimaturlaub von einander getrennt, wovon der erste zu Weihnachten 1943 (17. Dezember 1943 bis 4. Januar 1944), der zweite im Mai 1944 stattfand (18. bis 29. Mai 1944). Somit ergeben sich drei in sich abgeschlossene Zeitblöcke von ungefähr 13, 19 und 11 Wochen, die Hertas Kriegseinsatz zeitlich strukturieren.

---

155 Vgl. Willmot, Zur Geschichte des Bundes Deutscher Mädel, 106.

156 Auf die Relevanz ihrer Vorprägung bezüglich Kameradschaft wird im Kapitel 7.4.3 „Die Führerin als Kameradin?“ eingegangen werden.

157 Volljährigerklärung Herta Zöhler, Amtsgericht Langenlois, Geschäftszahl P 99/39 22, 11.11.1940.

158 Verpflichtungsbescheid Herta Zöhler, Arbeitsamt Krems a/D., 8.3.1943.

159 Amtliches Schreiben des Wehrkreiskommando Wien an die Heeresstandortverwaltung Krems/Donau, 31.3.43.

160 Siehe ihre vier Briefe an Zuhause vom 22.8. bis 13.9.43.

161 Eine solche Einteilung wird von Latzel empfohlen, vgl. Klaus Latzel, Kriegsbriefe und Kriegserfahrung: Wie können Feldpostbriefe zur erfahrungsgeschichtlichen Quelle werden? In: Werkstatt Geschichte 22 (1999), 17.

#### 5.4.1 September bis Dezember 1943

Am 19. September 1943 kam Herta mit ihrer Einheit unter der Führung des Wiener Oberstleutnant Dr. Klages in Lyon an. Bereits in ihrem zweiten Brief aus Frankreich an ihre Angehörigen zuhause berichtete sie ausführlich über das dortige Warenangebot und darüber, dass sie sich zuallererst „den heiß ersehnten Pelzmantel“ zugelegt hätte.<sup>162</sup> Nachdem ein Organisationsfehler offenkundig geworden war und sich herausgestellt hatte, dass Lyon nicht der eigentliche Einsatzort der Einheit war, wurde diese nach einer Woche Aufenthalt weiter nach Marseille geschickt, wo sie am 29. September 1943 ankam. Dort richtete sie sich als „Verbindungsstab 497“ in einem der besten Hotels der Stadt ein, dem „Hôtel de Bordeaux“ am Boulevard d’Athènes, das für die Deutsche Wehrmacht requiriert wurde und wo auch die Stabshelferinnen untergebracht waren.

Die Aufgabe dieses Verbindungsstabes war es, zusammen mit der Sipo und dem SD für die Aufrechterhaltung der inneren Sicherheit im Département Bouches-du-Rhône zu sorgen und die Aufsicht über die französische Verwaltung sicherzustellen.<sup>163</sup> Außerdem konnten Zwangsaufgaben an den Präfekten und den Bürgermeister gestellt werden, um einheimische Zivilisten zum Pflichtarbeitsdienst für Küstenverteidigungsbauten einzusetzen.<sup>164</sup>

Herta wurde als persönliche Sekretärin des Kommandanten Oberstlttn. Klages eingeteilt und erhielt als einzige Stabshelferin ein eigenes Büro in dessen Vorzimmer. Ihre Aufgaben waren vor allem Posteingang, Geschäftsregistratur (also die Verwaltung des amtlichen Schriftguts) sowie Stenografie und Maschinschreiben für ihren Chef. Schon zu Beginn ihres Einsatzes beschrieb sie ihren Dienst zwar als nervig, aber nicht besonders anstrengend, wie zum Beispiel hier:

---

<sup>162</sup> Herta an Zuhause, 22.9.43.

<sup>163</sup> Peter Lieb, Konventioneller Krieg oder NS-Weltanschauungskrieg? Kriegführung und Partisanenbekämpfung in Frankreich 1943/44 (München 2007), 55f.

<sup>164</sup> Ebd., 196f.

„Die Arbeit ist nicht so tragisch. Es gibt zwar immer zu tun aber oft denke ich mir, das beste wäre das ganze Papier zu verbrennen es ist doch sowieso alles Mist, zuhause würden sich [sic] mich viel dringender brauchen.“<sup>165</sup>

Ansonsten schrieb sie in ihren Briefen aus dieser Zeit vor allem über die touristische Erschließung der neuen Orte, ihre ersten Badeausflüge ans Meer mit ihren Kameradinnen und das Freizeitangebot in der Stadt (Kino, Varietés, Theater und Oper). Ihr Chef Oberstlttn. Klages nahm sie auch auf diverse Dienstfahrten und Überlandpartien mit, wodurch sie die nähere Umgebung Marseilles kennenlernte (z.B. Lambese, Salon und La Ciotat). Sie berichtete aber auch von einem Handgranatenanschlag auf die BesucherInnen eines deutschen Soldatenkinos am 1. November 1943, dem sie und ihre Kameradin Eva Waldmüller gerade noch entgehen konnten und der sechs Verwundete forderte.<sup>166</sup>

Insgesamt waren die Briefe dieser ersten Erlebnisphase jedoch von einem überwiegend positiven und optimistischen Grundton geprägt. Zwischen 17. Dezember 1943 und 4. Januar 1944 hatte sie Heimaturlaub und feierte Weihnachten mit ihrer Mutter und ihrer Schwester Mitzi zuhause in Langenlois.

#### **5.4.2 Januar bis Mai 1944**

In Hertas erstem Schreiben an Zuhause nach ihrer Ankunft in Marseille am 4. Januar 1944 schrieb sie zunächst von umfangreichen Umstrukturierungen, die in ihrer Dienststelle vorgenommen wurden. Diese wurde nämlich zu Beginn des Jahres 1944 zu einer „Feldkommandantur“ umgegliedert und aufgewertet,<sup>167</sup> was vor allem mit einer Aufstockung des Personals einherging. Ein bestimmendes Thema ab dieser Zeit war aber vor allem Hertas Ansinnen, ein Freistellungsgesuch durchzubringen, um vorzeitig von ihrem Militärdienst entlassen zu werden. Sie bat auch ihre Angehörigen in der Heimat, diesbezüglich bei den zuständigen Behörden (Arbeitsamt Krems,

---

165 Herta an Franz, 28.11.43.

166 Herta an Zuhause, 2.11.43.

167 Vgl. Lieb, Konventioneller Krieg, 56. Dies geschah, weil in Erwartung einer Invasion in den Départements an der Mittelmeerküste die französische Souveränität offiziell aufgehoben worden war und nun die vollziehende Gewalt formell von den Vichy-Behörden an die Deutschen übergeben wurde. Somit herrschte in diesem Gebiet fortan der gleiche Rechtszustand wie im altbesetzten Frankreich, siehe ebd., 51, 56.

Wehrkreisverwaltung Wien) Druck zu machen, letztlich aber wurde dieses Gesuch von ihrem Chef Klages zunächst als „ganz ausgeschlossen“<sup>168</sup> zurückgewiesen.

Des weiteren war diese Phase von der allmählichen Zunahme der Nervosität in Südfrankreich geprägt. Davon, dass man nun mit der Eröffnung einer zweiten Front im Westen vonseiten der Alliierten rechnete, zeugt auch die folgende Briefstelle bei Herta:

„Gestern habe ich meine Sachen durchgesehen und festgestellt, daß ich eine Menge entbehren kann und will das nun schön langsam in kleinen Päckchen nach Hause schicken. Schließlich [...] wenn es schief gehen sollte mit dem Freistellen, so kommt sicher heuer im Frühjahr irgend etwas im Westen und dann ist es immer gut wenn man so wenig als möglich bei sich hat.“<sup>169</sup>

Es gab nun auch des öfteren zu Fliegeralarmen, wenn auch noch keinen richtigen Angriff, außerdem wurden die Dienstzeiten ausgeweitet und die Zensur verschärft:

„Wir haben jetzt immer sehr viel Fliegeralarm, Angriff hatten wir Gottseidank noch keinen. Auch die Post wird jetzt ziemlich streng zensuriert, es ist eben so eine komische Stimmung.“<sup>170</sup>

Doch noch boten sich Herta genügend Gelegenheiten der Zerstreuung und Ablenkung von der sich zunehmend verschärfenden allgemeinen Lage. Das waren zum Beispiel feierliche Kasinoabende oder diverse Einladungen ihres Chefs, etwa zu einem großen Galadinner der deutsch-französischen Waffenstillstandskontrollkommission, das sie in begeistertem Ton beschrieb.<sup>171</sup> Zudem nahm sie Klages zu einem Ausflug nach Arles und Tarascon mit.<sup>172</sup> Vom 11. bis 13. Februar 1944 unternahm sie auch ihre größte Dienstreise an die Riviera, die sie in mehrseitigen Briefen an Zuhause und an ihren Bruder Franz ausführlich schilderte.<sup>173</sup> Dabei besichtigte sie mit einer kleinen Gruppe, bestehend aus ihrem Chef, einem Offizier des Hauptverbindungsstabes 894 (Avignon), einem Militärverwaltungsrat, drei Mannschaftssoldaten und einer zweiten Stabshelferin, La Ciotat, Toulon, St. Raphael, Nizza, das italienische Sanremo, Monaco und Monte

---

168 Herta an Zuhause, 9.1.44.

169 Herta an Zuhause, 12.1.44.

170 Herta an Zuhause, 27.1.44.

171 Herta an Zuhause, 27.1.44.

172 Herta an Zuhause, 1.2.44.

173 Herta an Zuhause, 15.2.44; sowie Herta an Franz, 15.2.44.

Carlo. Allerdings schwieg sie sich, wie auch bei allen anderen „Dienstreisen“, über den eigentlichen dienstlichen Zweck dieser Reise aus.

Bald darauf holte sie aber die nüchterne Realität des Krieges wieder ein. Am 16. März 1944 wurde bei einem Probealarm erstmals das planmäßige Verpacken der Akten zwecks Rückzug der Dienststelle für den Fall einer feindlichen Landung geübt. Außerdem wurden die Stabshelferinnen nun auch im Schusswaffengebrauch unterwiesen. Darüber und über die allgemeine Stimmung, die zu dieser Zeit herrschte, gab Herta ihren Angehörigen zuhause wie folgt Aufschluss:

„Nach dem Mittagessen gings hinaus zum Scharfschießen, jetzt schon den 2. Sonntag daß wir Mädeln bei dem Tango mitmachen müssen. Ich weiß nicht wollen sie uns zu Flintenweibern<sup>174</sup> heranbilden. Talent haben wir ja keines dazu, das hat sich gezeigt. [...] Habt Ihr in Lglois viel Fliegeralarm? Wir hier fast gar keinen und trotzdem kommen wir uns vor als säßen wir auf Pulverfässern, es ist halt so komische Stimmung, man weiß keinen Tag was er bringen wird.“<sup>175</sup>

Auch einen „Schnellsiederkurs im Roten Kreuz“ musste sie absolvieren, denn es wäre, wie sie zynisch schrieb, „doch ein Jammer, wenn man uns im Invasionsfalle als nicht brauchbar zurückschicken müßte.“<sup>176</sup>

Im April 1944 bekam Herta einen neuen Vorgesetzten, worüber sie ebenfalls nicht begeistert war. Oberstlttn. Klages, zu dem sie mittlerweile ein gutes kameradschaftliches Verhältnis aufgebaut hatte, wurde versetzt und abgelöst durch Generalmajor Claus Boie, der nun die Führung der Feldkommandantur 497 übernahm. Über diesen neuen Chef beklagte sie sich in vielen ihrer Briefe ab April 1944, vor allem weil er die Dienstzeiten ausweitete, sodass sie kaum mehr Freizeit hatte, und ihrer Meinung nach das Arbeitsklima und die Kameradschaft in der Dienststelle stark beeinträchtigte. Ganz allgemein legte Boie offenbar einen weitaus strengeren und autoritäreren Führungsstil an den Tag als sein Vorgänger Klages, mit dem Herta aber weiterhin brieflich in Kontakt

---

174 Mit diesem Ausdruck wurden von den Deutschen Frauen in der Roten Armee diffamiert, vgl. z.B. Maubach, Stellung, 24, sowie: Felix Römer, Gewaltsame Geschlechterordnung. Wehrmacht und „Flintenweiber“ an der Ostfront 1941/42, In: Klaus Latzel, Franka Maubach, Silke Satjukow (Hg.), Soldatinnen. Gewalt und Geschlecht im Krieg vom Mittelalter bis heute (Paderborn 2011) 331-351.

175 Herta an Zuhause, 19.3.44. Zur Unterweisung der Wehrmachthelferinnen im Waffengebrauch zum Selbstschutz vgl. z.B. Maubach, Stellung, 220f.

176 Herta an Zuhause, 10.5.44.

blieb, um zu ihm versetzt oder gar gänzlich von ihrem Militärdienst freigestellt zu werden.

Als sie schließlich im Mai 1944 erfuhr, dass ihr Bruder Franz Heimaturlaub erhalten hatte, wollte auch sie unbedingt eine Vorverlegung ihres erst für Juni festgesetzten Urlaubs erreichen, wobei ihr jedoch eine Urlaubssperre und ihr uneinsichtiger Chef Generalmajor Boie im Wege waren. Nachdem sie eine ganze Woche lang Überstunden gemacht hatte, um diesen „möglichst gnädig zu stimmen“,<sup>177</sup> wurde ihr der Urlaub letztendlich doch gewährt. Offiziell handelte es sich hierbei aber um eine „Dienstreise“ zum Zwecke der „Überbringung von Akten zum Ersatztruppenteil Ldsch.Ers.Batl. 17“<sup>178</sup> in Hainburg, bei der sie berechtigt war, „die Fahrt in Langenlois zu unterbrechen.“<sup>179</sup> Bei diesem inoffiziellen und nur durch Hertas Hartnäckigkeit erreichten Heimaturlaub sah sie ihren Bruder zum letzten Mal.

#### 5.4.3 Mai bis August 1944

Die Zeitspanne von Ende Mai bis Mitte August 1944 war von einer noch deutlicheren Verschärfung der Lage geprägt. Gleich nach ihrer wegen mehrerer zerstörter Bahnhöfe und gesprengter Gleise verspäteten Rückkehr nach Marseille am 29. Mai 1944 beschrieb Herta in einem vierseitigen Brief ausführlich die verheerenden Folgen des amerikanischen Bombenangriffs vom 27. Mai, dem sie dank ihrer Verspätung entgangen war. Bei dieser Bombardierung, deren Ziele vor allem die Bahnhöfe und die deutschen Dienststellen waren, kamen fast 2000 französische ZivilistInnen ums Leben und wurden ungefähr 400 Deutsche getötet oder verwundet.<sup>180</sup> Die Feldkommandantur 497 hatte schon davor das Hôtel de Bordeaux verlassen und war in ein anderes Gebäude am Stadtrand umgezogen. Dieser Bau war zwar beschädigt worden, Hertas KameradInnen, die sich rechtzeitig in den Luftschutzraum begeben hatten, war aber nichts passiert. Dafür schrieb sie in ihrem Brief aber davon, dass ein ebenfalls in Marseille befindliches Marinehelferinnenheim einen Volltreffer erhalten hätte, wobei

---

177 Herta an Zuhause, 14.5.44.

178 Landschützen-Ersatz-Bataillon 17.

179 Siehe Herta Zöhrers „Sonderausweis“ für Dienstreisen, ausgefertigt am 17. Mai 1944.

180 Vgl. Raoul Busquet, Histoire de Marseille (Paris 1945) 456, sowie Roger Duchêne, Marseille. 2600 ans d'histoire (Paris 1998), 659f.

mehrere der Bewohnerinnen gestorben wären und die Überlebenden alles verloren hätten.<sup>181</sup> Über ihre beschwerliche Bahnfahrt schrieb sie unter anderem, dass sie wegen der Verspätung auch einem Angriff auf den Bahnhof Mühlhausen entgangen wäre. Das vierseitige Schreiben schloss sie mit den Worten:

„Nun gejamert hätte ich nun genug, ich kann es eben noch immer nicht glauben, daß sich in der kurzen Zeit alles so verändert hat.“<sup>182</sup>

In ihren folgenden Briefen beschrieb sie den desolaten Zustand ihrer neuen Dienststelle, deren sanitäre Einrichtungen nicht mehr funktionstüchtig waren. Sie beklagte sich auch darüber, dass sie wegen einer nach der Invasion am 6. Juni 1944 verhängten Ausgangssperre, einer weiteren Ausweitung der Dienstzeiten und der Unterbringung der Stabsshelferinnen in Privatquartieren mit ihren Kameradinnen nichts mehr unternehmen könne. Vorsorglich schickte sie nun ihre Habseligkeiten in mehreren Paketen nachhause, um im Notfall schneller abmarschbereit zu sein.

Am 17. Juni 1944 wurden die Marseiller Stabsshelferinnen ins Hinterland verlegt, da man deutscherseits mit einer zweiten Landung der Alliierten in Südfrankreich rechnete.<sup>183</sup> Herta selbst wurde zur Oberfeldkommandantur 894 nach Avignon versetzt, wobei sie die Trennung von ihren Kameradinnen, mit denen sie seit Beginn ihres Einsatzes zusammen gewesen war, als sehr schmerzhaft erlebte.

Am 25. Juni 1944 erlebte sie schließlich ihren ersten Bombenangriff, von der ihre Dienststelle abgesehen von zerbrochenen Fensterscheiben und herausgerissenen Türen aber weitgehend verschont blieb. Bei einem zweiten Angriff am 17. Juli 1944 wurde sie jedoch vollständig zerstört, dabei gab es auch einen Verwundeten und eine Toten. Im Anschluss daran folgte der Umzug der Oberfeldkommandantur in ein Barackenlager außerhalb der Stadt. Zu dieser Zeit wollte Herta nur noch so schnell wie möglich nachhause, weshalb in ihren letzten Briefen aus Frankreich ihr Freistellungsgesuch das mit Abstand bestimmendste Thema war. Aus ihrer ersatzweise angestrebten Versetzung zu ihrem alten Chef Oberstlttn. Klages, der zu dieser Zeit

---

181 Herta an Zuhause, 29.5.44.

182 Ebd.

183 Percy E. Schramm (Hg.), Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht 1944-1945 I, Bd. IV/7 (München 1982), 349f.

Kommandant der Feldkommandantur in Split (Kroatien) war und mit dem sie diesbezüglich weiterhin brieflich in Kontakt stand, wurde nichts.

Ihren letzten Brief an Zuhause schrieb sie am 4. August 1944, also am Vorabend ihres 24. Geburtstages. Ansonsten sind noch drei Briefe von ihr erhalten, die sie im September 1944 an ihren Bruder Franz schrieb, als sie bereits wieder zuhause in Langenlois war. Diejenigen Briefe, die sie ihm im Zeitraum zwischen dem 11. April und dem 6. September 1944 geschrieben hatte, sind nicht erhalten geblieben: Diese waren unter dessen persönlichen Habseligkeiten gewesen, die er verloren hatte, als sein Schützenpanzerwagen Mitte Juli 1944 abgeschossen worden war, wobei er selbst und die restliche Besatzung sich gerade noch hatten retten können.<sup>184</sup>

Aus den Briefen kann daher nicht eindeutig geschlossen werden, wann genau und unter welchen Umständen Herta letztendlich nachhause kam. In ihrem Einsatzbuch findet sich der Vermerk, dass ihre Einsatzdienststelle bis zum 16. August 1944 die Oberfeldkommandantur 894 war.<sup>185</sup> An diesem Tag dürfte sie jedoch bereits in Langenlois gewesen sein, denn in einem Brief an Franz vom 6. September ist die Rede davon, dass „es 3 Wochen sind, daß ich nun L'lois mit meiner Gegenwart beehre.“<sup>186</sup> In Anbetracht der Tatsache, dass ihre Heimreise mehrere Tage in Anspruch genommen haben dürfte (und zwar nicht zuletzt auch aufgrund der zu dieser Zeit weitgehend zerstörten Infrastruktur), ist also davon auszugehen, dass sie kurz vor der Landung der Alliierten in Südfrankreich am 15. August 1944 endgültig nachhause geschickt worden war. Somit gehörte sie nicht, wie etwa ihre beiden Kameradinnen Pauline Davogt und Trude Fuchs, zu den ca. 3000 Wehrmacht-helferinnen, die in der äußerst chaotischen Lage nach dieser Invasion in Südfrankreich den Anschluss verloren und sich teilweise unter höchst abenteuerlichen Umständen auf eigene Faust zurück nach Deutschland durchschlagen mussten.<sup>187</sup>

---

184 Franz an Zuhause, 21.7.44.

185 Herta Zöhlers „Einsatzbuch für Stabshelferinnen des Heeres“, S. 3.

186 Herta an Franz, 6.9.44.

187 Vgl. H. Günther Dahms, Der Zweite Weltkrieg in Text und Bild (München/Berlin 1989), 345. Selbst das Oberkommando der Wehrmacht gestand schwerwiegende Versäumnisse bei der Rückführung der Helferinnen aus Südfrankreich ein, vgl. Maubach, Stellung, 224.

## 6.) Krieg als Reise – Der Krieg als touristische Erfahrung

### 6.1 Zum Topos „Krieg als Reise“

Aus heutiger Sicht mag es vielleicht paradox oder gar zynisch erscheinen, Krieg mit Reisen oder Urlaub zu vergleichen.<sup>188</sup> Tatsächlich aber wurde der Tourismus, wie wir ihn heute kennen, für den überwiegenden Großteil der Bevölkerung in Deutschland und Österreich erst in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg Realität.<sup>189</sup> Somit bot sich mit der Einberufung zum Militärdienst für die Männer, die als Soldaten und – so muß stets hinzugefügt werden – für die Frauen, die als Wehrmachthelferinnen deutscherseits in den Zweiten Weltkrieg zogen, die erste und oft auch einzige Gelegenheit, fremde Länder kennenzulernen.<sup>190</sup> Von den Männern und Frauen, die Urlaubsreisen außerhalb der eigenen Landesgrenzen so gut wie nicht kannten, wurde daher der Einzug in den Krieg wie jede Reise oftmals zuallererst als „Erlebnis“ und großes Abenteuer wahrgenommen.<sup>191</sup>

Zwar ist, wie Latzel feststellt, die Rede vom „Krieg als Reise“ „ein Euphemismus sondergleichen“ – schließlich sei die Wehrmacht kein Freizeitunternehmen gewesen.<sup>192</sup> Doch besaß der „touristische“ Blick für die Soldaten und Helferinnen erhebliche Bedeutung und die Redewendung somit einen realen Kern, denn auch wenn die „Kriegsreise“ (meist) unfreiwillig angetreten wurde, bot diese doch „eine Fülle von neuen Eindrücken und Erlebnissen, die erst einmal verarbeitet werden wollten und die, solange sie nicht existenziell bedrohlich wurden, durchaus ihren Reiz haben

---

188 Konrad Köstlin, Krieg als Reise, In: Margit Berwing, Konrad Köstlin (Hg.), Reise-Fieber (Regensburg 1984), 102; vgl. auch: Kerstin Wölki, Krieg als Reise – Die Wahrnehmung Frankreichs durch deutsche Soldaten im Zweiten Weltkrieg (Magisterarbeit, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau 2007), 1, online unter: [http://www.feldpost-archiv.de/pdf/Woelki\\_Krieg\\_als\\_Reise.pdf](http://www.feldpost-archiv.de/pdf/Woelki_Krieg_als_Reise.pdf) (Aufruf: 23.9.2012).

189 Im nationalsozialistischen Deutschland gab es zumindest die „Kraft durch Freude“-Reisen, die schon in den 30er Jahren in gewisser Weise den Massentourismus der Nachkriegszeit vorwegnahmen, vgl. Köstlin, Krieg als Reise, 102, bzw. genauer: Margit Berwing, „Kraft durch Freude“ - Reisen im Dritten Reich, In: Margit Berwing, Konrad Köstlin (Hg.), Reise-Fieber (Regensburg 1984), 115ff.

190 Vgl. Köstlin, Krieg als Reise, 101ff. Köstlins Behauptung hingegen, wonach der Auszug in den Krieg Männer und Frauen „in sehr eindeutiger Weise“ trennte und das Weggehen von zu Hause ein Aufbruch war, der nur Männern zukam und Frauen nicht (ebd., 103), ist angesichts des Einsatzes der Rotkreuzhelferinnen des Ersten und noch vielmehr der Wehrmachthelferinnen des Zweiten Weltkrieges unhaltbar.

191 Ebd. 103.

192 Klaus Latzel, Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939-1945 (Paderborn 1998), 135, bzw. ders., Tourismus und Gewalt. Kriegswahrnehmungen in Feldpostbriefen, In: Hannes Heer, Klaus Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944 (Hamburg 1995), 449.

konnten.“<sup>193</sup> Bezüglich des „touristischen“ oder „Freizeitwert“ war der Kriegsschauplatz im Westen und insbesondere Frankreich „konkurrenzlos“, für den Osten bzw. die Sowjetunion hingegen galt das genaue Gegenteil.<sup>194</sup>

Die Beschreibungen von fremden Ländern und Menschen, die die KriegsteilnehmerInnen in den Feldpostbriefen an ihre Angehörigen festhielten, waren ständig mit Bewertungen verbunden. Die Kriterien, nach denen sie urteilten, lassen sich nicht nur aus der jeweils aktuellen Lage erklären, sondern stammten auch aus ihren zuvorliegenden und situationsunabhängigen Vorkriegswissensbeständen, mit deren Hilfe die vorgefundenen Verhältnisse erst definiert werden konnten.<sup>195</sup> Aufgrund dieses Vorwissens und der Werthaltungen, die bei solchen Schilderungen in den Briefen zu Tage treten, kann daher letztendlich gesagt werden, dass, wenn die BriefschreiberInnen über fremde Länder und deren Bewohner sprachen, sie immer zugleich auch über sich selbst sprachen:<sup>196</sup> Denn die Frage nach der Abgrenzung gegenüber den „Anderen“ ist immer auch die Frage nach der Identität, dem Selbstbild und dem Bewusstsein der Zugehörigkeit zur eigenen Gruppe.<sup>197</sup>

In diesem Sinne soll im Folgenden untersucht werden, was Herta implizit auch über sich selbst, ihre eigenen Vorstellungen, Werthaltungen und Erwartungen schrieb, wenn sie über (Süd-)Frankreich schrieb, das sie als Stabshelferin des Heeres bereiste.

## 6.2 Der „Reiz der Neuheit“ – Faszination und Selbstdefinition

Die erste in Hinsicht auf den Topos „Krieg als Reise“ relevante Textstelle in ihren Briefen befasst sich allerdings noch nicht mit Frankreich selbst, sondern mit einer (damals) „deutschen“ Stadt, die bei der Bahnfahrt ihrer Einheit von St. Pölten nach Lyon Mitte September 1943 durchfahren wurde: Straßburg. Am dortigen Bahnhof galt für Herta und ihre Kameradinnen zwar Ausgangsverbot, ihrer Führerin Frau Belz gelang es

---

193 Latzel, Deutsche Soldaten, 135.

194 Latzel, Tourismus, 449. Latzel schreibt hier zwar ausschließlich von Soldaten, seine Aussage kann aber m.E. getrost eins zu eins auf die Wehrmachthelferinnen übertragen werden.

195 Ebd., 452f.

196 Klaus Latzel, Kollektive Identität und Gewalt, In: Peter Jahn, Ulrike Schmiegelt (Hg.), Foto-Feldpost. Geknipste Kriegserlebnisse 1939-1945 (Berlin 2000), 19.

197 Ebd., 14.

jedoch, mit den Offizieren eine Ausnahme auszuhandeln, sodass diese mit ihren Schützlingen die Stadt besichtigen konnten. Aus Hertas Schilderung dieses kurzen Zwischenstopps lässt sich bereits einiges über ihr Selbstverständnis herauslesen:

„Aber in Straßburg zu sein und das Münster nicht zu sehen wäre für einen Kulturmenschen eine zu große Schande, also irgend etwas mußte geschehen. [...] [U]nd so [...] fuhren [wir] nach Straßburg. Die Zeit war zwar knapp aber zu einer kleinen Rundfahrt mit d. Straßenbahn und zur eingehenden Besichtigung des Münsters reichte es. Uns interessierte klarerweise nur die Altstadt und ich kann euch nur sagen, ich habe noch keine Stadt gesehen die ihren mittelalterlichen Charakter so schön bewahrt hat und so reizend Malerwinkeln zeigt wie diese alte deutsche Stadt. Diese schönen alten Fachwerkhäuser mit den Butzenscheiben und Erkern und dazwischen die Wasserkanäle, wie ein deutsches Venedig mutet einem das stellenweise an. Und für mich hatte das alles noch den Reiz der Neuheit, also ich kann Euch sagen ich bin ehrlich begeistert. Die Krönung des Ganzen ist allerdings das Münster in seiner gigantischen Größe und Schönheit [...]“<sup>198</sup>

Die Art und Weise, wie der Zusammenhang zwischen Krieg und Reise hergestellt, bzw. wie im Allgemein eine Reise geschildert wird, „unterliegt den kulturellen Mustern, die in den verschiedenen sozialen Schichten ausgebildet wurden.“<sup>199</sup> Vor diesem Hintergrund sticht zunächst einmal Hertas Selbstbezeichnung als „Kulturmensch“ im ersten Satz der Textstelle ins Auge: Mit dieser etwas eigentümlichen Formulierung stilisiert sie sich zuallererst als eine Vertreterin des Bildungsbürgertums,<sup>200</sup> die ihre kurze kriegsbedingte Besichtigung Straßburgs in erster Linie als eine „Bildungsreise“ wahrnimmt, in deren Rahmen sie die Gelegenheit zur „Selbstverwirklichung“<sup>201</sup> hinsichtlich ihres kulturellen Selbstverständnis hat. Folglich interessiert sie „klarerweise nur die Altstadt“, in der sich die historischen Kulturbauten wie vor allem das Münster konzentrieren.

Zunächst geht sie aber allgemein auf das für sie pittoreske Erscheinungsbild dieser Stadt ein, das sie in einer äußerst blumigen Sprache beschreibt und von dem sie ihren

---

198 Herta an Zuhause, 19.9.43.

199 Köstlin, Krieg als Reise, 112.

200 Womit diese Briefstelle auch ein Beispiel für die von Isa Schikorsky beschriebene Sprachhandlungsstrategie der „Imagepflege“ ist, mit deren Hilfe (Feldpost-)BriefautorInnen das eigene Selbstbewusstsein ihren BriefpartnerInnen, aber auch sich selbst gegenüber stärken, vgl. Schikorsky, Kommunikation, 310f.

201 Zum Phänomen „Selbstverwirklichung im Urlaub“ im Zusammenhang mit Krieg vgl. auch Köstlin, Krieg als Reise, 114.

Worten zufolge schlichtweg „ehrlich begeistert“ ist. Sie nimmt in diesem ersten Brief aus Frankreich die Optik des Touristischen nicht zuletzt auch deshalb ein, um ihren Kriegseinsatz in eine Sprache des Zivilen zu fassen und ihn überhaupt erst für ihre Angehörigen zuhause kommunikabel zu machen, d.h. eine gemeinsame Verständigungsebene mit diesen aufzubauen.<sup>202</sup> Mit der Feststellung, wonach all dies für sie noch den „Reiz der Neuheit“ habe, von dem sie schier überwältigt zu sein scheint, verweist sie auf die Tatsache, dass es sich hierbei um ihre erste Auslandsreise handelt, zuvor war sie nämlich nie über die Grenzen Österreichs hinausgekommen.<sup>203</sup>

Allerdings ist die hier verwendete Formulierung „Auslandsreise“ schon etwas problematisch: Herta betont in der Briefstelle mit den Begriffen „alte deutsche Stadt“ und „deutsches Venedig“ gleich zweimal explizit den angeblich deutschen Charakter Straßburgs. Streng genommen trifft das zwar zu, denn die Stadt ist zu dieser Zeit tatsächlich eine „deutsche“ – allerdings erst seit der Annexion des Elsass durch das Deutsche Reich nach dem Waffenstillstand mit Frankreich im Juni 1940. Nach der äußerst turbulenten Geschichte Straßburgs (und des Elsass), das seit dem Mittelalter jahrhundertlang Zankapfel zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich (eigentlich: *den* Deutschen Reichen) gewesen ist, ist die Stadt zum Zeitpunkt von Hertas Besuch gerade einmal erst seit drei Jahren (wieder) „deutsch“. Vor diesem Hintergrund betrachtet ist also der „deutsche“ Charakter Straßburgs genau genommen gar nicht so alt wie durch die Rede von der „alten deutschen Stadt“ suggeriert wird.

Die Textpassage ist aber nicht deshalb so interessant und aussagekräftig, weil sie eine gewisse Unschärfe im historischen Wissen ihrer Autorin offenbart, sondern weil an dieser Stelle zum ersten Mal in deren Briefen eine Identifikation mit dem Deutschen Reich bzw. deutscher Identität an sich stattfindet. Zwar wird diese hier noch relativ indirekt ausgedrückt, doch es kann kein Zweifel daran bestehen, dass sich Herta selbst schon sehr bald als „Deutsche“ sieht, denn in ihren Briefen taucht diese Selbstbezeichnung wiederholt auf. Natürlich hat auch das, genau wie das „deutsche“

---

202 Vgl. Maubach, Stellung, 121, sowie Konrad Köstlin, Erzählen vom Krieg – Krieg als Reise II, In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und oral history (1989/Heft 2), 181.

203 Das gilt in Anbetracht sowohl der Erinnerungen des Autors an die Erzählungen seiner Großmutter, als auch der mündlichen familiären Überlieferung als gesichert. Auch die Fotos und Postkarten der Familie Zöhrer aus der Vorkriegszeit verweisen nur auf Urlaubsreisen innerhalb Österreichs, z.B. nach Salzburg, das Herta gemeinsam mit ihren Geschwistern Mitzi und Franz im Juni 1936 bereiste.

Straßburg, seine formale Richtigkeit, schließlich wurden alle ÖsterreicherInnen mit dem sogenannten „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich 1938 zu deutschen ReichsbürgerInnen (sofern sie die rassistischen Kriterien der Nürnberger Gesetze erfüllten). Hertas nationale Identifikation sollte allerdings noch deutlich über diese formalrechtliche Dimension hinausgehen, wie wir später noch sehen werden.

Herta und ihre Einheit kommen am 19. September 1943 in Lyon an. Dort machen sie vor der Abfahrt zu ihrem eigentlichen Einsatzort Marseille aber nur eine Woche lang Zwischenstation, „das hat gerade gereicht um die Stadt gründlich kennen zu lernen und Einkäufe zu tätigen“, wie sie ihrem Bruder Franz schreibt.<sup>204</sup> Dieses „gründliche Kennenlernen“ beschränkt sich jedoch nicht nur auf die Beschreibung der Konsummöglichkeiten und Sehenswürdigkeiten, sondern spart auch die „Schattenseiten“ des schönen Frankreich nicht aus, die Herta in ihrem dritten Brief aus Frankreich an Zuhause wie folgt schildert:

„Die letzten Tage haben wir uns die Stadt gründlich angesehen und gestern machten wir einen kleinen Bummel durch die Elendsviertel. War jedenfalls sehr interessant wenn man auch einmal die Kehrseite dieses Betriebes sieht. Da sieht man allerhand Mischvolk Neger, Mischlinge, Marokkaner und dazwischen diese gräulich, ordinären angeschmierten Weiber. Im allgemeinen ist aber, das muß ihr der Neid lassen, die Französin sehr hübsch und gepflegt. Angestrichen ist natürlich eine jede und uns sieht man schon kilometerweit die Ausländerin an, was uns aber gar nichts geniert.“<sup>205</sup>

Die „Kehrseite“ des schönen Frankreich, das im Allgemeinen von den Deutschen als Kulturnation respektiert<sup>206</sup> und ob seines konkurrenzlosen „touristischen“ und „Freizeitwerts“ hoch geschätzt wurde,<sup>207</sup> sind aus Hertas Perspektive die Elendsviertel mit ihrem „Mischvolk“. Dass die teilweise sehr gut sichtbare Verarmung und Verelendung in Frankreich, allem voran diejenige von sozialen Randgruppen wie die von ihr angesprochenen afrikanischen ImmigrantInnen, zu einem erheblichen Teil direkt der deutschen Besatzung geschuldet ist, die zu dieser Zeit die ökonomischen Ressourcen

---

204 Herta an Franz, 28.11.43.

205 Herta an Zuhause, 25.9.43.

206 Vgl. z.B. Bertrand Michael Buchmann, Österreicher in der deutschen Wehrmacht. Soldatenalltag im Zweiten Weltkrieg (Wien/Köln/Weimar 2009), 211.

207 Latzel, Tourismus, 449.

des besetzten Landes systematisch ausbeutet,<sup>208</sup> scheint Herta nicht bewusst zu sein bzw. schlichtweg verschwiegen zu werden. Jedenfalls findet diese Tatsache hier keine Erwähnung.

An prominenter Stelle ihrer Schilderung der „Kehrseite dieses Betriebes“ steht hingegen das von ihr so benannte „Mischvolk“ der Elendsviertel, bestehend aus „Negern, Mischlingen, Marokkanern“. Ihr Blick auf diese ist nicht nur sozial von oben nach unten gerichtet,<sup>209</sup> sondern darüber hinaus auch noch eindeutig rassistisch geprägt. Sie schlägt somit denselben Ton an wie ein Großteil ihrer männlichen Kameraden, die im Zweiten Weltkrieg mehrheitlich Armut und Elend ebenfalls nicht als äußere, soziale Lebensumstände von Menschen wahrnehmen, sondern die Menschen selbst mit den Verhältnissen, in denen diese leben, identifizieren.<sup>210</sup> Allerdings resultiert diese Wahrnehmung in den meisten Fällen weniger aus dem NS-spezifischen biologistischen, sondern eher aus einem „habitualisierten Sozial- und Alltagsrassismus“, dessen Kriterien u.a. aus dem gewohnten Bereich bürgerlicher Tugenden wie Ordnung und Reinlichkeit stammen.<sup>211</sup> Die obige Erzählung Hertas ist demnach zwar noch kein Indiz dafür, dass sie die NS-Ideologie in puncto „Rassenlehre“ eins zu eins übernommen hätte, zeugt jedoch auf alle Fälle eindeutig von einer relativ manifesten rassistischen Einstellung.

Des weiteren erwähnt sie in ihrer Schilderung der Erkundung der Elendsviertel auch noch „gräulich, ordinäre angeschmierte Weiber“. Diese Bezeichnung lässt sogar in noch viel höherem Maße Verachtung und Überheblichkeit erkennen, als die Rede von „Negern“ oder „Mischlingen“. Sie relativiert diese pejorative Beschreibung jedoch gleich im nächsten Satz, indem sie einräumt, dass „im Allgemeinen [...] die Französin sehr hübsch und gepflegt“ sei, das müsse „ihr der Neid lassen.“ Bemerkenswerterweise spricht Herta hier zwar die Bewunderung und auch den Neid an, mit denen die Eleganz der einheimischen Frauen vonseiten der Helferinnen mitunter betrachtet werden<sup>212</sup> – zeigt sich selbst jedoch gleichzeitig demonstrativ von ebendiesem Neid unberührt,

---

208 Latzel, Deutsche Soldaten, 136, bzw. genauer: Götz Aly, Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus (Frankfurt a.M. 2005), 169ff.

209 Vgl. Latzel, Tourismus, 453f.

210 Ebd., 454, bzw. ders., Kollektive Identität, 19.

211 Latzel, Kollektive Identität, 19, bzw. ders., Tourismus, 456. Allerdings war es genau dieser „Sozial- und Alltagsrassismus“, an den der exterminatorische Rassismus des NS direkt anknüpfen konnte, siehe ebd.

212 Vgl. Maubach, Stellung, 160.

indem sie behauptet, es störe sie nicht, dass man ihr und ihren Kameradinnen „schon kilometerweit die Ausländerin“ ansehe: Das sei etwas, das sie „gar nichts geniert.“<sup>213</sup> In der Textpassage werden also im selben Atemzug Bewunderung bzw. Neid und das Bedürfnis nach Abgrenzung artikuliert.

Hiermit wurde von Herta zum ersten Mal ein höchst komplexes Spannungsfeld angeschnitten: Denn auf der einen Seite waren viele Wehrmachthelferinnen sehr wohl vom „französischen Flair“ höchst angetan, imitierten in ihrem Konsumverhalten den „französischen Chic“ mit schönen Kleidern und Schuhen und träumten von einem Leben als „Königinnen in Frankreich.“<sup>214</sup> Ihr tatsächlich stattgefundener, aber nur durch Krieg und Besatzungsherrschaft ermöglichter sozialer Aufstieg und ihr damit verbundenes gesteigertes Selbstbewusstsein manifestierten sich in vornehmen Luxushotels mit dem „Antlitz der internationalen Welt“ und in der Leistbarkeit etwa von teuren Pelzmänteln.<sup>215</sup> Auch Herta selbst legte sich in Frankreich zuallererst den „heiß ersehnten Pelzmantel“ zu – eine Anschaffung, die ihr Budget zwar stark belastete,<sup>216</sup> die aber ohne den von den Deutschen oktroyierten Wechselkurs, der das gesamte französische Warensortiment für die BesatzerInnen spottbillig machte,<sup>217</sup> für sie wohl nicht leistbar gewesen wäre. Auf der anderen Seite jedoch scheute sie vor einer allzu offensichtlichen Zurschaustellung eines für sie neuen Lebensstils nicht nur zurück, sondern war vor allem ihrem Bruder gegenüber bemüht, sich deutlich davon zu distanzieren. Nachdem dieser nämlich ihren mehrseitigen Bericht von ihrer Dienstreise an der Riviera Mitte Februar 1944 gelesen hatte, antwortete er ihr wie folgt:

„Ich glaube wenn wir 2 uns ~~treff~~ wiedersehn bist du ja eine ganze Dame von „Format“ geworden. Bereist Frankreich hältst vor den Hotels in Nizza u. Monako, speist 7gängige Essen u. jetzt willst du noch außer dem Amtsschimmel einen richtigen reiten. Ich wünsch dir jedenfalls viel Glück dabei u. solange du Gelegenheit hast nütze die so gut es geht.“<sup>218</sup>

---

213 Herta an Zuhause, 25.9.43.

214 Vgl. das Kapitel „Die Lust an der Besatzung: Paris als erster Erfahrungsraum und Einsätze im Westen“ in: Maubach, Stellung, 111ff, hier v.a. 111-115 sowie 122f.

215 Vgl. ebd.

216 Herta an Zuhause, 22.9.43.

217 Aly, Hitlers Volksstaat, 173, sowie Latzel, Deutsche Soldaten, 137.

218 Franz an Herta, 11.3.43.

Franz beglückwünschte hier seine Schwester zu ihrem schönen Einsatz in Frankreich und den vielen unverhofften Gelegenheiten, die ihr dieser bot. Herta allerdings störte sich an der Bezeichnung „Dame von Format“ und war in ihrer Antwort sichtlich darum bemüht, ihrem Bruder zu signalisieren, dass sie trotz all der Annehmlichkeiten gewissermaßen „auf dem Boden blieb“:

„Wenn Du glaubst im nächsten Urlaub eine Dame von „Format“, wie Du Dich ausdrückst, vorzufinden, dann wirst Du gräßlich enttäuscht [sic]. Was würdest Du auch sagen, wenn Du ein Dämchen mit gebleichten Haaren, ausrasierten Augenbrauen und geschminkten Wangen antreffen würdest, du würdest mich dann vielleicht gar nicht erkennen und die Augen der Langenloiser, stell Dir das mal vor. Außerdem will ich's gar nicht, ich komme mir so richtig deutsch vor wenn ich so ungeschminkt durch dieses Heer von Lippenstiftschönheiten gehe. Denn Französin ist jede angestrichen. [...] Die Allüren einer Weltdame habe ich auch noch nicht angenommen, dazu habe ich zu wenig Talent, ich schaue mir den ganzen Tango hier an, mache die Augen recht weit auf und bleibe im übrigen so wie ich bin. Gelt ist auch am gescheitesten.“<sup>219</sup>

Zuallererst einmal enthält diese Briefstelle Hertas herausragendste Erwähnung ihrer deutschen Identität: Sie artikulierte hier nachdrücklich ihren Nationalstolz und grenzte sich gleichzeitig sehr deutlich von den Französinen ab, denen gegenüber sie sich „so richtig deutsch“ vorkam. Sie nahm diese Distanzierung vor, indem sie einen sehr scharfen Kontrast zwischen der ungeschminkten deutschen Frau, als die sie sich selbst sah, und den aus ihrer Sicht allzu „angestrichenen“ französischen „Dämchen“ zeichnete.

Ein allzu weiblich-herausgeputztes Aussehen verbot sich für die Helferinnen jedoch ohnehin, da es mit den militärisch-nationalsozialistischen Körperbildern nicht kompatibel war.<sup>220</sup> Es gab sogar verschiedene Verhaltensgebote, die den weiblichen Wehrmacht-angehörigen „Modetorheiten“ wie Schminken oder auffällige Haartracht verboten.<sup>221</sup> In dieselbe Richtung zielte auch die „Dienstordnung für Stabshelferinnen“, die von diesen verlangte, „die Würde und das Ansehen der deutschen Frau im besetzten Gebiet zu wahren.“<sup>222</sup>

---

219 Herta an Franz, 11.4.44.

220 Maubach, Stellung, 120.

221 Ebd., 119f.

222 Dienstordnung für Stabshelferinnen des Heeres (Erlass des OKH vom 28.2.42, Inkrafttreten per 1.3.42),

In Anbetracht der Tatsache, dass die Eleganz der französischen Frauen von den Besitzerinnen mitunter auch bewundert und beneidet wurde, wie Herta zuvor selbst zugegeben hatte,<sup>223</sup> sollte zwar nicht die prinzipielle Möglichkeit außer Acht gelassen werden, sie hätte mit ihrer ostentativen Verachtung der „Lippenstiftschönheiten“ schlichtweg quasi „aus der Not eine Tugend gemacht“. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach ist ihr in ihrer Verweigerungshaltung gegen den „französischen Chic“ Glauben zu schenken. Darauf verweist schon die von ihr in den Raum gestellte ablehnende Reaktion ihrer Verwandten und Bekannten in der Heimat, falls sie tatsächlich als „Dämchen“ nach Hause kommen sollte: „und die Augen der Langenloiser, stell Dir das mal vor.“

Insgesamt dürfte Herta in ihrem Habitus tatsächlich zu kleinstädtisch-ländlich bzw. zu „bodenständig“ geprägt gewesen sein, um die „Allüren einer Weltdame“ kopieren zu wollen. Aus der Briefstelle spricht nicht zuletzt auch ein guter Schuss Selbstgenügsamkeit: schließlich sei es doch „am gescheitesten“, so zu bleiben, wie man nun mal sei. Der springende Punkt hierbei ist nun, dass ebendiese selbstgenügsame „Bodenständigkeit“ für sie offensichtlich zum Anknüpfungspunkt zu einer Identifikation mit dem Rollenbild der idealtypischen „deutschen Frau“ wurde: Erst vor dem Hintergrund ihrer sozialen Prägung, kombiniert mit der Erfahrung der aus ihrer Sicht allzu herausgeputzten französischen „Dämchen“, konnte sie sich in Abgrenzung zu diesen selbst als „so richtig deutsch“ erfahren – sich also bis zu einem gewissen Grad mit der Handlungseinheit der deutschen Wehrmacht, der sie angehörte, ideologisch identifizieren.<sup>224</sup>

---

zitiert nach Herta Zöhrers „Einsatzbuch für Stabshelferinnen des Heeres“, 19. Bereits in ihrer Ausbildungszeit als „St.H.-Anwärterin“ in Krems und Wien verfügte ein amtliches Schriftstück vom 31.3.43: „Die Verwendung von Puder, Lippenstift sowie Schönheitsmittel (Hautcreme, etc!) ist während der Dauer der Verwendung als St.H.Anw. untersagt!“

223 „Im allgemeinen ist aber, das muß ihr der Neid lassen, die Französin sehr hübsch und gepflegt.“ siehe Herta an Zuhause, 25.9.43.

224 Allerdings bedeutet der Verweis auf deutsche Identität in diesem Kontext noch lange keine Identifikation mit der NS-Ideologie an sich. Vgl. Latzel, Kollektive Identität, 16: „Als Bezeichnung der Handlungseinheit, mit der man sich im Krieg identifizierte, lässt dieser Begriff [, Volk‘] in den Briefen aus dem Zweiten Weltkrieg allerdings nur selten ideologische Aufladungen im Sinne der rassistischen Utopie der Nazis erkennen. Das gleiche gilt für Identifikationsobjekte wie ‚Vaterland‘, ‚Deutschland‘ oder ‚Heimat‘.“

## 7.) Kameradschaft

### 7.1 Definition, Konzepte von Kameradschaft

#### 7.1.1 Der Kameradschaftsmythos nach Thomas Kühne

Mit dem Phänomen der Kameradschaft (allerdings: ausschließlich der Männer) als dem zentralen Leitbild sozialer Praxis in der Wehrmacht hat sich wohl am eingehendsten Thomas Kühne beschäftigt.<sup>225</sup> Seine Hauptthese lautet:

„Das Leitbild der Kameradschaft und die Art und Weise, wie die historischen Akteure es sich aneigneten, enthält den Schlüssel zur Entzifferung dieser Einheit [i.e. der Zusammenhalt der NS-Volksgemeinschaft und ihrer Soldaten], und zwar in doppelter Hinsicht: Kameradschaft hielt die Volksgemeinschaft und insbesondere die Soldaten im Krieg zusammen, und sie stiftete Kontinuität [...]. Sie tat dies, indem sie Vielfalt möglich machte. Es gab zu keinem Zeitpunkt nur ein Verständnis von Kameradschaft, sondern viele, und diese Vielfalt war dem historischen Wandel unterworfen. Kameradschaft war ein mythisch dimensioniertes Leitbild, das die militärische Sozial- und Deutungskultur, also die Erfahrungen des Soldaten, und darüber hinaus auch der übrigen Gesellschaft zu steuern beanspruchte.“<sup>226</sup>

Entscheidend für das Verständnis der Kameradschaft ist also, dass sie als Mythos konzipiert war: Mythen vermitteln Wahrheiten nicht rational-abstrakt, sondern suggestiv-konkret, sie entziehen sich der rationalen Argumentation und speisen ihren Wahrheitsanspruch stattdessen aus einer als heilig begriffenen ursprünglichen Vergangenheit und vermeintlich „ewig“ gültigen Werten. Gegenüber dem rationalen Diskurs haben sie dadurch den Vorteil, die Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten der Welt nicht erklären zu müssen, sondern haben vielmehr die Macht, Gegensätze zu überbrücken und zu vereinen. Sie erzählen zwar von der Vergangenheit, haben aber die immanent gegenwartsbezogene Funktion der Kontingenzbewältigung und der kollektiven Identitätssicherung.<sup>227</sup>

---

<sup>225</sup> Siehe v.a. seine Monographie: Thomas Kühne, Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert (Göttingen 2006).

<sup>226</sup> Ebd. 19.

<sup>227</sup> Ebd. 17f, bzw. Thomas Kühne, Gruppenkohäsion und Kameradschaftsmythos in der Wehrmacht, In: Rolf-Dieter Müller, Hans-Erich Volkman (Hg.), Die Wehrmacht. Mythos und Realität (München 1999) 536f.

Der Kameradschaftsmythos per se entfaltete sich in drei miteinander verflochtenen Dimensionen, bzw. um drei negative Bezugspunkte, und wurde durch je entsprechende Rituale aktualisiert. Die erste Dimension war die der Egalität, derzufolge sich eine Leidensgemeinschaft von Gleichrangigen „unten“ gegen ein „oben“<sup>228</sup> solidarisierte. Wichtig hierbei ist, dass der Vorgesetzte nicht a priori von dieser „verschworenen Gemeinschaft“ ausgeschlossen sein musste, sondern sich durch „kameradschaftliche“ Umgangsformen mit seinen Untergebenen auf eine Stufe stellen konnte. Zweitens galt das Prinzip der Selbstlosigkeit, das durch gegenseitige Hilfsbereitschaft, auch und vor allem unter Lebensgefahr, und das Ritual des Teilens verwirklicht wurde und somit die körperlichen Risiken und materiellen Entbehrungen des Krieges abzumildern half.<sup>229</sup> Drittens schließlich sollte die Kameradengemeinschaft der emotionalen Isolation des Einzelnen die Spitze nehmen indem sie emotionale Geborgenheit garantierte. Dies geschah, indem sich die Einheit metaphorisch als Familie inszenierte (mit dem Kommandanten als „Vater“ der Kompanie). Im Kreis dieser „Familie“ durften auch „gestandene“ Männer vertrauliche Gespräche über Heimweh, Sorgen und Ängste führen (insbesondere während des emotional hoch aufgeladenen Weihnachtsfests) und mitunter sogar Gesten „mütterlicher“ Zärtlichkeit austauschen.<sup>230</sup>

Die emotionale Geborgenheit und das Familienhafte der Kameradschaft verweisen auf deren eindeutig weibliche Konnotation, sie war sozusagen „weiblich codiert“.<sup>231</sup> Das heißt, sie bestand nicht einfach aus der Kultivierung „harter“ Männlichkeit, sondern in gleichem Maße auch auf dem „Sich-Einlassen auf das Weibliche im Mann, genauer: auf männliche Klischees von Weiblichkeit und Mütterlichkeit“ im Zeichen einer „imaginären Überwindung des Geschlechtergegensatzes“.<sup>232</sup> Somit konnte die rein männliche Kameradengemeinschaft alles, was mit Heimat, Familie und Geborgenheit zu tun hat, selbst herstellen, und hatte daher die Anwesenheit realer Frauen gar nicht notwendig,

---

228 Das war meist ganz allgemein das Militär als Repressionsapparat.

229 Kühne, Gruppenkohäsion, 538ff.

230 Deziert körperliche Zärtlichkeit allerdings war ausschließlich nur dann gestattet, wenn man etwa einen tödlich verwundeten Kameraden nicht allein ließ und ihm sanft übers Haar strich, damit er „beruhigt sterben“ konnte. Ansonsten freilich durfte die, allerdings immer fluide, Grenze zwischen Homoerotik und Homosexualität partout nicht überschritten werden, siehe: Kühne, Gruppenkohäsion, 538ff, bzw. Kühne, Kameradschaft, 72ff und 157f.

231 Thomas Kühne, Imaginierte Weiblichkeit und Kriegskameradschaft. Geschlechterverwirrung und Geschlechterordnung 1918-1945, In: Karen Hagemann, Stefanie Schüler-Springorum (Hg.), Heimat – Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege (Frankfurt a.M. 2002) 237.

232 Kühne, Gruppenkohäsion, 540.

sie war so gesehen „emotional autark“.233 Natürlich hatte der reale Kriegsalltag nicht viel mit diesen Idealen der Egalität, Selbstlosigkeit und Geborgenheit zu tun, sondern war vielmehr von Hierarchien, Entbehrungen, Einsamkeit, Konformitätsdruck, Gewalt etc. geprägt. Der Mythos machte aber den Krieg für die Soldaten erst erträglich indem er seine Realität symbolisch kompensierte.234

Der Kameradschaftsmythos hatte sich im 19. Jahrhundert im Zuge der allgemeinen Wehrpflicht herausgebildet.235 Im Nationalsozialismus jedoch erfuhr er einen Bedeutungszuwachs, der seine Wirkmächtigkeit weit über das Militärische hinaus erweiterte. Nach dem Vorbild der idealisierten Schützengrabengemeinschaft des Ersten Weltkrieges sollte nun Kameradschaft als Organisationsprinzip auf allen Ebenen der Gesellschaft eingeführt werden, von der Jugend zum Berufsleben bis hinein in die Familie mit der Frau als „Kameradin“ des Mannes. Die NS-Volksgemeinschaft sollte eine „totale Gemeinschaft von Kameraden“ sein, die die vormalige politische Fragmentierung und soziale Vereinzelung zu überwinden versprach.236

Das spezifisch nationalsozialistische Kameradschaftsmodell erweiterte das traditionelle um zwei Dimensionen: Zunächst einmal wurde der egalitäre Impetus durch das hierarchische Gefolgschaftsprinzip neutralisiert. Dies geschah deshalb, weil die Soldatenaufstände von 1918 gezeigt hatten, dass die Kameradschaft als „verschworene Gemeinschaft“ eine latent subversive Seite hatte, die, statt zur Stabilisierung von Militär und Kampfkraft beizutragen, vielmehr zu deren Unterminierung führte. Um diese Ablösung des Kameradschaftsmythos von seiner militärischen Zweckbindung zu vermeiden, wurde unter anderem das Leitbild des fürsorglichen, „kameradschaftlichen“ Offiziers und militärischen „Führers“ geschaffen, und die „gute“ Kameradschaft diskursiv von der „schlechten“ „Kameraderie“ getrennt. Diese bereits in der Reichswehr eingeführten Neuerungen wurden durch die NS-Ideologie vervollkommenet, die Kameradschaft und Gefolgschaft zum „Führer“ dann auch gesamtgesellschaftlich gleichsetzte.237

---

233 Vgl. Kühne, Kameradschaft, 32f, 75, 91.

234 Kühne, Gruppenkohäsion, 540ff.

235 Thomas Kühne, Kameradschaft – „das Beste im Leben des Mannes“. Die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs in erfahrungs- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive, In: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996) 511.

236 Kühne, Gruppenkohäsion, 543f.

237 Ebd. 544f.

Die zweite Erweiterung des Kameradschaftsmythos im Nationalsozialismus bestand in der Überlagerung seiner bisher rein männlichen Matrix durch eine rassistisch definierte, die rassistisch unerwünschte Männer von der Volksgemeinschaft ausschloss.<sup>238</sup> Die andere Seite dieser Verschiebung bestand in der Integration der Frau als „Kameradin des Mannes“ und somit in deren Eintritt in die öffentliche Sphäre der NS-Volksgemeinschaft, wodurch ihre traditionell rein private Identifikation zumindest teilweise abgelöst wurde. Das polare Geschlechtermodell erweiterte sich sozusagen zu einem Dreieck mit der rassistischen Volksgemeinschaft als Spitze.<sup>239</sup> Das war zwar einerseits eine fundamentale rhetorische Aufwertung der Frau, andererseits aber war diese Geschlechterkameradschaft genauso hierarchisch strukturiert wie das NS-Kameradschaftsmodell insgesamt, und blieb also unter männlicher Deutungsmacht. Trotz allem aber konnte sie so schließlich als nationales, geschlechterübergreifendes Integrations- und Mobilisierungsvehikel bei der Totalisierung des Kriegs wirken.<sup>240</sup>

### 7.1.2 Weibliche (Kriegs-)Kameradschaft

Was nun die spezifisch weibliche Kameradschaft betrifft, so boten Kühne zufolge BDM und RAD „geschlechtsspezifische Vergemeinschaftungsräume, in denen Frauen unter sich „Kameradschaft‘ inszenieren und erleben konnten (und mussten)“.<sup>241</sup> Jedoch blieben „weibliche Selbstständigkeitserfahrungen [...] eingebunden in eine soziale Ordnung, in der das soldatische Imago und damit Männer regierten. Deren Kameradschaft blieb der unerreichte Fixpunkt weiblicher Phantasie und weiblichen Handelns“.<sup>242</sup> Die Kameradschaft der Frauen untereinander sei demnach „ein getreues Abbild der männlichen“ gewesen.<sup>243</sup>

In genau diesem Punkt widerspricht ihm Franka Maubach.<sup>244</sup> Ihrer Ansicht nach hätten Frauen sehr wohl ihren eigenen, spezifisch weiblichen Kameradschaftsdiskurs bzw. -

---

238 Ebd.

239 Ebd. 546, bzw. Kühne, Kameradschaft, 95.

240 Kühne, Gruppenkohäsion, 549.

241 Kühne, Weiblichkeit, 249.

242 Kühne, Kameradschaft, 155.

243 Ebd. 96.

244 Siehe v.a. ihre Dissertation: Franka Maubach, Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachthelferinnen (Göttingen 2009).

mythos inszeniert, der eben nicht nur ein Abbild des männlichen gewesen wäre, dieser sei lediglich bislang weitgehend unerforscht.<sup>245</sup> Dies gilt vor allem für die Gruppe der Wehrmachthelferinnen, auf die Kühne übrigens in keiner seiner Arbeiten eingeht. Maubachs Hypothese lautet:

„Weibliche Kameradschaft [...] war ein integrativer und sinnbildender Deutungsrahmen, den Frauen selbst aufspannten und der zentrale Funktionen übernahm: Sie konnte sowohl dazu dienen, einen Ebene der Distanz zum anderen Geschlecht einzuziehen, so dass hernach die Architektur der Geschlechterpolarität einem anderen Bauplan folgte, als auch dazu, Erlebnisse einer intimen (weiblichen) Volksgemeinschaft zu zelebrieren, die in den Narrationen der Erinnerung mit einer starken Tendenz zur Ausgrenzung verbunden sind.“<sup>246</sup>

„Über die Jahre und vor allem durch die Kriegserfahrung eigneten sich Frauen das Konzept an und verwandelten es zu einem eigensinnigen weiblichen Erfahrungsbegriff, der zunächst einmal wahrgenommen, nahe geholt und dann kritisch betrachtet werden muss.“<sup>247</sup>

Maubach beschäftigt sich in ihrer Dissertation vor allem mit den Wehrmachthelferinnen der „ersten Generation“, also mit denjenigen Helferinnen aus dem „Altreich“, die in der Vorkriegszeit eine nationalsozialistische Sozialisation im BDM (Bund deutscher Mädel) und RADwj (Reichsarbeitsdienst der weiblichen Jugend) erfahren und dort teilweise sogar Führungspositionen eingenommen hatten. In diesen Institutionen hätten sie zudem bereits Frauenkameradschaft als „Grundausbildung und Minimalausrüstung“<sup>248</sup> erlernt. Im Krieg wurde die Kameradschaft für die Frauen „Heimat in der Fremde“, „das Alltagskonzept, mit dem die neue [kriegerische] Lebensform bewältigt werden konnte“ und ein „Schutzraum gegen die Herausforderungen und Zumutungen der Außenwelt.“<sup>249</sup>

---

245 Ebd. 21, sowie: Klaus Latzel, Franka Maubach, Silke Satjukow, Soldatinnen in der Geschichte: Weibliche Verletzungsmacht als Herausforderung, In: Klaus Latzel, Franka Maubach, Silke Satjukow (Hg.), Soldatinnen. Gewalt und Geschlecht im Krieg vom Mittelalter bis heute (Paderborn 2011) 36, 47.

246 Franka Maubach, Führerinnen-Generationen? Überlegungen zur Vergesellschaftung von Frauen im Nationalsozialismus, In: H-Soz-u-Kult, 10.06.2003 (o.S.), <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=331&type=diskussionen> (Aufruf: 4.6.2012).

247 Maubach, Stellung, 29.

248 Maubach, Stellung, 67f.

249 Ebd., 67.

Genau wie Kühne für die Soldaten hält also Maubach auch für die Helferinnen fest, dass die so oft betonte „gute Kameradschaft“ nicht (nur) eine bloße Propagandafloskel oder eine nachträglich überhöhte Verklärung, sondern eine real existente und bestimmende Erfahrungsgröße darstellte. Dennoch würde der Blick hinter diese „gute Kameradschaft“ auch bei den Helferinnen mitunter zeigen, dass sie in der Praxis sehr wohl ihre Grenzen hatte und sich oft genug nur als „Mythos“ herausstellte, der reale Differenzenerfahrungen nur verdeckte.<sup>250</sup> Davon abgesehen waren Maubach zufolge die Frauen in noch größerem Maße als die Männer auf die emotionale Stützfunktion der Kameradschaft angewiesen, da ihnen jegliche Tradition des soldatischen Einsatzes fehlte.<sup>251</sup>

Was die Kameradschaft von Frauen zu Männern betrifft, so geht Maubach davon aus, dass „die (bereits in der Sozialisation angelegte) zwischengeschlechtliche Distanz auch im Krieg die dominante Erfahrung“ blieb.<sup>252</sup> Gerade vor dem Hintergrund der sich stetig verschlechternden Kriegslage, als die männlichen militärischen Befehlshaber ihren überkommenen Schutzauftrag mehr und mehr verfehlten, bedurften die Helferinnen der Hereinnahme in die weibliche Kameradschaft, um ihre Kriegserlebnisse verarbeiten zu können.<sup>253</sup> Vielfach entwickelte sich weibliche Kameradschaft also erst in Notzeiten zur „einzig wirksamen Schutzmacht.“<sup>254</sup> Maubach kommt schließlich zu dem Schluss, dass das biographische Zentrum der Wehrmachthelferinnen, allem voran derjenigen der avantgardistischen ersten Generation, nicht im Zwischengeschlechtlichen lag, sondern in der weiblichen Kameradschaft.<sup>255</sup>

---

250 Ebd., 68.

251 Ebd.

252 Ebd., 121.

253 Ebd., 225, sowie 252f.

254 Ebd., 225.

255 Ebd., 291.

### 7.1.3 Zwischengeschlechtliche Kameradschaft im Krieg

Abgesehen vom bisher Gesagten ist die Frage, wie sich nun konkret zwischengeschlechtliche Kameradschaftserfahrungen zwischen Wehrmachtsoldaten und Wehrmachthelferinnen in der Praxis gestalten konnten, das heißt vor allem, in welchem Maße letztere von ersteren akzeptiert wurden, ein bislang weitgehend unerforschtes Feld, wie auch Klaus Latzel, Franka Maubach und Silke Satjukow konstatieren.<sup>256</sup> Grundsätzlich einmal stand der Akzeptanz der Helferinnen deren sexuelles Stigma im Wege: Hartnäckig hielt sich während des Krieges (und darüber hinaus) das Vorurteil der „Helferin-Hure“, die nur in den Krieg gezogen sei um sich einen Mann, möglichst einen Offizier, zu angeln (daher auch das Schimpfwort „Offiziersmatratze“<sup>257</sup>). Während des Krieges wurde von Seiten der militärischen Führung peinlichst auf eine räumliche Trennung von Helferinnen und Soldaten bei Transport und Unterbringung geachtet, da man der Ansicht war, sexuelle Beziehungen würden die Funktionslogik des Militärs unterminieren, die eben traditionell auf Männerkameradschaft und Disziplin basierte.<sup>258</sup> In der Praxis ließ sich diese Trennung von Männern und Frauen allerdings kaum durchsetzen, da man vor allem in deren Freizeit keine direkte Verfügungsgewalt über sie hatte. Man appellierte daher auch an die „Ehre der deutschen Frau“ und formulierte verschiedenste Meidungsgebote.<sup>259</sup> Letztendlich aber dürften das mangelnde Vertrauen, das man diesbezüglich beiden Seiten entgegenbrachte (vor allem aber den Frauen), sowie das immer einflussreicher werdende sexuelle Stigma der Helferinnen die Kultivierung eines platonisch-kameradschaftlichen Beziehungsmodells verhindert haben, obwohl ein solches durchaus im Interesse der militärischen Führung gewesen wäre.<sup>260</sup>

Ein zweites Hindernis für zwischengeschlechtliche Kameradschaft den Helferinnen gegenüber war deren (weit überwiegender) Status als Nicht-Kombattantinnen. Laut Kühne bewies sich ja die höchste Form der Kameradschaft (zumindest unter Männern) in der Kampfgemeinschaft: reibungslose Zusammenarbeit und selbstloses Einstehen für den Anderen in der unmittelbaren Lebensgefahr des Gefechts galten sogar als die

---

<sup>256</sup> Latzel/Maubach/Satjukow, Soldatinnen in der Geschichte, 36f, 47.

<sup>257</sup> Franka Maubach, Zwischen Selbstermächtigung und Ernüchterung: Erfahrungen weiblicher Hilfe für die Wehrmacht im Ausnahmezustand des Krieges, In: Latzel/Maubach/Satjukow, Soldatinnen, 292.

<sup>258</sup> Maubach, Stellung, 119.

<sup>259</sup> Ebd.

<sup>260</sup> Vgl. Latzel/Maubach/Satjukow, Soldatinnen in der Geschichte, 37.

Nagelprobe auf „echte“ und „absolute“ Kameradschaft.<sup>261</sup> Auch für Latzel, Maubach und Satjukow besteht eine direkte Verbindung zwischen zwischengeschlechtlicher Kameradschaft und Tauglichkeit für den Kampf.<sup>262</sup> Für die Wehrmachthelferinnen würde das bedeuten, dass deren Akzeptanz als „Kameradinnen“ durch die Männer schon von vornherein ein Riegel vorgeschoben gewesen wäre.

Allerdings sind sich die drei auch einig, dass die Befunde noch keineswegs klar sind.<sup>263</sup> Maubach ist gar der Ansicht, dass das dominante sexuelle Stigma die Forschung daran hindere, „Beziehungsformen zwischen Soldat und Helferin vorurteilsfrei in den Blick zu nehmen und zu erkennen, wie vielfältig die zwischengeschlechtlichen Beziehungen waren und dass sie auch die gegenseitige Anerkennung oder Kameradschaft umfassten“.<sup>264</sup> Das „Seite-an-Seite“-Kämpfen mag zwar, Kühne zufolge, vielleicht die „Krönung“ der Kameradschaft<sup>265</sup> gewesen sein. Das heißt aber noch lange nicht, dass es deren einzigen Inhalt dargestellt hätte, und dass nicht auch andere Formen zwischengeschlechtlicher Kameradschaft, abseits des Gefechts, möglich gewesen wären.

Im Folgenden soll nun auf Herta Zöhrers individuelle Kameradschaftserfahrungen eingegangen werden. Dabei widme ich mich zuerst der zwischengeschlechtlichen Kameradschaft in ihrer Dienststelle allgemein, dann ihren Erfahrungen spezifisch weiblicher Kameradschaft und schließlich ihrem Verhältnis zu ihrem Chef Oberstleutnant Klages, das zwar im Prinzip zur ersten Kategorie dazugehört, aber aufgrund seiner Komplexität gesondert behandelt wird.

---

<sup>261</sup> Vgl. Kühne, Kameradschaft, 144-149, bzw. Gruppenkohäsion, 539, 541.

<sup>262</sup> zumindest lassen dies Untersuchungen zu Rotarmistinnen und jugoslawischen Partisaninnen erahnen, siehe: Latzel/Maubach/Satjukow, Soldatinnen in der Geschichte, 36, sowie die entsprechenden Beiträge in selbigem Sammelband.

<sup>263</sup> Ebd.

<sup>264</sup> Maubach, Selbstermächtigung, 293.

<sup>265</sup> Kühne, Gruppenkohäsion, 539.

## 7.2 Zwischengeschlechtliche Kameradschaft in Hertas Einheit

### 7.2.1 „Mädchen im Hühnerwagen“

Wenngleich auch Herta erste Erfahrungen von Kameradschaft bereits während ihrer Ausbildungszeit in Wien, St. Pölten und Krems gemacht haben mag, möchte ich an dieser Stelle deren Schilderung mit einer ganz besonderen Szene beginnen, die sich erst etwas später zugetragen hat. Es handelt sich hierbei um die Bahnfahrt ihrer Einheit von Lyon nach Marseille: Die Einheit unter Oberstleutnant Klages war zunächst von St. Pölten aus nach Lyon gefahren, wo sie am 19. September 1943 angekommen war. Aber es hatte sich herausgestellt, dass dies wegen eines Organisationsfehlers nicht ihr eigentlicher Einsatzort war, und so wurde die Einheit nach nur wenigen Tagen Aufenthalt weiter nach Marseille geschickt. Das Besondere an dieser Bahnfahrt ist nun, dass sie nicht nur von Herta selbst in einem Brief beschrieben, sondern auch noch durch zwei weitere Quellen kontextualisiert und ergänzt wird, und zwar durch eine Textstelle in einem Gedicht der Kameradschaftszeitung, sowie durch zwei Fotografien. Doch zunächst einmal zu Hertas eigener Schilderung, in ihrem Brief vom 28. November 1943 schreibt sie an ihren an der Ostfront eingesetzten Bruder Franz:

„Dann gings [sic] im Viehwaggon verstaut Richtung Süden, der Rhone entlang. Da wir Stabsheferinnen in Lyon aufgeteilt wurden, waren uns nur mehr 5 Maiden und da uns ein ganzer Waggon zur Verfügung stand, konnten wir uns schön rühren. Allerdings lernten wir auch alle Vor- und Nachteile eines Güterwaggons kennen, aber Dir alten Weltreisenden darf ich in der Beziehung ja nichts erzählen. Die eine Hälfte des Waggons war mit Gepäck verstopft, aus den Kisten und Koffern machten wir uns Tische und Stühle die andere Hälfte gehörte zum Schlafen und war dick mit mistigen [sic] Stroh bedeckt. [...] [E]s war in den Nächten saukalt, wir hatten gerade eine dumme Zeit erwischt. Diese Fahrt dauerte 2 Nächte und 1½ Tage, also gar nicht so lang, aber wir haben nachher ausgeschaut wie die Zigeuner. Tagsüber saßen wir vor der Waggontür, ließen die Beine herunterbaumeln, genau so wie unsere Landser. Die Leute die uns sahen, haben uns bestimmt für irgendwelche gefangene russische Flintenweiber gehalten, so dumm haben sie uns immer nachgeschaut. Den zweiten Tag haben wir uns in die mitgeführten PKWs gesetzt und sind durch das schöne Rhonetal sozusagen im Auto gefahren, das war jedenfalls sehr schön.“<sup>266</sup>

---

<sup>266</sup> Herta an Franz, 28.11.43.

Herta, die bis zu diesem Zeitpunkt nur Bahnreisen in gewöhnlichen Personenwaggons gewohnt war, schildert hier nun zunächst einmal die entbehrungsreiche Reise per Viehwaggon: Den Mädchen ist „saukalt“, sie müssen sich mit dreckigem Stroh zudecken und sehen danach aus „wie die Zigeuner“. Tagelange Anmarschwege per Eisenbahn in den äußerst spartanischen Verhältnissen eines Viehwaggons ertragen zu müssen, war zwar für Soldaten wie Franz ein durchaus gewohnter Reisemodus, für Herta und ihre Kameradinnen jedoch eine völlig neue Erfahrung. Sie braucht ihm, dem „alten Weltreisenden“, daher „in der Beziehung ja nichts erzählen“ (tut es aber trotzdem). So ungewohnt und primitiv die Verhältnisse aber auch sind: Die Mädchen lassen sich dadurch nicht unterkriegen und wissen sich zu helfen, sie beweisen Improvisationstalent, indem sie sich ihren Waggon mit zweckentfremdeten Kisten gemütlich einrichten. Es überwiegt in der Textstelle eindeutig ein optimistischer Ton, die Schilderung der Bahnfahrt klingt insgesamt nach einem positiv besetzten Abenteuer. Die einzige Beschwerde „saukalt“ wird relativiert durch das schicksalsfügsam klingende „gerade eine dumme Zeit erwischt“ und die Feststellung, die zwei Nächte und anderthalb Tage wären letztlich „gar nicht so lang“ gewesen, am Ende der Beschreibung schließlich steht ein „jedenfalls sehr schön“.

Fast hat es den Anschein, als ob Herta durch die Beschreibung ihrer souveränen Bewältigung der ungewohnten spartanischen Verhältnisse das Klischee weiblicher Unbeholfenheit vorsorglich aus der Welt schaffen, bzw. es gar nicht erst aufkommen lassen und somit entkräften wolle. Sollte dieser Eindruck zutreffen, also tatsächlich so von ihr so intendiert worden sein, so wäre dies auch ein Beispiel für die von Isa Schikorsky beschriebene Sprachhandlungsstrategie der Imagepflege, mit der (Feldpost-)BriefautorInnen das eigene Selbstbewusstsein ihren BriefpartnerInnen, aber auch sich selbst gegenüber stärken wollten.<sup>267</sup> Herta möchte ihrem Bruder, dem Soldaten, (und/oder auch sich selbst) beweisen, dass auch sie als Frau mit typisch „soldatischen“ Verhältnissen fertig werden kann. Dies würde nicht zuletzt auch eine gewisse Art von Identifikation ihrerseits mit der soldatischen, auf Provisorien angewiesene Lebensweise bedeuten. Eine solche Identifikation kommt schließlich auch ganz klar zum Ausdruck wenn sie schreibt:

---

<sup>267</sup> Isa Schikorsky, Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbrieffen, In: Wirkendes Wort. Deutsche Sprache in Forschung und Lehre 42 (1994) 310f.

„Tagsüber saßen wir vor der Waggontür, ließen die Beine herunterbaumeln, *genau so wie unsere Landser* [Hervorhebung H.O.]“.

Auch wenn die kurze Phrase „genau so wie unsere Landser“ auf den ersten Blick unscheinbar wirkt, so könnte sie doch, zumindest im Ansatz, durchaus eine gewissermaßen „kameradschaftliche“ Identifikation mit den männlichen Kameraden darstellen.

Und doch ist diese Identifikation eine noch sehr unbestimmte. Herta wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, wie sich die kameradschaftliche Zusammenarbeit mit den Männern innerhalb der gemischtgeschlechtlichen Einheit im Einsatz genau gestalten, und welchen Platz sie selbst als Frau darin einnehmen würde – und konnte es letztlich noch gar nicht wissen. Eines allerdings wusste sie jetzt schon ganz genau, und zwar, wie diese Kameradschaft sicher *nicht* auszusehen habe: „Die Leute die uns sahen, haben uns bestimmt für irgendwelche gefangene russische Flintenweiber gehalten, so dumm haben sie uns immer nachgeschaut.“

Dieser bemerkenswerte Satz offenbart mehr über Hertas Selbstbild als über die Meinung der schaulustigen Zivilisten. Nachdem sie deren Gedanken ja nicht lesen konnte ist er eine bloße Unterstellung. Die ablehnende Rede von den „Flintenweibern“ dient hier vielmehr als Kontrastfolie, als ein negativer Bezugspunkt, wo ihr eine positive Identifikation wenn überhaupt lediglich erst im Ansatz und nur schwach ausgeprägt zur Verfügung steht. So weit wie bei den russischen „Flintenweibern“ sollte die zwischen-geschlechtliche Solidarität in ihrer Einheit auf gar keinen Fall gehen: Galten doch die, von der NS-Propaganda so diffamierten, Rotarmistinnen, die genau wie ihre männlichen Kameraden mit der Waffe kämpften, als degenerierte, unweibliche Kreaturen, die „Züge vertierter Gewalt und sexueller Perversion“<sup>268</sup> vereinten. Sie waren keine „Soldatinnen“ (dieser Begriff war in der NS-Geschlechterideologie schlicht nicht möglich<sup>269</sup>), sondern vielmehr mannweibliche, „jüdisch-bolschewistische Huren“, die die Männlichkeit der deutschen Soldaten bedrohten, da sie ihre traditionelle Geschlechterrolle überschritten hatten indem sie als aktiv Kämpfende Anteil an der als rein männlich definierten

---

<sup>268</sup> Maubach, Stellung, 24

<sup>269</sup> Der Begriff fand zudem in den deutschen militärischen Akten praktisch keine Verwendung bzw. wurde beharrlich vermieden, siehe: Felix Römer, Gewaltsame Geschlechterordnung. Wehrmacht und „Flintenweiber“ an der Ostfront 1941/42, In: Latzel/Maubach/Satjukow, Soldatinnen, 346.

Tötungsmacht innehatten.<sup>270</sup> So stellte denn auch das Schimpfwort „Flintenweib“ gleich eine doppelte sprachliche Degradierung dar, sowohl in militärischer (Flinte) als auch in persönlich-sexueller Hinsicht (Weib).<sup>271</sup> Die deutschen Wehrmachthelferinnen sollten im Gegensatz dazu zwar genau so „wie Soldaten“ ihren Kriegsdienst antreten, aber stets „als Frauen“, die ihre „frauliche Eigenart“<sup>272</sup> bewahren.

Als sogenannte „Flintenweiber“ also wollten Herta und ihre Kameradinnen offenbar keineswegs gelten. Die Verwendung dieses Schmähbegriffes durch Herta lässt den Schluss zu, dass das weibliche Soldatentum der Rotarmistinnen nicht in ihre Eigendefinition als deutsche Frau<sup>273</sup> passte. Die gesamte Textpassage illustriert außerdem recht anschaulich den ganz individuellen Versuch Hertas, den ideologischen Spagat zu überbrücken, der sich durch die der Kriegslage angepasste Geschlechterordnung des Nationalsozialismus ergab und der sich wie ein roter Faden durch den gesamten weiblichen Kriegseinsatz in der Wehrmacht zieht.<sup>274</sup>

Gesetzt den Fall, diese Briefpassage vermittelt tatsächlich einen ersten zaghaften Versuch Hertas, sich mit den männlichen Soldaten auf eine Stufe zu stellen, und somit einen Ansatz für zwischengeschlechtliche Kameradschaft, so stellt sich nun die Frage, ob diese rhetorische „Verkameradschaftung“ auf Gegenseitigkeit beruhte: Wie sahen die männlichen Mitglieder der Einheit ihre Helferinnen und wie titulierten sie diese?

Über den männlichen Blick auf die Helferinnen der Einheit und ihre Arbeit geben die beiden eingangs erwähnten Kameradschaftszeitungen zumindest teilweise Auskunft. Im Heft „Den Angehörigen des Verb.Stabes zur Erinnerung an Weihnacht 1943, Marseille“ wird zunächst die Geschichte der Einheit von ihrer Abfahrt in St. Pölten bis zu ihrer Ankunft in Marseille und die dortige Einrichtung der Kommandantur beschrieben. Nachdem nun am vermeintlichen Einsatzort Lyon ein Organisationsfehler offenkundig und die Einheit endgültig nach Marseille geschickt wurde, schildert das Gedicht die weitere Bahnreise per Viehwaggon wie folgt:

---

270 Vgl. ebd., sowie Bettina Blum, „Einen weiblichen Soldaten gibt es nicht“. Helferinnen der Wehrmacht zwischen männlichem Einsatz und ‚fraulicher Eigenart‘, In: Adriane. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte 47/2005, 47.

271 Blum, Helferinnen, 47.

272 Ebd.

273 Vgl. dazu z.B. Herta an Franz, 11.4.44: „[I]ch komme mir so richtig deutsch vor wenn ich so ungeschminkt durch dieses Heer von [französischen] Lippenstiftschönheiten gehe.“

274 Ebd.

„Doch da sprach Herr Doktor Klages:  
„Wenn niemand es wagt, - ich wag' es!“  
Und ging hin zum Herrn General,  
um zu ordnen unseren schwierigen Fall.  
Und also geschah es.  
Wir wurden erneut verteilt und verladen  
(die Mädchen im Hühnerwagen)  
und rasten in sausender Eile  
(wir brauchten 20 Minuten die Meile)  
hinunter zum Meer der Mitte [...]“<sup>275</sup>

Die Textstelle ist deshalb von Bedeutung, weil hier, auf Seite 3 des Hefts, die Helferinnen zum allerersten Mal Erwähnung finden: Sie werden aber nicht mit ihrer eigentlichen Funktionsbezeichnung „(Wehrmacht-/Stabs-)Helferinnen“ benannt (das übrigens auch in allen anderen Einträgen nicht), auch nicht ganz einfach nur mit „Frauen“ oder ähnlichem, sondern bezeichnenderweise mit dem Diminutiv „Mädchen“. Der Viehwaggon avanciert zum „Hühnerwagen“ – womit aber automatisch auch die darin Untergebrachten zu „Hühnern“ werden. Auch wenn diese Formulierung womöglich nur als harmloser „Witz“ gemeint war (oder vielleicht: gerade deshalb?), evoziert sie doch ganz offensichtlich eine Fülle sexistischer Assoziationen.

Die allererste Erwähnung der Helferinnen in dieser männlichen Erzählung also – und schon werden sie rhetorisch zu „Hühnern“ degradiert. Diese und ähnliche, zumindest in der Tendenz, sexistische Bezeichnungsweisen sind symptomatisch und ziehen sich fast wie ein roter Faden durch beide Gedichtbände, wie wir später noch sehen werden. Auch wenn der genaue Entstehungszeitraum des Gedichts nicht bekannt ist, ist es durchaus plausibel anzunehmen, dass die Männer (zumal die Mannschaften) einander schon während der Bahnfahrt derbe Männerwitzen über die „Hühner“ im „Hühnerwagen“ erzählten: Schließlich ist die stark abwertende Art und Weise, in der sich Soldaten mitunter über Frauen unterhielten, sobald sie „unter sich“ waren, in der Forschung hinlänglich bekannt<sup>276</sup>. Während also Herta und ihre Kameradinnen die

---

275 Gedichtband 1, 2f.

276 Zum soldatischen Sprechen über Frauen im Allgemeinen vgl. z.B. das Kapitel „Familienidyll und Frauenabenteuer“ in Kühne, Kameradschaft, hier v.a. 175ff. Zum Sprechen über Wehrmachthelferinnen im Speziellen siehe Sönke Neitzel, Harald Welzer, Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben (Frankfurt a.M. 2011) 225f: Hier wird ein in einem englischen Kriegsgefangenenlager abgehörter deutscher

Beine „genau so“ wie die Landser aus der offenen Waggontür herunterbaumeln ließen und sich dabei vielleicht auch ein Stück weit mit ihnen identifiziert haben mögen, machten sich diese zur gleichen Zeit höchstwahrscheinlich über sie lustig.

Es ist sicher kein Zufall, dass wir in diesem Gedicht nichts über die Reiseverhältnisse der männlichen Stabsangehörigen erfahren, warum auch, schließlich war für Soldaten das Reisen im Güterwaggon etwas Normales. Einzig die „Mädchen im Hühnerwagen“ sind eine gesonderte Erwähnung wert, weil deren militärischer Einsatz und Transport etwas Präzedenzloses darstellt, sie sind in dieser Hinsicht für die Männer nichts weiter als ein unterhaltsames Kuriosum. Hinzu kommt aber noch ein weiterer, entscheidender Aspekt: Den fünf Frauen steht ein ganzer Waggon zur Verfügung, sie können sich darin auch „schön rühren“, wie Herta schreibt. Anders als die Soldaten, die sich oft wohl zu mehreren Dutzend einen einzigen Waggon teilen mussten, genießen sie daher den bescheidenen Luxus von mehr Platz und sind von ihnen räumlich segregiert. Franka Maubach zufolge (der eine Interviewpartnerin eine durchaus vergleichbare Eisenbahnszene schildert) symbolisiert die Separierung nach Geschlecht „die fehlende Integration der weiblichen Kräfte in das männerbündische Militär“, deutet aber auch an, dass die Soldaten die bequemer untergebrachten Helferinnen „bevorzugt wähten“.<sup>277</sup> Eine kameradschaftliche Solidarisierung im Sinne einer Leidensgemeinschaft, die zusammen materielle Entbehrungen ertragen muss (im konkreten Fall die spartanischen Verhältnisse eines Viehwaggons) kann hier also von Seiten der Männer kaum Platz greifen. Die von Herta angedeutete Identifizierung mit den Soldaten beruhte also schlussendlich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht auf Gegenseitigkeit.

Im Zusammenhang mit dieser Szene sind nicht zuletzt auch zwei Aufnahmen aus Herta Zöhrers Fotobestand interessant, die das Kuriosum des „Hühnerwagens“ bildlich festhalten. Auf dem ersten Bild sieht man wie der in der Mitte stehende Offizier, Hauptmann Ganter, der neben ihm stehenden Helferin, die offenbar gerade die Zunge

---

Soldat, der sich am 30.1.1944 über die angeblich großteils syphilitischen „Blitzweiber“ in Paris ausließ, wie folgt zitiert: „[...] Das ist gar keine Seltenheit, dass die da mit den Franzosen rumhuren usw. Das sind nämlich tatsächlich teilweise schon die Schlimmsten. Die stehen den französischen Huren in fast keiner Weise nach. [...] Ich stehe auch teilweise auf dem Standpunkt, die Frauen, die sich als Blitzmädel melden, die gehen in erster Linie ja nur darauf hinaus.“

<sup>277</sup> Maubach, *Selbstermächtigung*, 294. In der von ihr interpretierten Szene reisen die Helferinnen jedoch in einem Personenwagen, wo ihnen ein eigenes „Abteil für weibliches Wehrmachtsgeloge“ zur Verfügung stand, vgl. ebd. 293f.

herausstreckt, mit dem Handschuh ins Gesicht klatscht, und das offensichtlich zur großen Belustigung der Anderen. Alle Abgebildeten machen einen fröhlichen Eindruck, das Bild vermittelt eine ausgelassene, quasi „kameradschaftliche“ Stimmung, in der auch gegenseitige Neckereien zum guten Ton gehören.



Auf beiden Bildern sieht man die Helferinnen in der offenen Tür des Waggons sitzen, genau wie von Herta beschrieben. In ihrer Mitte hat nun jedoch ihr Kommandant, Oberstleutnant Klages, Platz genommen, in der zweiten, hochformatigen Aufnahme sieht man sogar, wie er seine Hände auf die Schultern der unter ihm stehenden Helferin legt, quasi in Beschützermanier. Genau dieses kleine Detail aber ist es, das beiden Aufnahmen einen hohen, vielleicht sogar beabsichtigten Symbolwert beigibt: Bezeichnenderweise hat nur der Chef der Einheit ein Anrecht darauf, im Waggon der Frauen für einen Schnappschuss zu posieren. Im Sinne der „Hühner“-Metapher kann das in letzter Konsequenz nur eines bedeuten, nämlich, dass



Abbildung 2 u. 3: Oberstltn. Klages im „Hühnerwagen“ (Herta Zöhrer jeweils 1.v. links)

er „der Hahn im Korb“ ist – zumindest aus der Perspektive der übrigen männlichen Stabsangehörigen. Dass dieser Eindruck nicht ganz von der Hand zu weisen ist, zeigt auch das bereits genannte Gedicht, in dem Klages unter anderem auch als „Mädchenfänger“ bezeichnet wird, und zwar bereits in den allerersten Versen:

„In St. Pölten war es,  
wo sich Herr Doktor Klages  
betätigte als Menschenkenner  
und als Mädchenfänger,  
wo er mit geübtem Blick  
jede falsche Tünche wies zurück. [...]“<sup>278</sup>

Auf die besondere Rolle Oberstlttn. Klages' als Oberbefehlshaber und „Vater“ der Einheit, sowie auf die Frage, wie er über seine Helferinnenschaft (insbesondere auch Herta als seiner persönlichen Sekretärin) verfügte, und zwar durchaus auch in gewissermaßen paschahafter Manier, wird noch später im entsprechenden Unterkapitel eingegangen werden.<sup>279</sup>

## **7.2.2 Der männliche Blick auf die Helferinnen im Spiegel der Kameradschaftszeitungen**

Kommen wir nun zurück auf die Frage, wie die Frauen von den Männern titulierte wurden, zumindest in den einzigen dafür zur Verfügung stehenden Quellen, den beiden Gedichtbänden, die in der Quellenbeschreibung auch als „Kameradschaftszeitungen“ bezeichnet wurden. Wie bereits erwähnt, wurden diese Druckwerke nicht nur wahrscheinlich an alle Stabsangehörigen als Andenken ausgehändigt, sondern die darin gesammelten Gedichte wurden allem Anschein nach auch im Rahmen von Kameradschaftsabenden vor der anwesenden Belegschaft vorgetragen,<sup>280</sup> sodass die

---

<sup>278</sup> Gedichtband 1, 2.

<sup>279</sup> Siehe das Kapitel 7.3.2 „Konfliklinien und Schuldigkeiten“.

<sup>280</sup> Darauf verweist nicht nur eine Briefstelle bei Herta (Herta an Zuhause, 19.3.44: „Gestern war Kameradschafts-abend es war recht nett es wurden lustige Vorträge gebracht [...]“), sondern auch der Titel der zweiten Kameradschaftszeitung „Kameradschaftsabend der Feldkommandantur 497“. In dieser befindet sich auch ein kleines Theaterstück (S.6f), dessen Besetzungsliste ebenfalls klar auf eine tatsächlich stattgefundene

jeweils darin parodierten Personen im KameradInnenkreis öffentlich durch den Kakao gezogen wurden. Entscheidend für das Maß an zwischengeschlechtlicher Kameradschaft ist hierbei auch die Frage, in welcher Eigenschaft die Frauen von ihren männlichen Kameraden akzeptiert wurden.<sup>281</sup>

Im Folgenden möchte ich nun anhand einer Tabelle alle Bezeichnungen auflisten, mit denen die Frauen in diesen Werken tituiert werden (sowohl direkte als auch indirekte Bezeichnungen, letztere in Klammern), sowie auch die Attribute, die ihnen dabei entweder direkt zugeschrieben werden, oder die sich indirekt aus dem Kontext ergeben. Im Anschluss daran werden dann einige der Quellenbeispiele genauer analysiert und interpretiert, und zwar insbesondere in Hinsicht darauf, was sie über den männlichen Blick auf die Helferinnen verraten, und ob dieser die prinzipielle Möglichkeit einer zwischengeschlechtlichen Kameradschaft mit einschloss.

<b>Bezeichnung</b>	<b>Textstelle</b>	<b>Attribut</b>	<b>Bd/S</b>
(Mädchen)	wo sich Herr Doktor Klages betätigte als [...] Mädchenfänger, / wo er mit geübtem Blick jede falsche Tünche wies zurück	(passiv)	1/ 2
Mädchen (Hühner)	die Mädchen im Hühnerwagen		1/ 3
Fräulein (x4)	Der Kommandant / nahm Fräulein Zöhler bei der Hand; Herr Hauptmann Ganter übernahm Ia / Zur Hilf Fräulein Fuchs, Pohl und Bungert da; Herr Ob.Ltn. Simpich fand Frl. Waldmüller schön, / wodurch der Dienst nicht nur zweckmäßig, sondern auch angenehm; Ihm hilft mit weiblichem Geschick / Frl. Scharinger – welch ein Glück!	helfend schön helfend weibliches Geschick	1/ 3
Frau	wobei ihm Frau Fischer [...] zur Seite stand	helfend	1/ 4
Davogtin [=Nachname, durch Suffix <i>-in</i> verweibl. Form]	ging hin zur kleinen Davogtin und steckt' sie in die Zentrale rin.	klein	1/ 4
Frauen	Unser Jüngster, bei den Frauen nicht ganz unbeliebt [...]	schwärmen für jemanden	1/ 7
Frauen	Ehret die Frauen! Sie flechten und weben hellblaue Pullover im Dienste daneben.	Frauenhandwerk = traditionelle Geschlechterrolle (ist lobenswert) arbeitsam	1/ 8
Weib	ein helfendes Weib tat Akten räumen	helfend	1/ 9

öffentliche Vorführung hindeutet.

<sup>281</sup> Diese Frage stellen Latzel, Maubach und Satjukow ganz allgemein im Zusammenhang mit zwischengeschlechtlicher Kameradschaft im Krieg, also auch in Bezug auf andere Armeen als der deutschen, siehe: Latzel/Maubach/Satjukow, Soldatinnen in der Geschichte, 37.

Bungert [=Nachname]	Drum stichelt er Bungert damit gar so nett.	Zielscheibe für Sticheleien	1/ 10
(Sirenen)	Der übersieht mit Ruh durch seine Länge die oft wütenden Sirenengesänge.	wütend (verführerisch, weil Sirenen)	1/ 12
Frau	Bleibt noch zu erwähnen die helfende Frau, / die tippt und vertippt sich und malt sich mal rot und mal blau. / Wenn auf ihrem Antlitz die Sonne scheint / glaubt mancher Franzos', dass sie's gut mit ihm meint. / Doch wird ihr Auge zum Schlangensblick, / hat sie die eckige Brille gezückt.	helfend schusselig eitel (Schminke) schön unansehnlich (mit Brille)	1/ 12
Getreue blonde Fee	Er und seine Getreue, die blonde Fee aus Wien verstehen sich glänzend, da liegt auch was drin!	treu, blond feenhaft umgänglich	1/ 12
(das ewig Weibliche) (Damen)  Fräulein (x2)  Frau  A.W. [=Initialen]  (Damen)	Auch das ewig Weibliche wollen wir besingen / und wir hoffen, es möge wie ein Loblied klingen / auf unseren auserlesenen Damenclub. / Bei diesem erscheint das Reiten jetzt Mode [...] / Gerade darauf scheint Frl. Haagen wie besessen, / sodaß Frl. Zöhrer das Frühaufstehen tut vergessen. / Desgleichen auch am Nachmittag, / scheint die Pünktlichkeit für sie ne Plag; dabei wollen wir noch Frau Fischer für jede Minute nach 11 gratulieren; vor ihrem messendem [sic] Blick [A.W.] wird noch so mancher bangen; Das war die erhabene Damenwelt, / auf die ein Großteil unserer Arbeit entfällt.	„ewig“ weiblich lobenswert auserlesen damenhaft, modebewusst vergesslich bzw. unpünktlich   streng  erhaben sehr arbeitsam	2/ 3

Bei der näheren Interpretation dieser Textstellen in Hinsicht auf den männlichen Blick auf die Helferinnen sind nun folgende Punkte von besonderer Relevanz:

Zunächst einmal fällt auf, dass in der Quelle der Begriff der „Hilfe“ sehr gehäuft vorkommt, was von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Dieser suggeriert Maubach zufolge eine geringere Form der Beteiligung an einer Aktion und einen bloß vorübergehenden, unprofessionellen, eben bloß „aushilfsweisen“ Charakter der weiblichen Arbeit. Er ist somit ein „Euphemismus und Deckbegriff“, der eine durchaus ernstzunehmende, aktive Beteiligung der Frauen in der Arbeitsteiligkeit des Totalen Krieges verschleiern.<sup>282</sup> Auch wenn das Wort „Hilfe“ und dessen Ableitungen im Gedichtband wiederholt bemüht werden, um die Arbeit der Stabshelferinnen zu beschreiben, müssen die Männer interessanterweise schließlich doch zugeben, dass es

<sup>282</sup> vgl. z.B.: Franka Maubach, Expansionen weiblicher Hilfe. Zur Erfahrungsgeschichte von Frauen im Kriegsdienst, In: Sybille Steinbacher (Hg.), Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft (Göttingen 2007) 96; Ihr zufolge ist der Begriff „Hilfe“ für den weiblichen Kriegseinsatz möglicherweise sogar ein Mitgrund dafür, dass das Phänomen bislang so wenig erforscht ist und dass es deshalb bisher nicht ausreichend wahrgenommen wurde, weil es schlicht nicht ernst genommen wurde, vgl. ebd., 95.

immerhin doch „ein Großteil unserer Arbeit“ ist, die auf die „erhabene Damenwelt“ des Stabes entfällt.<sup>283</sup> Durch dieses überraschend offenherzige Eingeständnis wird nun tatsächlich der Begriff „Hilfe“ als das entlarvt, was er Maubach zufolge ist: ein höchst suggestiver Euphemismus, der in diesem Fall die aktive Beteiligung der Stabshelferinnen an der Besatzung und militärischen Verwaltung Südfrankreichs verschleiern.

Des Weiteren fällt auf, dass sich der männliche Autor (oder das Autorenkollektiv) sehr häufig über die Frauen des Stabes lustig macht, mitunter sogar in ausgesprochen scharfzüngiger Art und Weise. Wesentlich ist hierbei, dass das nicht in der Absicht geschieht, die Helferinnen zu beleidigen, sondern ihnen zu signalisieren, dass auch sie „dazugehören“. Die Sticheleien haben nämlich die Funktion, real existierende Konflikte innerhalb der Einheit mit den Mitteln der Parodie und des Humors nicht nur bloß zur Sprache zu bringen, sondern sie auch zu entschärfen und zu überwinden. Durch Humor wird nämlich ein Konflikt zwischen dem Bedürfnis nach sozialer Verbundenheit (Assoziation) und Distanz (Dissoziation) gelöst,<sup>284</sup> Scherze und Einladungen zum Mitlachen betonen und schaffen somit Gruppenzugehörigkeit.<sup>285</sup> Kühne meint zu dieser Thematik:

„Spott und Frotzelei mochten sich [u.a.] an persönlichen Schrullen entzünden. Immer aber waren sie etwas ganz anderes als die Denunziation eines Kameraden. Wer frotzelte, nutzte eine – zumal „unter Männern“ anerkannte – Möglichkeit, persönliche oder sachliche Differenzen zur Sprache zu bringen, ohne doch den Konflikt eskalieren zu lassen. Spötteleien und Frotzeleien gehörten zu einer meist unbewussten Kommunikationsstrategie, die nicht auf die Zerstörung, sondern auf die Wahrung des Gruppenzusammenhalts zielte.“<sup>286</sup>

Der Unterton ihrer Spötteleien signalisierte dem jeweils Angesprochenen demnach: „Dir macht der raue Ton ja nichts aus, du bist einer von uns“.<sup>287</sup> Wie nun die Gedichtbände als Quellen zeigen, wurde diese unter Männern anerkannte und übliche Kommunika-

---

283 Gedichtband, 2, 3.

284 Rose Laub Coser, Lachen in der Fakultät. Eine Studie über die sozialen Funktionen von Humor unter den Fakultätsmitgliedern einer psychiatrischen Klinik, In: Helga Kottoff (Hg.), Das Gelächter der Geschlechter. Humor und Macht in Gesprächen von Frauen und Männern (Zweite Auflage, Konstanz 1996), 100, 104.

285 Ebd., 97.

286 Kühne, Kameradschaft, 117.

287 Ebd. 165.

tionsstrategie von den männlichen Angehörigen des Verbindungsstabes auch in deren Kommunikation zu den Frauen angewendet. Insofern wurden also die Frauen in die Kameradschaft der Männer integriert, zumindest auf rhetorischer Ebene.

Allerdings haben Humor, Witzeerzählen und Lachen auch viel mit Geschlechterrollen und Macht zu tun.<sup>288</sup> Es sollte daher nicht die Möglichkeit außer Acht gelassen werden, dass die Frotzeleien und Sticheleien in den Gedichtbänden schon allein aufgrund des Geschlechtergegensatzes vielleicht mehr zu bedeuten haben als die von Kühne beschriebene integrative Wirkung (der sich schließlich nur auf Männer und deren Binnenkameradschaft bezieht). Nach dieser Lesart wären die Frauen zwar rein rhetorisch-humoristisch in die Kameradschaft integriert worden – in gewisser Weise aber auch wieder *nicht*. Denn die sexistischen Vorurteile, die in den Textpassagen teilweise überdeutlich zum Ausdruck kommen, wurden zwar durch die betonte Ironie in gewisser Weise „entschärft“. Sie waren aber mit Sicherheit zu einem gewissen Grad real in den Köpfen der Männer vorhanden und könnten somit implizieren, dass die Frauen letzten Endes doch nicht ganz für voll genommen wurden. Schließlich geht es hier eben nicht nur um rein „persönliche“ Schrullen, über die *alle* Beteiligten, Männer wie Frauen, gleichermaßen lachen konnten, sondern auch um (von den Männern so verstandene) „typisch weibliche“ Schrullen, über die letztlich Männer mehr lachen konnten als Frauen, in diesem Sinne also um reine „Männerwitze“. Dass diese mitunter auch eindeutig sexuell gefärbt waren, sieht man anhand der folgenden beiden Beispiele:

„Herr Ob.Ltn. Simpich fand Frl. Waldmüller schön,  
wodurch der Dienst nicht nur zweckmäßig, sondern auch angenehm.“<sup>289</sup>

„Bleibt noch zu erwähnen die helfende Frau,  
die tippt und vertippt sich und malt sich mal rot und mal blau.  
Wenn auf ihrem Antlitz die Sonne scheint  
glaubt mancher Franzos', dass sie's gut mit ihm meint.  
Doch wird ihr Auge zum Schlangensblick,  
hat sie die eckige Brille gezückt.“<sup>290</sup>

---

288 Helga Kottoff, Einleitung, In: Helga Kottoff (Hg.), Das Gelächter der Geschlechter. Humor und Macht in Gesprächen von Frauen und Männern (Zweite Auflage, Konstanz 1996), 10.

289 Gedichtband 1, 3.

In beiden Fällen werden die jeweiligen Helferinnen klar auf ihr Äußeres reduziert. Gerade beim zweiten Beispiel erscheint fraglich, ob die angesprochene Frau beim öffentlichen Vortrag dieses Gedichts dieses auch „witzig“ finden und mitlachen konnte. Bei einigen der in der Tabelle angeführten Textpassagen, wird die sexuelle Verführungskraft, die die Frauen offenbar auf die Männer hatten, nur im Subtext abgehandelt, wie etwa bei der Rede von den „Sirenengesängen.“<sup>291</sup> Hierzu sagt die Humorforschung, dass Männer Frauen mit sexuell gefärbten Scherzen provozieren, um ihre patriarchalen Hierarchien zu stabilisieren.<sup>292</sup> Zur „Verteidigung“ der männlichen Stabsangehörigen muss allerdings eingeräumt werden, dass in den Gedichtbänden nicht nur die Frauen mit dem sexuell anzüglichen Scherz bedacht werden, sondern auch der Kommandant diesbezüglich nicht ungeschoren davonkommt:

„In St. Pölten war es,  
wo sich Herr Doktor Klages  
betätigte als Menschenkenner  
und als Mädchenfänger,  
wo er mit geübtem Blick  
jede falsche Tünche wies zurück.“<sup>293</sup>

Der angeblich so „geübte Blick“ Klages' sowie seine Titulierung als „Mädchenfänger“ weisen diesen als eine Art „Casanova“ aus, wobei auch leicht die wenig schmeichelhafte Assoziation mit einem „alten Schwenenöter“ möglich wäre. Dies ist zwar der einzige Fall, bei dem ein sexuell gefärbter Scherz auf Kosten eines Mannes gemacht wird, trotzdem zeigt das Beispiel, dass in der Quelle eben nicht nur die Frauen mit derartigen Witzen bedacht werden. Das wiederum könnte indirekt ein Indiz für zwischengeschlechtliche Kameradschaft im Verbindungsstab sein, denn in sozialen Gruppen, „die Gleichwertigkeit zwischen den Geschlechtern (bewusst oder unbewusst) tatsächlich leben“ ist „keine Scherzgattung [...] auf ein Geschlecht beschränkt.“<sup>294</sup>

---

290 Ebd., 12.

291 Ebd.

292 Vgl. z.B. Helga Kottoff, Vorwort zur Neuherausgabe, In: Kottoff, Das Gelächter der Geschlechter, 35.

293 Gedichtband 1, 2.

294 Kottoff, Vorwort, 35.

Bei genauerer Betrachtung erweist sich dieser Schluss jedoch als etwas verfrüht und der „Mädchenfänger“-Scherz auf Kosten Klages' als doppelbödig: Denn erstens einmal handelt es sich hierbei, wie bereits erwähnt, um den einzigen Fall, bei dem ein sexuell gefärbter Witz über einen Mann gemacht wird. Zweitens könnte sich in dieser Textstelle in sublimierter Form Neid auf den Kommandanten ausdrücken. Nach dieser Lesart könnte er es sich leisten, „jede falsche Tünche“ zurückzuweisen, also als „Mädchenfänger“ wählerisch vorzugehen: Schließlich hat er ja als Chef der Einheit die oberste Befehlsgewalt und Macht über die Stabshelferinnen inne und ist somit gewissermaßen „der Hahn im Korb“ – womit sich auch wieder der Kreis zu den „Mädchen im Hühnerwagen“ schließt.

Möglicherweise aber wurde die inhärente Widersprüchlichkeit der Kombination aus integrativem Humor und anzüglichem Männerhumor von den Frauen nicht als so krass empfunden, dass sie diese daran gehindert hätte, sich tatsächlich in eine zwischen-geschlechtliche Kameradschaft integriert zu fühlen. Unterm Strich finden sich in den Kameradschaftszeitungen nämlich Belege für beides: sowohl Lob und Anerkennung für die Frauen, als auch sexuell gefärbtes Belächeln derselben. Letzten Endes lässt sich die Frage nach der vollen Hereinnahme der Helferinnen in die Kameradschaft anhand dieser besonderen Quelle allein nicht ausreichend beantworten, der Gesamtbefund bleibt somit höchst ambivalent.

### **7.2.3 Befohlene Geselligkeit: Kameradschaftsabende – Saufgelage**

Die Männerkameradschaft gab sich zwar unabhängig von der Herkunftsfamilie und war auf die Anwesenheit von Frauen nicht angewiesen weil sie sich – zumindest in der Theorie – als „emotional autark“ verstand. Tatsächlich aber war dieses Unabhängigkeitsgehabe durchsetzt von der Sehnsucht und dem Bedürfnis nach realen Frauen.<sup>295</sup> Im konkreten Fall des gemischtgeschlechtlich zusammengesetzten Marseiller Verbindungsstabes 497 konnte dieses Bedürfnis auf bequeme Weise gestillt werden indem man einfach die hauseigenen Helferinnen zu den diversen Feierlichkeiten und Kameradschaftsabenden einlud. Die nahe liegende Annahme, die

---

295 Kühne, Kameradschaft, 91.

Helferinnen hätten den Männern schon allein deshalb als „Kameradinnen“ gegolten, weil sie ja schließlich genauso zu den *Kameradschafts*-Abenden eingeladen waren, scheint hier nur auf den ersten Blick schlüssig zu sein. In Wahrheit jedoch verfehlt sie die entscheidende Frage nach der Eigenschaft, in welcher die Frauen von den Männern akzeptiert wurden. Wahrscheinlich wurden sie wohl eher als schöner „Aufputz“, als eine nette Abwechslung gesehen, die eine sonst rein männliche Veranstaltung auflockerte und interessanter machte. Schließlich empfand man die Anwesenheit von Frauen, zumal von schönen Frauen, als „angenehm“, wie auch eines der Gedichte nahe legt.<sup>296</sup> Letztendlich liegt der Verdacht nahe, dass sie wohl eher nicht als vollwertige Kameradinnen angesehen wurden, jedenfalls nicht im Rahmen des gemeinsamen Feierns. Im besten Falle kann man bei diesem zwischengeschlechtlichen Beziehungsmuster vielleicht von einer Art „Schönwetterkameradschaft“ sprechen.<sup>297</sup>

Herta und ihre Kameradinnen jedenfalls nahmen diese Einladungen in der Regel an. Allerdings legen Hertas Schilderungen in ihren Briefen nahe, dass das oft mit gemischten Gefühlen geschah, und dass ein nicht unerheblicher Zwang zur Geselligkeit von Seiten der Männer ausgeübt wurde:

„Wie ich soeben erfahren habe, dürfen wir Maiden Samstag Nachmittag unsere Freizeit opfern damit die Herrn abends eine gut gedeckte Tafel vorfinden. Eröffnung des Kasinos nennen sie's. Wir sind natürlich dabei eingeladen bin neugierig was das wieder wird, Freude macht es mir keine diese ewigen Saufgelage. Ein wenig habe ich's meinem Chef schon abgewöhnt mich mit Wein zu traktieren. Ich bin einfach am nächsten Tag vollständig arbeitsunfähig, und da muß ers [sic] im eigenen Interesse bleiben lassen.“<sup>298</sup>

„Also Samstag abends wurde unter feierlichem Tam Tam das Offiz. Kasino im Rahmen eines Festessens eingeweiht. Geladen waren alle Offiz. des Stabes und wir St.H., im ganzen 16 Personen. [...] Je weiter die Zeit fortschritt, desto lustiger wurde es und vor halb sechs früh kamen wir nicht ins Bett. Sonntag zum Dienst gabs natürlich einen anständigen Katzenjammer und den Nachmittag mußte ich dem Ausschlafen opfern. Daß ich mir aus

---

296 Gedichtband 1, 3.

297 Tatsächlich kommt die weibliche Form „Kameradin“ auch kein einziges mal in den Kameradschaftszeitungen vor (siehe Tabelle) – was allerdings nicht automatisch heißen muss, dass der Begriff überhaupt nicht in Verwendung war.

298 Herta an Zuhause, 2.11.43.

solchen Festlichkeiten nichts mache, wißt Ihr ja, aber man muß mitmachen ob man will oder nicht und es ist dann auch netter geworden als ich mir vorstellte.“<sup>299</sup>

Interessant ist an diesem Beispiel zunächst einmal, dass es ausgerechnet die Frauen sind, die für die Vorbereitung der Feier eingeteilt werden, und nicht etwa Mannschaftssoldaten, die normalerweise für derart „niedere Dienste“ bereitstehen mussten. Sie übernehmen entgegen ihrer eigentlichen Funktion als Bürokräfte somit typische Hausfrauenarbeit, und das noch dazu in ihrer Freizeit. Wesentlich für Herta ist aber vor allem auch der Zwang, dem sie sich ausgesetzt fühlt: man muss, wie sie schreibt, „mitmachen ob man will oder nicht“, insbesondere von ihrem Chef sieht sie sich „mit Wein traktiert“. Sie macht sich schließlich nicht viel aus diesen „ewigen Saufgelagen“, und zwar nicht zuletzt auch deshalb, weil durch den anschließenden „Katzenjammer“ ihre kostbare Freizeit verloren geht. Es bleibt ihr in dieser Situation dann auch nichts anderes übrig, als sich das anstrengende Saufgelage im Nachhinein schönzureden: „es ist dann auch netter geworden als ich mir vorstellte“.

Dass ihr das Feiern mitunter aber auch Spaß machen konnte, zeigt die folgende Schilderung eines Kameradschaftsabends. Ein Foto, das sie in ausgelassener Feierlaune im Kreis vorwiegend männlicher Kameraden zeigt und wahrscheinlich zu genau diesem Anlass aufgenommen wurde, vermittelt denselben Eindruck:



Abbildung 4: Kameradschaftsabend (Herta Zöhler 1.v.r.)

„Gestern war Kameradschaftsabend es war recht nett es wurden lustige Vorträge gebracht, viel Musik, schönes Abendbrot und zum Schluß wurde auch getanzt. Bis 2h habe ich durchgehalten. Heute Vormittag habe ich eine schöne Spazierfahrt in die frische Luft gemacht und so ist ein event. Kater schnell verfliegen.“<sup>300</sup>

Dies ist allerdings die einzige Briefstelle, in der eine derartige Veranstaltung in überwiegend positivem Ton geschildert wird, in aller Regel herrschte der Zwang. In dem 22 Jahre später geschriebenen Brief, in dem Hertas Kameradin Pauline Davogt dieser ihre Erinnerungen an die Dienstzeit in ausführlicher Form darlegt, ist sogar von „befehlsmäßigem“ Mitfeiern die Rede<sup>301</sup>, weshalb in diesem Zusammenhang getrost von befohlener Geselligkeit gesprochen werden kann.

## 7.2.4 Fazit: Konformitätsdruck

Warum aber beugte sich Herta immer wieder aufs Neue diesem Zwang, warum verweigerte sie nicht einfach den „Befehl zur Geselligkeit“?

Kameradschaft, so Kühne, war auch „die Tugend des Mitmachens und der Unterordnung“, der Konformitätsdruck, den sie generierte, war eine ihrer negativen Seiten abseits des hehren Ideals.<sup>302</sup> Außenseiter, Miesmacher, Einzelgänger, Ungesellige, aber auch schlicht Abstinenzler, galten als unkameradschaftlich und wurden von der Gemeinschaft scheel angesehen oder waren gar deren Spott ausgesetzt und wurden tendenziell ausgegrenzt.<sup>303</sup> Herta nahm also wahrscheinlich deshalb trotz ihres Unwillens immer wieder an den diversen Saufgelagen teil, weil sie andernfalls sicher als „Spielverderberin“ und somit gleichzeitig auch als schlechte Kameradin gegolten hätte – letzteres dann nicht zuletzt auch ihren weiblichen Kameradinnen gegenüber, für den Fall, dass diese genau so ungern mit den Männern

---

300 Herta an Zuhause, 19.3.44.

301 Pauline Davogt an Herta Gruber, 6.10.66, 21; Von ihrer Erfahrung mit dem Kommandanten ihrer späteren Dienststelle in Prag, der dem gemeinsamen Feiern von Männern und Frauen anfangs skeptisch gegenüberstand, schreibt sie dort: „Der Oberst konnte mir nicht genug beteuern wie schön wie herrlich es gewesen sei. Sie haben noch nie mit den Mädchens gefeiert, da sie glaubten –na-ja. Sag ich wir haben in Marseille sogar Befehlsmäßig [sic] mitgewirkt und es war immer eine Gaudée. [...] Von da an wurden wir des öfteren zum Chef gerufen u kamen mit Likör, Fleisch, Wurst, Speck heraus“.

302 Kühne, Kameradschaft, 84f, dort allerdings nicht im Zusammenhang mit Feiern.

303 Ebd., 84f und 117.

gefeiert hätten wie sie selbst. Besonders die Einladungen ihres Chefs, des Kommandanten Oberstltn. Klages, konnte sie nicht ausschlagen ohne dabei befürchten zu müssen, dass sie dadurch ihre privilegierte, mit vielen Vorteilen verbundene Stellung ihm gegenüber verlieren könnte. Ihr blieb wohl letztlich nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, sich dem Konformitätsdruck der Kameradschaft zu beugen.

### 7.3 Der Chef als Kamerad



Abbildung 5: Oberstltn. Klages, Herta Zöhler und Hptm. Ganter auf einer Schifffahrt zur Insel Île d'If vor Marseille

#### 7.3.1 Zu Hertas Sonderstellung als Sekretärin des Kommandanten

Das kameradschaftliche Verhältnis zwischen Herta Zöhler und ihrem Chef Oberstleutnant Dr. Klages war, wie wir im Folgenden sehen werden, äußerst komplex und in mehrerlei Hinsicht ambivalent. Wie bereits ausgeführt, konnte auch der

Kommandant der Einheit von seinen Untergebenen, trotz der Befehlsgewalt, die er über sie innehatte, als Kamerad angesehen werden, sofern er sich „durch Habitus und ‚kameradschaftliche‘ Umgangsformen symbolisch auf eine Stufe mit ihnen stellte“.<sup>304</sup> Genau dies scheint auch auf Oberstleutnant Klages zugetroffen zu haben, von dem Herta nach ihrer Ankunft in Lyon in einem Brief an Zuhause schreibt:

„Überhaupt ist unser ObstLtn. überaus nett, unsere ganze Kommandantur ist begeistert und nachdem jetzt auch Frau Belz geflogen ist sind wir lauter junge Mädeln und verstehen uns ganz gut. Während der Fahrt hat er sich sehr natürlich unser angenommen, uns laufend mit Zeitungen, Obst und dgl. versorgt, was man von den anderen Kommandanturen nicht behaupten kann.“<sup>305</sup>

Herta betont hier die „natürliche“ Art, mit der der Kommandant seinen Helferinnen entgegen kommt: Wie ein Gentleman kümmert er sich während der Fahrt um deren leibliches Wohl – keine Selbstverständlichkeit, wie sie mit dem Verweis auf die anderen Kommandanturen festhält. Die Briefstelle ist auch ein erster Beleg dafür, dass die Frauen der Dienststelle vom Kommandanten grundsätzlich anders behandelt wurden als die Männer, und von ihm und den übrigen Offizieren mitunter regelrecht hofiert worden sein dürften. Allerdings war Klages offenbar nicht nur bei den Frauen beliebt, sondern auch bei den männlichen Stabsangehörigen, schließlich sei die „ganze Kommandantur“ von ihm „begeistert“. Denselben Eindruck vermitteln übrigens auch die Kameradschaftszeitungen, in denen er in überwiegend positivem Ton Erwähnung findet.

Allerdings hat die anfängliche Begeisterung für ihren Vorgesetzten bei Herta sehr bald ein Ende und weicht eher gemischten Gefühlen; nach der Ankunft an ihrem endgültigen Einsatzort Marseille schreibt sie nämlich:

„Heute morgens [sic] wurde endlich Diensterteilung gemacht und wir Mädeln unseren Chefs zugeteilt. Jede war natürlich mords gespannt und ich kam, wie man mir’s schon immer vorausgesagt hat, zu Oberstltn. Klages. Ich weiß nicht soll ich mich freuen od. ärgern. Er ist bestimmt ein netter Chef und es ist auch ganz schön wenn man Sekretärin

---

304 Kühne, Gruppenkohäsion, 538.

305 Herta an Zuhause, 19.9.43.

des Kommandeurs ist, andererseits werde ich aber viel zu schuften haben, während die anderen auf der faulen Haut liegen.“<sup>306</sup>

Herta weiß zu diesem Zeitpunkt also noch nicht so recht, was sie von ihrer Sonderstellung als persönliche Sekretärin des Kommandanten halten soll. Der erwartete Vorteil daraus kann nicht genau benannt werden und bleibt diffus („bestimmt [...] ganz schön“), als erheblichen Nachteil fürchtet sie vor allem einen Mehraufwand an Arbeit im Vergleich zu ihren Kameradinnen.

Die Anmerkung, diese Zuteilung sei ihr „schon immer vorausgesagt“ worden, lässt darauf schließen, dass es schon davor ein gewisses Naheverhältnis zwischen den beiden gegeben haben muss. Wie lange genau, bzw. worin konkret dieses bestanden hat, lässt sich nicht mehr genau rekonstruieren. Fest steht jedenfalls, dass zumindest Oberstltm. Klages und sein Erster Adjutant Hptm. Ganter am Sonntag dem 29. August 1943, Hertas letztem Urlaubstag im heimatlichen Langenlois, bei Familie Zöhrer zu Gast waren und bei dieser Gelegenheit auch Wein für die Dienststelle eingekauft wurde.<sup>307</sup> (Möglicherweise gab es sogar eine kleine Abschiedsfeier mit der gesamten Dienststelle.<sup>308</sup>) Als sich Klages und Ganter für diese Einladung revanchieren wollen, stößt dies bei Herta allerdings auf wenig Gegenliebe:

„Leider mußte ich zeitig zurück [von ihrem allerersten Badeausflug am Meer mit Paula und Trude, Anm.], da ich abends vom Oberstltm und Hptm eingeladen war. Eine Schnapsidee mich alleine einzuladen, mir wäre es viel lieber gewesen wenn die anderen auch mitgekommen wären, aber wahrscheinlich wollten sie sich für Llois revanchieren.“<sup>309</sup>

Warum genau Herta diese Einzeleinladung als „Schnapsidee“ bezeichnet, wird hier zwar nicht direkt beim Namen genannt, aber nur einen Absatz später im selben Brief mehr als offensichtlich: Dort stellt sie nämlich in einer Auflistung stichwortartig ihre vier

---

306 Herta an Zuhause, 1.10.43.

307 Siehe die Briefe Herta an Zuhause 8.9.43, sowie Herta an Franz 28.11.43, aus denen aber nicht hervorgeht, wie und warum genau es zu dieser Einladung kommen konnte.

308 Zumindest legen dies zwei Bilder aus dem Fotobestand Hertas nahe, die zu diesem Anlass aufgenommen worden sein könnten: Sie zeigen eine ausgelassene Festgesellschaft bei Tisch, zu erkennen sind Oberstltm. Klages, zu seiner Rechten Herta, Hptm. Ganter sowie ein paar weitere Personen (tw. in Uniform), die mit eingehakten Armen dasitzen als würden sie gerade zu Musik schunkeln. Das einzige Indiz, dass die Bilder mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit noch in der Heimat aufgenommen wurden, ist der besonders auffällige Trachtenaufputz und -Kopfschmuck einer der abgebildeten Frauen.

309 Herta an Zuhause, 4.10.43.

Kameradinnen vor, wobei an vierter und letzter Stelle Maria Scharinger steht, die sie folgendermaßen beschreibt:

„[...] 4.) Maria Scharinger, ca 26 Jahre alt, blond sehr hübsch, sondert sich aber von uns ab und geht lieber mit ihrem Chef aus; also für uns erledigt.“<sup>310</sup>

Durch die Kontextualisierung der beiden Textstellen wird ein moralischer Zwiespalt evident, der aber nicht direkt zur Sprache gebracht wird: Auf der einen Seite wäre es für Herta unhöflich gewesen, die Einladung ihres Chefs auszuschlagen, schließlich wollte sich dieser doch nur für die frühere Einladung ihrerseits revanchieren. Auf der anderen Seite jedoch war es ihr offensichtlich ein Anliegen, ihren Kameradinnen gegenüber den Eindruck zu vermeiden, sie sondere sich von ihnen ab und zöge die Gesellschaft ihres Chefs der ihren vor. In diesem Fall nämlich hätte sie in den Augen der Kameradinnengemeinschaft möglicherweise als ebenso „erledigt“ gegolten wie die mit deutlicher Missgunst beschriebene Maria Scharinger. Unter dieser Perspektive konnten also ein gutes, kameradschaftliches Auskommen mit dem Chef auf der einen Seite, und die Kameradschaft der Frauen untereinander auf der anderen offenbar sehr leicht miteinander in Konflikt geraten.

Doch auch in anderer Hinsicht werden die Einladungen durch Oberstlttn. Klages von Herta anfangs eher negativ erfahren, etwa wenn sie schreibt:

„Vorgestern und gestern war ich vom Chef eingeladen, so etwas ist furchtbar fad und man ist immer froh wenn man's hinter sich hat.“<sup>311</sup>

Zur oben beschriebenen Problematik kommt hier noch zusätzlich erschwerend hinzu, dass sich Herta in Gesellschaft ihres Chefs langweilt. Trotzdem macht sie gute Miene zu diesem Spiel und nimmt die Einladungen an, aller Wahrscheinlichkeit nach allein deshalb, weil ihr in ihrem eigenen Interesse an einem guten zwischenmenschlichen Verhältnis bzw. Arbeitsklima mit Oberstleutnant Klages gelegen war.

Interessanterweise änderte sich jedoch diese anfänglich eher negative Einstellung Hertas erstaunlich schnell, und zwar nachdem sie zum ersten Mal von ihrem Chef zu

---

310 Ebd.

311 Herta an Zuhause, 5.10.43.

einer Dienstreise mitgenommen wurde. Nur zwei Tage, nachdem sie sich darüber beklagt hatte, wie „furchtbar fad“ die Gesellschaft ihres Chefs sei, weiß sie zu berichten:

„Gestern hatte ich einen Schwindel, mein Chef nahm mich auf eine Dienstreise mit, die uns in eine östlich am Meere gelegene kleine Stadt führte. Die Reise war wunderschön. Wir fuhren nicht die Küste entlang sondern auf einer richtigen, felsigen, kurvenreichen Bergstraße. Das Gebirge ist hier zwar nicht sehr hoch (ca 800 – 1000 m) wirkt aber durch seine kahlen wuchtigen Felsen wie bei uns in den Alpen an der 2.000 Grenze. Mitunter sah man in der Ferne das Meer. Und da die Straße ganz hinauf führte auf den Bergrücken hatte man einen wunderschönen Rundblick über dieses Reich der Felsen. Leider hatte ich den Apparat [sic] vergessen, das hätte wunderschöne Bilder gegeben. Am Ziel wurde das Soldatenheim besichtigt und ich bekam einen richtigen Bohnenkaffee vorgesetzt. [...] Ich hoffe nur, daß ich bald wieder einmal die Ehre habe.“<sup>312</sup>

Die gemeinsam mit Oberstleutnant Klages verbrachte Zeit ist nun plötzlich keine Last mehr, die als „furchtbar fad“ empfunden wird, sondern vielmehr eine „Ehre“. Die Vorteile, die mit Hertas besonderer Stellung als persönliche Sekretärin des Kommandanten verbunden waren, und in weiterer Folge von ihr auch immer häufiger in den Vordergrund gerückt wurden, kommen auch in der folgenden Briefstelle sehr klar zum Ausdruck:

„Soeben habe ich erfahren, daß es nachmittags mit dem Einkaufen wieder nichts ist. Ich bin nämlich wieder zu einer Überlandpartie eingeladen und die will ich mir auf keinen Fall entgehen lassen. Denn, bin ich schon in Frankreich, will ich auch etwas aus den Mauern von M. heraus und mir etwas ansehen. Große Sprünge können wir in der Beziehung sowieso nicht machen. Denn erstens braucht man Bewilligung und außerdem haben wir die Dienststunden so blöd eingeteilt, daß man keinen ganzen Tag frei hat. Sonntag v. 10 – 13 h Dienst, verpatzt jedes Programm. Wochentags haben wir jetzt von 8–13 h v. 15–18 h aber natürlich steht das nur am Plan, in Wirklichkeit komme ich keinen Tag vor 19 h weg. Nicht, daß ich so wahnsinnig Arbeit hätte, aber ich kann nicht früher als der Chef gehen. Meistens benütze ich diese Überstunden zum Briefschreiben.“<sup>313</sup>

Hertas Sonderstellung ist also insofern eine „Ehre“, weil sie durch die diversen Dienstreisen und Ausflüge mit dem Chef des öfteren die Gelegenheit erhält, aus

---

312 Herta an Zuhause, 7.10.43.

313 Herta an Zuhause, 15.10.43.

Marseille herauszukommen und die nähere Umgebung kennen zu lernen. Diese Gelegenheiten möchte sie sich schließlich „auf keinen Fall entgehen lassen“, schon allein deshalb, weil die ungünstige Diensteinteilung nur allzu oft ihre Freizeitpläne durchkreuzt. Auch ihre anfängliche Befürchtung, sie würde als Sekretärin des Kommandanten „viel zu schuftten haben, während die anderen auf der faulen Haut liegen“, wird an dieser Stelle deutlich relativiert. Letztendlich hat sie doch nicht „so wahnsinnig Arbeit“ und während ihres Dienstes sogar Zeit, ihre Privatkorrespondenz zu erledigen. In einem späteren Schreiben gibt sie sogar zu, die Arbeit im Vorzimmer des Kommandanten sei „ja ganz interessant, mir aber zu wenig.“<sup>314</sup>

Von der Teilnahme anderer Stabshelferinnen an den Fahrten mit dem Chef erfahren wir in diesen beiden Briefstellen nichts, was auch bei den künftigen Dienstfahrten eher die Ausnahme bleibt. Doch auch davon, dass dieser Umstand von Herta bedauert worden wäre, oder gar von Befürchtungen, sie könnte wegen der Vorzugsbehandlung ihres Chefs in den Augen ihrer Kameradinnen als Sonderling gelten, ist hier nichts zu lesen. Wahrscheinlich ist ein nicht unerheblicher Mitgrund dafür auch die Tatsache, dass Herta zu diesem Zeitpunkt ohnehin schon längst, zumindest räumlich, von diesen abgesondert war, und zwar was die unterschiedliche Ausstattung der Büroräumlichkeiten betrifft. In ihrem zweiten Brief an ihren Bruder Franz ist darüber jedenfalls zu lesen:

„Also ich bin Sekretärin beim Kommandanten des Verbindungsstabes Oberstleutnant Dr. Klages. Mutter kennt ihn, er war den letzten Sonntag den ich daheim war in Langenlois. Anfangs hatten wir vor ihm einen mords Spundus, aber er hat sich sehr nett entwickelt und ich bin mit meiner Stellung sehr zufrieden. Eigentlich werde ich hie [sic] verwöhnt, habe ein sehr schön eingerichtetes Bürozimmer. Tapeten, Möbeln alles neu. Möbeln sind aus hochglanzpolierter Nuß, wirklich sehr nett. Schöne Bilder an den Wänden, vor dem Fenster einen schönen Stor [sic], der Boden mit Teppich belegt und immer Blumen in den Vasen. [...] Angenehm ist, ich habe das Zimmer für mich alleine, sind mir sowieso alle um mein schönes Bürozimmerchen neidig, die anderen haben nämlich in den Hotelzimmern einziehen müssen, ohne daß etwas hergerichtet wurde, außerdem haben sie nur ganz gewöhnliche kahle Büromöbel.“<sup>315</sup>

---

314 Herta an Franz, 21.1.44.

315 Herta an Franz, 28.11.43.

Herta ist also schon allein in räumlicher Hinsicht von ihren Kameradinnen „abgesondert“. Als einzige verfügt sie über ein eigenes Bürozimmer, das obendrein auch noch viel schöner eingerichtet ist als die anderen, wie sie nicht ohne Stolz berichtet. Obwohl die aufwändige Einrichtung des Büros als Vorzimmer des Kommandanten einzig und allein aus dessen persönlichem Repräsentationsbedürfnis resultiert, ruft es bei den übrigen Stabshelferinnen Neid hervor, der Herta selbst gilt. Auch wenn sie mit den übrigen Stabshelferinnen zwar rein formell auf derselben Stufe stand, verweist dieser Neid auf die nicht unerhebliche Tatsache, dass sie in ihrer Sonderstellung als Sekretärin des Kommandanten eben doch ein klein bisschen über diesen rangierte, im Rahmen einer informellen sozialen Hierarchie gewissermaßen. Als eine materielle Manifestation ihrer Sonderstellung ist Hertas „schönes Bürozimmerchen“ in seiner Bedeutung nicht zu unterschätzen, schließlich hat sie dadurch an ihrem Arbeitsplatz immerhin mehr „Privatsphäre“ als ihre Kameradinnen und somit u.a auch den Vorteil, relativ unbeobachtet in ihrer Dienstzeit Privatbriefe schreiben zu können. Interessanterweise wird der „Neid“ in der obigen Briefstelle eher beiläufig und lakonisch festgestellt, während das Positive eindeutig überwiegt – schließlich ist Herta ja mit ihrer Stellung „sehr zufrieden“ und wird sogar regelrecht „verwöhnt“. Möglicherweise hatte sich Herta zu diesem Zeitpunkt schon mit ihrer besonderen Stellung abgefunden und es überwogen für sie die Vorteile daraus.

Ein weiterer Vorteil, den Herta besonders hoch schätzte, waren die bereits erwähnten Dienstfahrten, auf denen sie ihren Chef Oberstlttn. Klages sehr oft begleiten durfte. Interessanterweise erfahren wir in ihren Schilderungen dieser Dienstfahrten überhaupt nichts über deren eigentlichen, dienstlichen Zweck - wahrscheinlich auch aus Gründen der Geheimhaltung und Zensur.<sup>316</sup> Sie stellt statt dessen vielmehr die touristischen Stadtbesichtigungen, Einkaufstouren und schönen Fahrten entlang der malerischen Mittelmeerküste in den Vordergrund, von denen sie im Zusammenhang mit

---

316 Es ist anzunehmen, dass Klages als Kommandant des Verbindungsstabes für das Département Bouches du Rhône aus verschiedensten Gründen regen Kontakt zu anderen Wehrmachtstellen innerhalb wie außerhalb des Départements zu halten hatte. Die Tatsache, dass die Dienstfahrten meist zu Städten entlang der Küste führten, stützt die Vermutung, dass dabei möglicherweise auch Organisation und Ausbau der Küstenverteidigung thematisiert wurden. Schließlich verfügten die Verbindungsstäbe u.a. auch über die Kompetenz, die Zivilbevölkerung ihres jeweiligen Verwaltungs-bereichs zum Pflichtarbeitsdienst für Küstenverteidigungsbauten einzusetzen. Dieser Arbeitseinsatz zählte nicht mehr zu den in der Haager Landkriegsordnung geregelten „Bedürfnissen des Besatzungsheeres“, sondern diente der Kriegführung selbst und war somit ein Verstoß gegen das Kriegsvölkerrecht, vgl. Lieb, Konventioneller Krieg, 196f.

Dienstfahrten fast immer und in begeistertem Ton schreibt. Auf Dienstreisen wurde also das Angenehme mit der Pflicht verbunden, weshalb in diesem besonderen Fall „Dienstzeit“ von „Freizeit“ auch kaum voneinander getrennt betrachtet werden können. Dass eine solche Dienstfahrt tatsächlich auch reinen Freizeitcharakter für Herta haben konnte, wird nicht zuletzt auch dadurch offensichtlich, dass sie mitunter sogar ihre eigentliche Freizeit „opferte“ um ihren Chef dienstlich begleiten zu können:

„Gestern Sonntag war ich wieder mit dem Chef auf Dienstfahrt, mußte den freien Nachmittag opfern, aber da tu ich ja ganz gerne mit. Waren in Lambese und Salon [sic]. Auf diese Art lerne ich die ganze Umgebung kennen.“<sup>317</sup>

Auch die folgende Schilderung einer Dienstfahrt vermittelt eher den Eindruck eines schönen Tagesausflugs, der mit Arbeit, so scheint es zumindest, überhaupt nichts zu tun hat:

„Für Eure Namenstagswünsche danke ich Euch recht recht herzlich, ich habe ihn sehr schön verlebt, war mit meinem Chef und Hptm. Ganter auf Dienstfahrt, sind den ganzen Tag unterwegs gewesen und hatten einen herrlich schönen Tag. Abends war ich von meinem Chef zu einem prima Nachtmal [sic] eingeladen.“<sup>318</sup>

Abgesehen von der Frage nach der jeweiligen Arbeitsbelastung, waren die „Dienstfahrten“ mit Oberstltn. Klages für Herta in erster Linie eine willkommene Abwechslung zum gewöhnlichen Dienstbetrieb und eine Gelegenheit, „etwas aus den Mauern von M[arseille] heraus“ zu kommen, was sie sich „auf keinen Fall entgehen lassen“ wollte, wie sie schreibt.<sup>319</sup> In einem Brief an ihren Bruder Franz von Anfang Dezember 1943, also nach nur knapp zweieinhalbmonatigem Aufenthalt in Südfrankreich, kann sie bereits stolz Bilanz ziehen:

„Ich bin eigentlich die kurze Zeit die ich hier bin in der Umgebung ziemlich viel herum gekommen. Einesteils auf Dienstfahrten und dann darf ich auch öfter mitkommen wenn es dienstlich nicht unbedingt erforderlich wäre. Ich bin Sekretärin direkt beim Kommandanten und der Chef ist prima, ~~also~~ ich habe bei ihm einen Stein im Brett, also geht es mir fabelhaft.“<sup>320</sup>

---

317 Herta an Zuhause, 22.11.43.

318 Herta an Zuhause, 3.12.43.

319 Herta an Zuhause, 15.10.43.

320 Herta an Franz, 7.12.43.

In dieser Briefstelle erfahren wir zum ersten Mal, dass Klages offenbar eine gewisse Sympathie für seine Sekretärin Herta hegte, was wohl auch der Grund dafür war, dass sie ihn selbst dann begleiten durfte, wenn es „dienstlich nicht unbedingt erforderlich“ war. Entscheidend ist jedenfalls, dass Herta regelmäßig, und oft genug aus bloßer Gefälligkeit, von Klages auf dessen Dienstfahrten mitgenommen wurde und somit den überwiegenden Großteil ihrer Reiseerlebnisse in Südfrankreich einzig ihm und seinem Wohlwollen zu verdanken hatte. Dass es durchaus keine Selbstverständlichkeit war, diese Gelegenheit geboten zu bekommen, darüber war sich Herta aber sehr wohl im Klaren:

„Gestern früh hieß es nachmittag [sic] wird hinausgefahren nach Arles, Tarascon usw. Das war natürlich sehr interessant. In Tarascon ist doch dieses berühmte alte Schloß und in Arles die Ausgrabungen eines alten römischen Theaters und eine gut erhaltene römische Arena in der jetzt noch Stierkämpfe stattfinden. Für mich ist das alles natürlich etwas Neues und ich muß froh sein, daß ich so einen netten Chef habe, der uns Gelegenheit schafft das alles zu sehen. Denn wieviele [sic] Deutsche sind hier in aller nächster Nähe und haben keine Gelegenheit das alles zu sehen.“<sup>321</sup>

Die Möglichkeit, die weitere Umgebung des eigentlichen Einsatzortes im buchstäblichen Sinne touristisch „erfahren“ zu können, stellte also ein Privileg dar, in dessen Genuss Herta kommen durfte und die allermeisten ihrer Kameradinnen nicht. Warum genau Herta an dieser Stelle den Plural verwendet („der *uns* Gelegenheit schafft das alles zu sehen“), erscheint aus dem Gesamtkontext ihrer Dienstreiseschilderungen widersprüchlich, zumindest wenn man annimmt, dass mit diesem „Wir“ nur die weibliche Kameradinnengemeinschaft gemeint sein soll. Denn nur ein einziges Mal wird dezidiert die Teilnahme einer anderen Stabshelferin erwähnt.<sup>322</sup> In einem späteren Schreiben wird sie diesbezüglich viel deutlicher, dort schreibt sie nämlich:

„[...] ich habe immer Gelegenheit wegzukommen, der Chef nimmt mich oft mit, was die anderen alle nicht haben.“<sup>323</sup>

---

321 Herta an Zuhause, 1.2.44.

322 Und zwar bei Hertas längster Dienstreise entlang der Riviera, an der außer ihr noch die Stabshelferin „Frl. Haagen“ teilnahm, siehe: Herta an Zuhause, 15.2.44.

323 Herta an Franz, 23.4.44.

Viel wichtiger aber als die Frage, wie exklusiv nun genau das Privileg des Mitfahrens- und Wegkommen-Dürfens war, ist die Tatsache, dass Herta ihrem Chef dafür zu Dank verpflichtet war. Damit ging eine nicht unerhebliche moralische Verpflichtung einher, worauf die Feststellung „ich *muß* froh sein [Hervorhebung H.O.], daß ich so einen netten Chef habe“ sehr deutlich verweist. Diese moralische Verpflichtung, die Herta Klages gegenüber verspürte, sollte sich als ein nicht unerheblicher Faktor im komplexen zwischenmenschlichen Beziehungsgefüge der beiden herausstellen, wie wir später noch sehen werden.

Die Dienstreisen waren dabei noch nicht einmal die einzige Gefälligkeit, die Klages seinem „Schützling“ Herta erwies: Kurz vor ihrer Heimreise zum Weihnachtsurlaub im Dezember 1943 versucht Klages sogar, sie ein Stück mit dem Flugzeug mitzunehmen – eine „schöne Weihnachtsüberraschung“ für Herta, die aber schließlich leider ins Wasser fällt.<sup>324</sup> Außerdem ermöglicht er ihr Reiten zu lernen und ist sogar beim Organisieren des Stiefelleders und des Stoffes für die Reithose behilflich.<sup>325</sup> Als sich Mitzi von ihrer Schwester Herta Schlingwolle wünscht, die diese aber nicht aufzutreiben imstande ist, macht Klages gar kurzerhand seine Befehlsgewalt geltend und schickt die beim Stab angestellte französische Dolmetscherin auf Einkaufstour.<sup>326</sup> Er ist auch noch so freundlich, Herta Schokolade aus Nizza und Italien mitzunehmen, damit sie diese samt Verarbeitungsanweisung nach Langenlois schicken und schließlich ihrem Bruder Franz an der Ostfront zugute kommen lassen kann.<sup>327</sup> Zwar stellt diese Hilfsbereitschaft Klages' gegenüber Herta bereits eines der drei Hauptkriterien dar, die Kameradschaft im idealtypischen Falle erfüllen sollte (neben Egalität und emotionaler Geborgenheit), doch sollte Herta das Verhältnis zu ihrem Chef erst zu einem späteren Zeitpunkt dezidiert mit dem Erfahrungsbegriff der „guten Kameradschaft“ benennen wie wir noch sehen werden.

---

324 Herta an Zuhause, 7.12.43, 13.12.43, sowie Herta an Franz, 14.12.43.

325 Herta an Zuhause, 19.2.44.

326 Herta an Zuhause, 11.3.44.

327 Herta an Zuhause, 12.4.44.

### 7.3.2 Konfliktlinien und Schuldigkeiten

Herta hatte zwar bei ihrem Chef in gewisser Weise wohl tatsächlich „einen Stein im Brett“, doch war das Dienstverhältnis der beiden keineswegs frei von Konflikten und Spannungen. Unstimmigkeiten konnten sich im gemeinsamen Arbeitsalltag an Kleinigkeiten entzünden und ganz harmloser Natur sein, etwa wenn Herta beim Abfassen eines Privatbriefes während der Dienstzeit ertappt wurde und diesen dann mit den Worten „Recht viele Bussi, der Chef schimpft schon!!!“ schließen musste.<sup>328</sup> Als Herta wegen aufwändiger Umbauarbeiten im Hôtel Bordeaux kurzzeitig ihr eigens Büro verlassen und mit Klages im selben Zimmer arbeiten muss, treten zum ersten Mal deutliche Spannungen zutage:

„Endlich ist der Alte einmal weg und ich kann in Ruhe meine Dienstzeit zu einem Brieflein an Euch verwenden. [...] Mein Leben ist seit einigen Tagen furchtbar, ich sitze mit meinem Chef in einem Zimmer und Du kannst Dir denken, daß es ein Fest ist wenn er einmal eine Stunde weggeht und ich Herr meiner Zeit bin. Man kann nie machen was man will, ist immer beobachtet, wenn man ein Stenogramm nicht sofort lesen kann, alles kommt ans Tageslicht was sonst in den vier Wänden des Vorzimmers bleibt. Ich hatte mich schon so schön an mein Einzelzimmer gewöhnt. Na hoffentlich dauert es nicht mehr allzu lange. Jedesmal [sic] wenn hoher Besuch kommt, muß ich das Feld räumen und kann währenddessen eine halbe Stunde vor der Türe warten. Die Arbeit bleibt liegen und ich kann sie in Überstunden nachmachen. Dafür werde ich es aber dann um so schöner haben. [...]“<sup>329</sup>

Die besondere Bedeutung des eigenen Bürozzimmers, auf die oben bereits eingegangen wurde, wird hier durch das zeitweilige Fehlen des Büros noch einmal sehr deutlich. Die Situation, mit dem Chef gemeinsam im selben Zimmer arbeiten zu müssen, war zwar gewissermaßen ein Luxusproblem Hertas angesichts dessen, das diese Arbeitsbedingung für ihre übrigen Kameradinnen keine Ausnahme, sondern die ständige Normalität darstellte. In Hertas besonderem Fall jedoch war sie der Anlass dazu, zum ersten Mal in deutlich negativem Ton über Oberstltn. Klages und das Arbeitsklima mit ihm zu schreiben. Plötzlich kann sie nicht mehr machen, was sie will (in begrenztem Maß natürlich), und ist „immer beobachtet“ weil ihr Klages, der hier zum

---

328 Herta an Zuhause, 10.12.43.

329 Herta an Zuhause, 31.10.43.

ersten Mal abfällig einfach nur „der Alte“ genannt wird, ständig im Nacken sitzt – eine ebenso ungewohnte wie unangenehme Situation für Herta, die sich schließlich nur dadurch darüber hinwegtrösten kann, dass sie es nach dem Umbau dafür „umso schöner“ haben wird.

Darauf, dass Herta von Klages anlässlich der verschiedenen Feierlichkeiten wie Kasino- oder Kameradschaftsabenden mitunter regelrecht zur Geselligkeit genötigt und „mit Wein traktiert“<sup>330</sup> wurde, was sie ihm nur mühsam und mit wechselndem Erfolg abgewöhnen konnte, wurde weiter oben bereits eingegangen (siehe Kapitel „Kameradschaftsabende – Saufgelage“). Bemerkenswerterweise ließ sich Klages selbst dann nicht davon abbringen, als sich Herta nach 6-tägiger strenger Bettruhe gerade erst von einer „anständigen Angina“ erholt hatte:

„[...] Donnerstag ging es schließlich nicht mehr anders ich mußte mich niederlegen, bekam gleich anständig Fieber und Halsweh und der Arzt konstatierte starke Mandelentzündung. Schlimm war es nur die ersten zwei Tage und Nächte [...] Eine Unvernünftigkeit sondergleichen ist, daß man mich zwingt heute bei der Neueinweihung des Kasinos dabei zu sein. Wir bekamen ein vergrößertes Kasino und natürlich muß da wieder ein Festessen steigen und man will nicht einsehen, daß ich dazu noch wenig Lust habe, außerdem wird mir übel wenn ich an Essen – fettes Essen im Besonderen – denke. Der Magen ist eben noch immer nicht auf der Höhe. Und all meine Vorstellungen haben nichts genutzt, will ich mir die Fahrt nach Nizza nicht verscherzen, muß ich mitmachen.“<sup>331</sup>

Warum genau die Teilnahme Hertas und der übrigen Stabshelferinnen an den diversen Feiern für Klages so wichtig war, lässt sich aus Hertas Briefen nicht erschließen, weshalb darüber letztlich nur gemutmaßt werden kann. Es erscheint zumindest plausibel, dass Klages daran gelegen sein könnte, die sonst rein männlichen Veranstaltungen durch die Anwesenheit der Frauen aufzulockern und vielleicht auf diese Weise auch die allgemeine Kameradschaft in seinem Stab zu fördern. Es sollte aber nicht die Möglichkeit außer Acht gelassen werden, dass es ihm schlicht (auch) darum ging, seine Machtposition gegenüber den ihm untergebenen Frauen auszuspielen. Denn dass er mit dieser Macht kokettierte, wird ihm zumindest in den

---

330 Herta an Zuhause, 2.11.43.

331 Herta an Zuhause, 7.2.44.

Kameradschaftszeitungen angedichtet, in denen er u.a. nicht nur als „Mädchenfänger“,<sup>332</sup> sondern auch als „Großwesir“, der „auf einer Pelztier-Matte [thront]“<sup>333</sup>, bezeichnet wird. Gerade letzteres ist eine Formulierung, die wohl nicht ganz zufällig die Assoziation eines arabischen Herrschers aufkommen lässt, der sich einen ganzen Harem von Frauen hält. Dazu passt auch das von Herta erwähnte Detail, dass er sich sein Büro ausgerechnet mit „verführerische[n] Frauengestalten in Öl, die aus dem hiesigen kunst-hist. Museum entliehen [sic!] sind“,<sup>334</sup> ausstaffierte: Diese spezielle Bilderwahl könnte dahingehend interpretiert werden, dass Klages so seine Macht über Frauen quasi auch auf symbolischer Ebene in seinem Arbeits- und Repräsentationsraum zum Ausdruck bringen wollte.

Was auch immer seine Motive gewesen sein mochten, jedenfalls war ihm das Mitfeiern Hertas offenbar derart wichtig, dass er nicht einmal dann Rücksicht auf ihren Unwillen nahm, als sie nach einer starken Mandelentzündung noch immer nicht ganz auf den Beinen war. Bedeutsam ist die Briefstelle vom 7. Februar 1944 vor allem deshalb, weil hier im letzten Satz wieder die moralische Verpflichtung Hertas ihrem Chef gegenüber zu Tage tritt, von der bereits im Zusammenhang mit Dienstreisen die Rede war: Herta muss, obwohl ihr Magen „noch immer nicht auf der Höhe“ ist, wieder einmal gute Miene zum bösen Spiel machen und kommt der Einladung schließlich doch nach, und zwar weil sie befürchtet, sich andernfalls eine Fahrt nach Nizza zu „verscherzen“. Zwar wissen wir nicht, wie berechtigt diese Befürchtung war, das heißt, wie direkt Klages die Nizzafahrt Herta gegenüber tatsächlich als Druckmittel ins Feld führte. Doch zeigt dieses Beispiel nichts desto trotz recht deutlich, wie stark der Zwangscharakter dieser „Einladungen“ zur kameradschaftlichen Geselligkeit vonseiten Klages' war, wie dieser seine Befehlsgewalt also de facto auf die Freizeitgestaltung seiner Stabshelferinnen ausweitete, und somit letztendlich, wie bevormundend und paternalistisch eigentlich seine Autorität als „Vater“ der Einheit über seine Helferinnen, und insbesondere über Herta, sein konnte. Wie weit diese Bevormundung Hertas durch ihren Chef mitunter tatsächlich ging, wird auch aus den folgenden beiden Briefstellen sehr gut ersichtlich:

---

332 Gedichtband 1, 2: „In St. Pölten war es, / wo sich Herr Doktor Klages / betätigte als Menschenkenner / und als Mädchenfänger, / wo er mit geübten Blick/ jede falsche Tünche wies zurück.“

333 Gedichtband 2,1: „Als Erster wär zu nennen hier / im zweiten Stock der Großvesir [sic]. / Er thront auf einer Pelztier-Matte / vor ihm liegt oft die leere Platte“

334 Herta an Zuhause, 15.10.43.

„Aber seit kurzem hat mein Chef die fixe Idee mit [sic] französisch beizubringen, gibt mir alle Tage ein G'setzl auf und da heißt's fleißig stucken, merken tu ich mirs ja sowieso nicht. Für morgen kann ich auch schon wieder nichts aber diese Sprache ist ja auch zu blöd und dazu mein anerkanntes Sprachgenie.“<sup>335</sup>

„Wegen des Rauchens braucht Ihr Euch keine Sorge zu machen. Ich habe zwar als ich vom Urlaub zurück kam als nachträgliches Weihnachtsgeschenk 30 Stück bekommen, die wurden aber gleich beschlagnahmt und bekomme [sic] mit Müh und Not wenn ich brav bin jeden Tag 2 Stück.“<sup>336</sup>

Das deutlich patriarchal-paternalistische Element, das durch diese Art der Bevormundung zu Tage tritt, kann gewissermaßen als die Kehrseite der Vatermetapher betrachtet werden. Abseits der Idealvorstellung väterlicher Fürsorglichkeit konnte diese Kehrseite im Verhältnis zwischen Kommandant und seinen Untergebenen, in diesem Fall seiner Sekretärin, zur Entfaltung kommen. Tatsächlich hat man angesichts dieser Textstellen fast den Eindruck, es handle sich bei Klages um einen zwar wohlmeinenden, aber strengen „Vater“, der die Französisch-Hausaufgaben seiner Tochter kontrolliert und sie gleichsam „mit Zuckerbrot und Peitsche“ zu erziehen trachtet – eine Situation wohlgemerkt, die von letzterer zwar einigermaßen mürrisch kommentiert, scheinbar aber schließlich doch irgendwie als gegeben hingenommen wird.

Womit sich Herta hingegen auf gar keinen Fall abfinden wollte, war Klages' ablehnende Haltung zu ihrem Ansinnen, vorzeitig von ihrem Militärdienst freigestellt zu werden. Schon relativ bald nach Beginn ihres Einsatzes in Frankreich hatte Herta in ihren Briefen wiederholt ihre Überzeugung artikuliert, ihr Kriegseinsatz sei im Grunde entbehrlich, da ihre Arbeitskraft zuhause im heimatlichen Weinbetrieb eigentlich viel dringender gebraucht würde – zumal dort die Mutter spätestens nach Mitzis Heirat und anschließendem Auszug aus dem Elternhaus völlig auf sich allein gestellt sein würde.<sup>337</sup> Oberstltn. Klages war da allerdings ganz anderer Ansicht, und nach Hertas Rückkehr

---

335 Herta an Zuhause, 14.11.43.

336 Herta an Zuhause, 18.1.44.

337 Vgl. z.B. Herta an Franz, 28.11.43: „Die Arbeit ist nicht so tragisch. Es gibt zwar immer zu tun aber oft denke ich mir, das beste wäre das ganze Papier zu verbrennen es ist doch sowieso alles Mist, zuhause würden sich [sic] mich viel dringender brauchen.“

von ihrem Weihnachtsheimaturlaub im Januar 1944 beginnt sich eine handfeste Eskalation in dieser Streitfrage zwischen den beiden abzuzeichnen:

„Im Urlaub sind wir uns übereingekommen, daß Mutter ein Gsuch [sic] macht um mich freizubekommen. Wenn Karli [Mitzis Verlobter, Anm.] von der Wehrmacht entlassen ist und ein Geschäft anfängt, muß er doch heiraten und ich muß auf alle Fälle nach Hause, das ist doch ein ganz klarer Fall. Meiner Ansicht muß das Gesuch klappen. Leider Gottes ist mein Chef ganz anderer Ansicht und er behauptet fest und steif es besteht keine Möglichkeit von der Wehrmacht wegzukommen. Ich bin deswegen arg mit ihm zusammengekracht und habe mir anscheinend sein wohlwollen [sic] verscherzt. Jedenfalls macht er mir das Arbeiten sehr schwierig und das empfindet man nach einem schön verbrachten Urlaub doppelt schwer.“<sup>338</sup>

Zu diesem Zeitpunkt also hielt Klages die Erfolgsaussichten eines Freistellungsgesuchs Hertas noch für völlig ausgeschlossen. Zeitweilig waren die Fronten zwischen den beiden in dieser Frage offenbar derart verhärtet, dass Herta anlässlich personellen Umstrukturierungen des Verbindungsstabes sogar Anstrengungen unternahm, von Klages weg versetzt zu werden:

„Vorläufig bin ich noch beim Oberstltn, habe aber die Hoffnung in eine andere Abteilung versetzt zu werden, noch nicht aufgegeben. Betreffs des Gesuches um eine Auskunft zu fragen od um einen Rat zu bitten hat gar keinen Wert, da er mir ständig das Wort abschneidet und nach seiner Ansicht ein Wegkommen ganz ausgeschlossen ist. Habt Ihr schon etwas unternommen? Denn je länger man wartet, desto schwieriger wird es sein.“<sup>339</sup>

In der Folge versuchten sowohl Herta bei ihrem Vorgesetzten, als auch ihre Mutter beim Arbeitsamt in Krems alle möglichen Hebel in Bewegung zu setzen, um das Freistellungsgesuch doch noch durchzubringen. Sogar Mitzis Verlobter Karl Notz wurde gebeten, bei den zuständigen Wehrmachtstellen in Wien vorzusprechen, da sich Herta erhoffte, er würde dort als Kriegsversehrter mit Aussicht auf baldige Entlassung eher Gehör finden.<sup>340</sup> Allerdings blieben alle diese Anstrengungen vorerst ohne Erfolg. Auch Hertas kurzzeitig aufgeflackerte Hoffnung, zumindest in eine andere Abteilung versetzt zu werden, erfüllte sich schließlich nicht, sodass sie am 18. Januar 1944 schreibt:

---

338 Herta an Franz, 5.1.44.

339 Herta an Zuhause, 9.1.44.

340 Herta an Zuhause, 4.1.44.

„Sitzten tu ich noch immer im Vorzimmer des Oberstltn. und der Sturm hat sich auch wieder gelegt. Da ich aber ein freches Aas bin und auch dem Chef gegenüber alles so sage wie ich mir's denke, ist meine Stellung hier ständig erschüttert. Heute hat's wieder so einen Tango gesetzt und einmal fliege ich sicher. Leider findet der gute Mann keinen passenden Ersatz.“<sup>341</sup>

Hier scheint sich Herta mit den Spannungen, die sich im Arbeitsalltag mit Klages infolge der Streitfrage um das Freistellungsgesuch ergeben hatten, schon fast abgefunden zu haben. Sie geht der Konfrontation aber auch nicht aus dem Weg, sondern schürt diese vielmehr noch zusätzlich, indem sie sich selbstbewusst ihrem Chef gegenüberstellt und sich kein Blatt vor den Mund nimmt. Sie scheint es sogar fast schon darauf anzulegen, dass Klages ihrer letztendlich vollends überdrüssig werden, und sie dann als ultima ratio durch Rausschmiss zumindest eine Versetzung erreichen könnte („einmal fliege ich sicher“).

„Leider“ aber „findet der gute Mann keinen passenden Ersatz“. In diesem betont süffisanten Zusatz steckt, neben einem Körnchen selbstgefälligen Mitleids, wohl vor allem auch ein gutes Stück Selbstbewusstsein, das Herta nun ihrem Vorgesetzten gegenüber an den Tag legt. Denn der fand wahrscheinlich auch deshalb keinen passenden Ersatz, weil im Zuge der personellen Umstrukturierung zum Jahreswechsel eine Menge Personal im Stab weggekommen ausgetauscht worden war, sodass sich „das Arbeiten mit den ungeschulten Kräften sehr schwierig“ gestaltete, wie Herta ihrem Bruder schreibt.<sup>342</sup> Sie selbst hingegen war schon längst eingearbeitet und hatte sich durch ihre bisherige Arbeitsleistung offenbar schon ein gewisses Maß an Anerkennung und somit symbolisches Kapital im sozialen Mikrokosmos des Verbindungsstabes erarbeitet – eine Position, die sie ihrem Chef gegenüber nun offen und selbstbewusst zu behaupten bereit war. Das galt selbst dann, wenn sie dadurch in Kauf nehmen musste, „daß es mit dem Alten 3 Tage schon wieder nicht zum aushalten ist“, wie sie drei Tage später schrieb.<sup>343</sup>

Angesichts eines solchen Selbstbewusstseins erscheint es fast widersprüchlich, dass Herta in genau demselben Brief vom 18. Januar 1944 auch festhielt, dass sie ihre vom Chef beschlagnahmten Zigaretten nur dann „mit Müh und Not“ erbetteln könne, wenn

---

341 Herta an Zuhause, 18.1.44.

342 Herta an Franz, 5.1.44.

343 Herta an Zuhause, 22.1.44.

sie „brav“ sei. Letztendlich aber wird durch die Kontextualisierung der beiden Briefstellen nur offensichtlich, wie vielschichtig und komplex das zwischenmenschliche Verhältnis der beiden war und dass dieses mitunter gar ein regelrechtes kleines Machtpoker gewesen sein muss.

Bemerkenswerterweise scheint sich Hertas Sturheit in Bezug auf ihr Freistellungsgesuch letztendlich doch ausgezahlt zu haben. Zumindest ist in einem Brief vom 24. Januar 1944 plötzlich unvermittelt die Rede davon, dass Oberstlttn. Klages schließlich doch einen seiner Bekannten bei der Wehrkreisverwaltung Wien brieflich um Auskunft befragt hätte, ob Aussicht auf Freistellung bestünde. Interessanterweise jedoch geht Herta überhaupt nicht darauf ein, was nun genau diesen plötzlichen Meinungswandel Klages' ausgelöst haben könnte. Jedenfalls kann sie zwei Wochen später verkünden:

„Mein Gesuch rennt auch glücklich! Nun bin ich froh, daß endlich Aussicht aufs nach Hausekommen [sic] besteht. Und Ihr glaubt sicher daß es gelingt? Ich spreche mit meinem Chef ziemlich oft darüber, der versucht immer mir die Hoffnung auszureden. Wie ich Euch schon geschrieben habe, hat auch er sich in Wien bei einem Bekannten, der dafür zuständig ist, Auskunft über meinen Fall geholt. Nun endlich ist auch von dort Antwort eingetroffen. Ich werde den Brief [...] zu lesen bekommen, aber angeblich gibt der gar keine Hoffnung. Ich bin deshalb, als ich Deinen Brief bekam, gleich frohlockend mit dem Argument gekommen, daß sich nun der Kreisleiter persönlich hinter das Gesuch stellen wird. Eindruck hat auch das nicht viel gemacht, da nach Meinung des Chefs das alleinige Sache der Wehrmacht und des Arbeitsamtes ist.“<sup>344</sup>

Wie gesagt, erfahren wir in Hertas Briefen leider nicht, warum es sich Klages plötzlich, zögerlich aber doch, anders überlegt und zumindest schriftlich um Auskunft in ihrem Fall gebeten hatte. Jedenfalls aber stellte sich ihre Euphorie wieder einmal als verfrüht heraus, denn letztendlich wurde es mit ihrer Freistellung – vorerst – wieder nichts.

Nach Hertas dreitägiger Dienstreise an der Riviera Mitte Februar ergab sich für sie aber zumindest eine Gelegenheit, Oberstlttn. Klages für ihr Freistellungsgesuch gnädig zu stimmen, worüber die sie ihrer Mutter und ihrer Schwester schreibt:

---

344 Herta an Zuhause, 7.2.44.

„Ihr wißt, daß die Wiener Frauen und Kinder evakuiert werden sollen. Der Oberstleutnant hat seine Familie in Wien und hat mich angesprochen ob es möglich wäre in Langenlois für sie Quartier zu bekommen. Es handelt sich bloß um seine Frau [Eva Klages, Anm.] und einen Sohn von ca 9 Jahren [...]. Ich konnte nun natürlich keine Auskunft geben, habe aber versprochen mich an Euch zu wenden. Vielleicht wäre es möglich mit ein bisschen guten Willen etwas aufzutreiben. Ein Zimmer und eine Küche würden vielleicht genügen und es ist am besten Ihr setzt Euch mit der Frau direkt in Verbindung. [...]

Bitte kümmert Euch darum, es wäre mir sehr recht, wenn ich dem Chef diesen Gefallen erweisen könnte. [...] Also ja Mizzi [sic] bitte, bin neugierig ob Du tüchtig bist.“<sup>345</sup>

Angesichts der Bedrohung von Klages' Familie an der immer gefährlicher werdenden Wiener Heimatfront beweist Herta, indem sie verspricht, sich zumindest nach der Möglichkeit einer Unterkunft im sichereren Langenlois zu erkundigen, vordergründig volksgemeinschaftliche Solidarität. Freilich aber handelt sie nicht ganz ohne Eigennutz, denn schließlich wäre es ihr ja „sehr recht“, wenn sie ihrem Chef diesen Gefallen erweisen könnte – aller Wahrscheinlichkeit nach auch deshalb, weil sie dabei ihr Freistellungsgesuch im Hinterkopf hatte und hoffte, durch ihre Hilfeleistung Klages gnädiger stimmen zu können. Denn hätte Klages die Sicherheit seiner Familie Hertas Vermittlung zu verdanken, würde er in ihrer Schuld stehen, und zwar in noch größerem Maße als Herta wiederum in dessen Schuld stand, der ihr doch all ihre Reiseerlebnisse ermöglicht und auch sonst geholfen hatte, oft genug aus reiner Gefälligkeit. Bezeichnenderweise ist es auch derselbe Brief, in dem Herta davon schreibt, dass ihr Klages beim Organisieren von Leder für ihre Reitstiefel und Stoff für die Hose behilflich ist.

Zwar bekamen Eva Klages und ihr Sohn schließlich doch kein Quartier in Langenlois, wie auch aus Klages späteren Briefen an Herta herauszulesen ist. Doch ändert das nichts an der prinzipiellen und sofortigen Hilfsbereitschaft Hertas, die mit großem Nachdruck ihre Schwester Mitzi um Unterstützung in der Sache bittet. Letztendlich wird aus diesem Fall sehr schön ersichtlich, dass kameradschaftliche Hilfeleistung eben nicht immer nur oder primär dem hehren moralischen Ideal der Selbstlosigkeit geschuldet war. Vielmehr bedeutete Kameradschaft in der Praxis oft genug lediglich ein

---

345 Herta an Zuhause, 19.2.44.

„Geschäft auf Gegenseitigkeit“<sup>346</sup>, also ein auf Reziprozität ausgerichtetes Geben und Nehmen, das letztendlich einer rein pragmatisch-utilitaristischen Moral des *quid pro quo* folgte.

### 7.3.3 Klages wird Kamerad

Das Frühjahr 1944 brachte einschneidende Veränderungen für den Marseiller Verbindungsstab 497 mit sich. Alle Hauptverbindungsstäbe und Verbindungsstäbe des im November 1942 neu besetzten „Heeresgebiets Südfrankreich“ wurden faktisch zu „Feldkommandanturen“, also ihren Pendanten im restlichen Frankreich, umgegliedert. Gleichzeitig wurden sie aufgewertet: Kommandant eines Hauptverbindungsstabes war fortan nicht mehr vorrangig ein Oberst, sondern ein Generalleutnant, Kommandant eines Verbindungsstabes nicht mehr ein Major, sondern ein Oberst oder Generalmajor.<sup>347</sup>

Neuer Kommandant der nun so benannten „Feldkommandantur 497“ wurde im April 1944 Generalmajor Claus Boie.<sup>348</sup> Herta schreibt über diesen Führungswechsel Folgendes:

„Bei uns haben sich auch inzwischen recht unerfreuliche Veränderungen ergeben. Der Chef ist jetzt ein General [sic], der Oberstltm. ist zwar noch hier auf der Dienststelle, wird aber voraussichtlich bald wegkommen. Damit ist unser schönes Leben natürlich vorbei. Nizzafahrten und Reiten und die sonstäglichen Ausflüge haben aufgehört. Unser Leben ist jetzt nichts mehr als Dienst Dienst und wieder Dienst. Hätten wir es bis jetzt nicht so schön gehabt, und wären wir nicht richtig verwöhnt worden, dann würden wir es nicht anders kennen, aber so müssen wir uns gründlich umstellen. Am meisten wirkt sich das klarerweise bei mir im Vorzimmer aus.

Kommt der Chef auf eine Dienststelle wo er wieder eine Stabsshelferin braucht, wird er versuchen mich anzufordern. Vielleicht klappts. Du glaubst nicht wie alle vom Stabe an ihm hängen, jeder bittet ihn er möchte sie ihn mitnehmen. Er hat uns jedenfalls die Möglichkeit

---

346 Kühne, Kameradschaft, 122.

347 Peter Lieb, Konventioneller Krieg oder NS-Weltanschauungskrieg? Kriegführung und Partisanenbekämpfung in Frankreich 1943/44 (München 2007), 56. Im Sommer 1944 wurde dann die Bezeichnung „Hauptverbindungsstab“ bzw. „Verbindungsstab“ häufig fallen gelassen und nur mehr „Oberfeldkommandantur“ (OFK), bzw. „Feldkommandantur“ (FK) verwendet, wobei die Verbindungsstäbe an der Mittelmeerküste bereits ab Januar 1944 offiziell die neuen Bezeichnungen erhielten, vgl. ebd. Auch Herta selbst erwähnt diese Umbenennung bereits im Februar: „Auch ist unser ganzer Haufen umgetauft worden [...]“, siehe Herta an Franz, 24.2.44.

348 Ebd. 58.

gegeben aus der Stadt hinauszukommen und das ganze Departement kennen zu lernen. Wenn ich heute nach Hause komme, kann ich sagen ich habe wirklich etwas gesehn [sic], nicht wie die St.H. in anderen Dienststellen, die oft jahrelang im Ausland eingesetzt sind, aber von ihrem Bürosessel nicht herunterkommen. Mir macht klarerweise der Einsatz jetzt nur mehr wenig Spass und ich hoffe, daß man endlich bei dem Gesuch etwas weitermacht.“<sup>349</sup>

Die Ablösung ihres Chefs erfährt Herta also von Beginn an als äußerst „unerfreulich“: Das „schöne Leben“ mit Nizzafahrten, Reiten und sonntäglichen Ausflügen, das sie bisher unter Klages genießen konnte, ist vorbei und besteht jetzt nur noch aus „Dienst Dienst und wieder Dienst“. Voll Bedauern stellt sie fest, dass ihr die Umstellung auf den neuen Chef umso schwerer fällt, nachdem sie und die übrigen Stabsangehörigen bisher von Klages „richtig verwöhnt“ wurden. Jetzt, da Klages nicht mehr Kommandant ist, scheint sie sich erst so richtig darüber bewusst zu werden, welche eine Vorzugsbehandlung im Vergleich zu anderen Stabsshelferinnen, die jahrelang „von ihrem Bürosessel nicht herunterkommen“, sie ihm zu verdanken hatte. Außerdem erfahren wir hier wieder einmal, dass Klages nicht nur bei Herta, sondern bei allen Stabsangehörigen beliebt war, schließlich möchte jede/r mit ihm mitversetzt werden. Herta dürfte diesbezüglich eine Zusage von Klages erhalten haben, das wenigstens zu versuchen („[...] wird er versuchen mich anzufordern“). Zwar wollte sie noch im Januar von ihm wegversetzt werden, doch scheinen die früheren Unstimmigkeiten vergessen, oder zumindest unbedeutend geworden zu sein angesichts des neuen Chefs, einem Generalmajor namens Boie, der jetzt ein ganz anderes, strengeres Regiment führt als sein Vorgänger und im Vergleich zu diesem „ziemlich kurz angebunden“<sup>350</sup> ist. So beklagt sich Herta in ihren folgenden Briefen, sowohl an ihren Bruder als auch an ihre Mutter und ihre Schwester zuhause, teilweise recht ausführlich, vorerst aber noch relativ gemäßigt über ihren neuen Vorgesetzten, wie zum Beispiel hier:

„In meinem Dienst hat sich jetzt beim neuen Chef nicht viel geändert nur insofern, als er scheinbar die Angewohnheit hat sich nicht an Dienststunden zu halten. Morgens kommt er ziemlich spät, und mittags und abends bleibt er endlos, ich kann natürlich heraußen ausharren, und ich werde in dieser Zeit meine Privatkorrespondenz erledigen.“<sup>351</sup>

---

349 Herta an Franz, 3.4.44.

350 Herta an Zuhause, 1.4.44.

351 Herta an Zuhause, 5.4.44.

„Mit meinem neuen Chef geht es auch soweit ganz gut, gefressen hat er mich bis jetzt noch nicht, nichteinmal [sic] noch angeschrieen [sic] und das will was heißen. Die Arbeitsbedingungen sind durch seine Arbeitseinteilung furchtbar erschwert, darunter leide nicht nur ich, sondern der ganze Stab; nun wir haben noch eine kleine Hoffnung, daß er sich ein anderes Tempo angewöhnt, sonst sehe ich schwarz. Bei mir im Vorzimmer stauen sich die Leute ständig, daß das nicht gerade das Angenehmste ist, könnt Ihr Euch vorstellen.“<sup>352</sup>

Die Umstellung auf den neuen Kommandanten wirkt sich demnach am meisten in Hertas Vorzimmer aus, wie sie schon früher angemerkt hat,<sup>353</sup> doch betont sie nun, dass unterm Strich der gesamte Stab unter seiner rigiden Arbeitseinteilung leidet. Außerdem ist in ihrer Perspektive der gewohnte Arbeitsrhythmus empfindlich gestört, weil sich Boie offenbar nicht an den festgelegten Dienstplan halten will und dadurch alle anderen, insbesondere aber Herta selbst, gezwungen sind, sich nach seinem willkürlichen Dienstantritt auszurichten. Herta hat deswegen „kaum mehr eine Mittagspause“, worüber sie sich in einem späteren Brief heftig beschwert.<sup>354</sup>

Dass Boie sie „noch nicht einmal angeschrien“ habe, wie sie sichtlich überrascht anmerkt, bedeutete noch lange nicht, dass er mit ihr und ihrer Arbeitsweise vollends zufrieden gewesen wäre, wie sie spätestens eine Woche später verbittert feststellen muss:

„Über mich hat er sich auch schon beklagt, weil ich mir einmal geleistet habe in der Dienstzeit einen Privatbrief zu schreiben. Nun ich habe es bis jetzt so gehalten und das machen alle, wenn ich mit meiner Arbeit fertig war, manchen Tag fällt eben weniger an, so habe ich diese Zeit für mich genützt. Es ist doch klar, soll ich vielleicht in die Luft sehen? Das komische ist nur, daß er zu mir persönlich noch nie etwas gesagt hat, da muß Hptm. Ganter herhalten und den Anpfiff einstecken.“<sup>355</sup>

Zu allem Übel kommt hier noch erschwerend hinzu, dass Generalmajor Boie seiner Sekretärin nicht einmal persönlich ins Gesicht sagen kann, was ihm an ihr nicht passt, und sich stattdessen bei seinem Ersten Adjutanten, Hauptmann Ganter, über sie beschwert. Für Herta muss das eine ebenso unangenehme wie ungewohnte Situation

---

352 Herta an Zuhause, 12.4.44.

353 Herta an Franz, 3.4.44.

354 Herta an Zuhause, 28.4.44.

355 Herta an Zuhause, 20.4.44.

gewesen sein: Zwar war auch das Arbeitsklima mit Klages beileibe nicht friktionsfrei gewesen, ja es war mitunter sogar zu lautstarken Auseinandersetzungen gekommen, doch wurden damals allfällige Konflikte wenigstens offen zur Sprache gebracht und Herta konnte daher immerhin genau wissen, woran sie bei ihrem Chef war.

Das höchst eigentümliche Vorgehen Boies, sie hinter ihrem Rücken regelrecht zu „verpetzen“, lässt darauf schließen, dass er im Umgang mit weiblichen Hilfskräften offenbar keinerlei Erfahrung hatte, oder zumindest weit weniger als sein Vorgänger. Infolgedessen waren ihm auch die Verhaltensweisen geschlechterübergreifender Kameradschaft, wie sie bisher im sozialen Gefüge seines Stabes eingeübt und etabliert worden waren, vollkommen unbekannt. Jedenfalls musste das Herta zu ihrem Leidwesen sehr bald erkennen, im selben Brief vom 20. April 1944 weiß sie darüber zu berichten:

„Den Offiz. und Beamten hat er erklärt er sehe es nicht gerne, wenn sie uns St.H. ausgehen [sic] oder im Auto mitnehmen. Wir haben uns natürlich furchtbar geärgert als wir das hörten, was kann er für ein Interesse haben das gute kameradschaftliche Einvernehmen, das bis jetzt geherrscht hat, auf diese Art zu drosseln. Nun gestern nachmittag [sic] war der Gen. weg und ich habe blau gemacht und bin doch wieder mit dem Obstlt. nach La Ciotat gefahren. Am Rückweg habe ich mich selbst ans Steuer gesetzt und einmal probiert. Trotz der kurvenreichen Bergstrasse ist es ganz gut gegangen und ich habe mich gar nicht so dumm gestellt und riesigen Spass hat es mir gemacht.“<sup>356</sup>

Das entscheidende Moment an dieser Briefstelle ist, dass Herta den bisherigen Umgang zwischen Offizieren und Stabshelferinnen hier erstmals dezidiert als „gutes kameradschaftliches Einvernehmen“ bezeichnet – also als eine Form echter und gelungener zwischengeschlechtlicher Kameradschaft, die insbesondere auch das Verhältnis zwischen ihr und Klages mit einschließt. Folglich sind sie und die übrigen Stabshelferinnen auch mehr als empört, als sie erfahren müssen, dass Boie nun das Gefüge dieser Kameradschaft empfindlich stört, nachdem es über ein halbes Jahr lang gebraucht hat um sich einzuspielen und sich als gelebte soziale Praxis zu etablieren. Die Empörung wird umso nachvollziehbarer, wenn man bedenkt, dass Boies Verbot des gemeinsamen Ausgehens von Offizieren und Helferinnen implizit auch den Verdacht

---

356 Herta an Zuhause, 20.4.44.

der „Offiziersmatratze“<sup>357</sup> in dessen Erwartungshorizont erkennen lässt – ein unausgesprochener, aber latent mitschwingender Vorwurf, dem sich die Stabshelferinnen selbstredend höchst ungern ausgesetzt sahen.

Die Briefstelle ist aber nicht nur deshalb von besonderer Relevanz, weil darin die Kameradschaft von Herta und Klages erstmals direkt als solche benannt wird, sondern in fast noch größerem Maße auch, weil beschrieben wird, wie ebendiese Kameradschaft in einer ganz konkreten Situation praktiziert und aktualisiert wird: Herta setzt sich ganz bewusst über die Anweisungen ihres neuen Chefs hinweg und nutzt dessen Abwesenheit um „blau zu machen“, wobei sich Klages spontan mit ihr solidarisiert, indem er mit ihr einen Ausflug nach La Ciotat unternimmt – und sich somit seinerseits ebenfalls gegen Boies Willen stellt.<sup>358</sup> Indem er also im gemeinsamen Aufbegehren gegen den neuen Chef mit Herta „blau macht“, stellt er sich mit ihr nicht nur symbolisch, sondern ganz real auf eine Stufe. Nachdem er als Offizier rangmäßig zwar noch über Herta steht, aber wohlgemerkt nicht mehr ihr Vorgesetzter ist, kommt es hier zumindest zu einer deutlichen Annäherung an kameradschaftliche Egalität, in deren Rahmen sich nach Kühne eine Gemeinschaft von Gleichrangigen „unten“ gegen ein „oben“ solidarisiert.<sup>359</sup> In diesem konkreten Falle wird dieses „oben“ durch den neuen Kommandanten Generalmajor Claus Boie verkörpert, unter dessen allzu rigider und bornierter Führung alle, Offiziere wie Stabshelferinnen, in (nahezu) gleicher Weise zu leiden hatten.

Es verwundert angesichts all dessen kaum, dass Herta ihren alten Chef Oberstlttn. Klages und seinen vergleichsweise legeren Führungsstil vermisste. Bereits Mitte April 1944, als Klages ohnehin noch beim Stab anwesend war um seinen Nachfolger Boie einzuführen, hatte sie ihrem Bruder Franz geschrieben:

„Um meinen alten Chef ist mir furchtbar leid, ich wurde regelrecht verwöhnt, war ja auch sein Töchterchen. Er ist noch beim Stabe, momentan allerdings für eine Zeit lang in Nizza,

---

357 Vgl. Maubach, Selbstermächtigung, 292, sowie dies., Stellung, 229.

358 Zwei Tage später, am 21. April 1944, wiederholte sich dieser gemeinsame Ungehorsam und die beiden unternahmen einen weiteren Ausflug, diesmal nach Arles, siehe: Herta an Franz, 23.4.44.

359 Kühne, Gruppenkohäsion, 538.

zu anderen Zeiten wäre ich wahrscheinlich mitgekommen, aber jetzt muß ich Vorzimmerfee beim General spielen.“<sup>360</sup>

Deutlich wird hier der krasse Gegensatz zwischen den beiden von Herta gewählten Selbstbezeichnungen „(verwöhntes) Töchterchen“ und „Vorzimmerfee“. Erstere vermittelt väterliche Sympathie und Fürsorglichkeit, wohingegen letztere viel eher ein ziemlich prestigeloses, und obendrein mit Zwang verbundenes („jetzt *muß* ich“) Untertanenverhältnis zum Ausdruck bringt. Wieder einmal begegnen wir in dieser Schilderung einem Motiv, auf das im Zusammenhang mit Oberstlttn. Klages bereits mehrfach eingegangen wurde: dem des Kommandanten als „Vater“ der Einheit. Neu ist jedoch, dass dieses Motiv hier erstmals von Herta selbst bemüht wird, um ihre Beziehung zu Klages in Worte zu fassen. Dieselbe Metapher verwendet sie auch noch ein zweites Mal, und zwar nur vier Tage nach dem bereits beschriebenen gemeinsamen „blau machen“ und wiederum in einem Brief an Franz:

„Wie Du schon bemerkt haben wirst, bin ich überhaupt gut dran, ich habe immer Gelegenheit wegzukommen, der Chef nimmt mich oft mit, was die anderen alle nicht haben. Er hat mich eben ein bisschen ins Herz geschlossen (väterlich wie sich versteht) und ich werde regelrecht verwöhnt. Nun das läßt man sich ganz gerne gefallen.“<sup>361</sup>

In diesem Fall ist die auffallend zögerliche Verwendung der Vater-Metapher sogar noch um einiges aufschlussreicher, und zwar hinsichtlich der Frage, wie schwierig es für die historischen Akteurinnen gewesen sein muss, neben dem bereits lange bestehenden männlichen Kameradschaftsverhältnis Kommandant-Soldat<sup>362</sup> ein neues, geschlechterübergreifendes Kameradschaftsmodell Kommandant-Helferin oder Soldat-Helferin zu etablieren bzw. dieses glaubhaft in Worte zu fassen: Denn wäre der „väterliche“ Charakter von Klages' Zuneigung zu Herta tatsächlich so selbstverständlich, wie sie suggerieren möchte („väterlich wie sich versteht“), und somit mit der herkömmlichen männlichen Kameradschaft zwischen Kommandant und Soldat vergleichbar gewesen, dann wäre es für sie wohl kaum notwendig gewesen, diese Väterlichkeit in einem eingeklammerten Zusatz noch einmal extra zu erläutern. Ganz offensichtlich war ihr sehr daran gelegen, bei ihrem Bruder gar nicht erst den Verdacht aufkommen zu

---

360 Herta an Franz, 11.4.44.

361 Herta an Franz, 23.4.44.

362 Vgl. Kühne, Gruppenkohäsion, 538, bzw. ders., Kameradschaft, 75.

lassen, die Sympathie Klages' könne anderer, als eben bloß „väterlicher“ und somit asexueller Natur sein. Paradoxerweise aber ist sie es selbst, die die prinzipielle Möglichkeit ebendieses Verdachts überhaupt erst in den Raum stellt: Der eingeklammerte Zusatz „(väterlich wie sich versteht)“ offenbart im Grunde vielmehr erst seinen (möglichen) Subtext, als dass er ihn verschleiert. Von besonderem Interesse in diesem Zusammenhang ist auch die Reaktion von Franz auf diese Aussage seiner Schwester:

„Daß Dich Dein Chef so ins Herz geschlossen hat und zwar so väterlich wie Du behauptest ist für Dich ja nur von Vorteil sehen tust jedenfalls allerhand [...]“<sup>363</sup>

Franz ist hier betont skeptisch: Für ihn bleibt der zur Disposition stehende väterliche Charakter von Klages' Zuneigung für seine Schwester eine bloße Behauptung („wie Du behauptest“). Folglich reduziert er auch die facettenreiche Beziehung zwischen den beiden auf ihren rein utilitaristischen Nutzen für Herta („ist für Dich ja nur von Vorteil“) und möchte scheinbar nicht näher darauf eingehen. Woher aber rührt diese offensichtliche Skepsis aufseiten Franz'? Es gibt dafür zwei Erklärungsmöglichkeiten, die einander nicht zwingend ausschließen, sondern möglicherweise sogar ergänzen: Entweder fand er es als ihr Bruder moralisch anmaßend von Herta, dass sie nach dem Tod ihres richtigen Vaters vorgibt, eine Art „Ersatzvater“ für sich gefunden zu haben. Oder aber er bezweifelte als Mann und Mannschaftssoldat, der womöglich an den laueren Absichten eines Offiziers grundsätzlich Zweifel hegte, dass ein rein kameradschaftlich-platonisches Beziehungsmodell zwischen Kommandant und Wehrmachthelferin prinzipiell möglich war.

Es soll hier – wohlgermerkt – nicht der Verdacht erhoben werden, Franz hätte seine eigene Schwester für eine „Offiziersmatratze“ halten können.<sup>364</sup> Doch die gängige Rede von der „Offiziersmatratze“ war vorrangig ein Diskurs unter Mannschaftssoldaten, also ein Ressentiment, das sich nicht nur gegen Helferinnen, sondern ebenso auch gegen Offiziere richtete: Aus blankem Neid auf diese entsprungen, suggerierte es, „dass die sexuelle Befriedigung einzig den oberen Chargen, auf die die Helferinnen gerüchteweise besonders aus waren, zustehe und den Mannschaften vorenthalten

---

363 Franz an Herta, 26.4.44.

364 Der Vollständigkeit halber sei aber angemerkt, dass diese Möglichkeit freilich auch nicht zur Gänze ausgeschlossen werden kann.

bleibe“.<sup>365</sup> Der Begriff der „Offiziersmatratze“ war demnach nicht nur eine Ausgrenzung des anderen Geschlechts, sondern ebenso auch eine Abgrenzung der Mannschaftsdienstgrade nach oben.<sup>366</sup>

Welche Befürchtungen bzw. Vorurteile auch immer en-détail im Erwartungshorizont der hier Beteiligten wirksam waren: Die auffallend zögerliche Verwendung der Vater-Metapher vonseiten Hertas, sowie die ebenso auffallend skeptische Reaktion ihres Bruders darauf könnten jedenfalls ein Indiz dafür sein, dass der diskursive Baustein „Vater der Einheit“ nicht, oder zumindest ungleich schwerer, in die Architektur einer geschlechterübergreifenden Kameradschaft passen konnte. Zwar sollte eine neu zu etablierende Geschlechterkameradschaft nach Ansicht der militärischen Führung im Idealfall strikt auf platonische Distanz gestellt sein.<sup>367</sup> Jedoch überwog allem Anschein nach doch die Skepsis, ob dies in der Praxis auch tatsächlich funktionieren könne – eine Problematik, die, wie der vorliegende Fall zeigt, auch in der Kommunikation zwischen Geschwistern nicht ausgespart blieb, selbst wenn sie hier lediglich im Subtext des jeweils Geschriebenen zum Ausdruck kommt.

Wie schon im biographischen Umriss der Familie Zöhrer erwähnt, war Hertas richtiger Vater, Franz Zöhrer, bereits im Januar 1939 verstorben. Vor diesem Hintergrund betrachtet, ist die Metapher von der Kameradschaft als „Ersatzfamilie“ im Allgemeinen, bzw. vom Kommandanten als „Vater“ der Einheit im Speziellen, in Hertas Fall von einer besonderen, tiefer gehenden Relevanz: Denn nach allem, was wir bisher in ihren Schilderungen über Oberstlttn. Klages, seine Hilfsbereitschaft und Fürsorglichkeit, die gemeinsamen Ausflüge, aber auch über seine mitunter herrische und bevormundende Art in Erfahrung bringen konnten, verdichtet sich tatsächlich der Eindruck, dass er in einem stärkeren Zusammenhang als bloß auf rhetorischer Ebene eine Art „Ersatzvater“ für sie gewesen sein könnte. Sogar die Arbeitsverhältnisse sind im Prinzip miteinander

---

365 Maubach, Stellung, 229.

366 Ebd. Im vorliegenden Falle ist es darüber hinaus auch noch denkbar, dass dieses allfällige Ressentiment durch einen weiteren Neiddiskurs sogar noch verschärft und ergänzt wurde: Denn für einen bloßen Besatzungssoldaten wie Klages, der es sich im Westen vermeintlich „wie Gott in Frankreich“ gutgehen ließ, hatte ein unter mannigfachen Entbehrungen leidender Ostkämpfer, wie Franz einer war, oftmals nur die abschätzigste Bezeichnung „Etappen-schwein“ übrig. Vgl. Bernhard R. Kroener, „Frontochsen“ und „Etappenbullen“. Zur Ideologisierung militärischer Organisationsstrukturen im Zweiten Weltkrieg, In: Rolf-Dieter Müller, Hans-Erich Volkman (Hg.), Die Wehrmacht. Mythos und Realität (München 1999) 371-384: Zur vorurteilsbehafteten Einstellung gegenüber rückwärtigen Truppenteilen und Besatzungsdienststellen, besonders solche im Westen, siehe 377ff, zum Begriff „Etappen-schwein“ siehe 373f, 381ff.

367 Vgl. Maubach, Stellung, 74, 229.

vergleichbar: Ähnlich wie für Klages in dessen Vorzimmer, hatte Herta zu Lebzeiten ihres Vaters auch für diesen im elterlichen Weinbetrieb eine klassische Bürotätigkeit verrichtet (Maschinschreiben, Buchhaltung, etc.). Diese Aufgabe innerhalb der familiären Arbeitsteilung war wahrscheinlich überhaupt erst der Grund oder zumindest ein Mitgrund dafür gewesen, weshalb sie auf eine Handelsschule für Mädchen geschickt worden war.

Inwieweit Klages für Herta auf emotionaler Ebene tatsächlich ein „Ersatzvater“ war, nachdem er sie „väterlich ins Herz geschlossen“<sup>368</sup> hatte, soll hier jedoch nicht mehr weiter erörtert werden. Fest steht jedenfalls, dass sie dieses facettenreiche zwischenmenschliche Verhältnis in ihrem Erfahrungshorizont als „gutes kameradschaftliches Einvernehmen“<sup>369</sup> einordnete – und somit Klages implizit als „guten Kameraden“ bezeichnete. Sie tat dies wohl nicht ganz zufällig in einem zeitlichen Kontext, in dem Klages nach seiner Ablösung durch Boie eigentlich nicht mehr ihr „Chef“ war<sup>370</sup>, weshalb hier zumindest von einer Annäherung an eine kameradschaftliche Egalität von Gleichrangigen ausgegangen werden kann.

Wie bereits erwähnt, hatte Herta schon Anfang April, als der neue Kommandant Generalmajor Boie gerade erst angekommen war, das Ansinnen geäußert, mit Klages mitversetzt, bzw. von ihm angefordert zu werden, sobald sein neuer Einsatzort feststünde.<sup>371</sup> Über ihre Beweggründe dazu schreibt sie Ende April:

„Bei meinem neuen Chef bleibe ich auch nicht lange, das habe ich mir heute schon 3 mal geschworen. Es ist nicht auszuhalten, diese Nervosität und Herumschreierei ich weiß manchmal tatsächlich nicht wo mir der Kopf steht. [...] Ich sehe nicht ein, warum gerade ich mich schickanieren [sic] lassen soll, ich werde sehen ob ich entweder hier in der Dienststelle einen anderen Posten bekommen kann oder sollte Oberstltm. Klages, der momentan in Paris ist, irgend eine passende Stelle bekommen, wird er ja versuchen mich anzufordern. Jetzt wo ich keine Aussicht habe nach Hause zu kommen, will ich doch sehen, daß ich ein angenehmes Arbeiten habe.“<sup>372</sup>

---

368 Herta an Franz, 23.4.44.

369 Herta an Zuhause, 20.4.44.

370 Obwohl sie ihn bisweilen immer noch so nannte, siehe z.B. Herta an Franz, 23.4.44.

371 Klages selbst, so geht aus Hertas Briefen hervor, verblieb noch bis knapp vor Ende April bei der Feldkommandantur in Marseille, um seinen Nachfolger einzuführen, mindestens aber bis zum 21. April: An diesem Tag unternahm er mit Herta einen Ausflug nach Arles, siehe ebd.

372 Herta an Zuhause, 28.4.44.

Es liegt klar auf der Hand, dass der Grund für Hertas Versetzungswunsch in erster Linie ihr neuer Chef Boie ist, dessen Umgangsformen und Führungsstil sie so gar nichts abgewinnen kann. Ihr Motiv ist einfach und leicht nachvollziehbar: Jetzt, da ihr Freistellungsgesuch (vorerst) noch immer keine Aussicht auf Erfolg hat, möchte sie als Kompensation zumindest ihre Arbeitsbedingungen so angenehm wie möglich gestalten. Diesem Ziel sieht sie sich unter der Ägide Klages' erfahrungsgemäß weit näher gerückt als unter der rigiden Führung Boies. Interessanterweise bedeutet dieser Versetzungswunsch für die kameradschaftliche „Egalität von Gleichrangigen“, an die im Zusammenhang mit dem gemeinsamen „blau machen“ eine Annäherung konstatiert wurde, in letzter Konsequenz nichts anderes, als folgendes: Nämlich dass eine tatsächliche de-facto-Egalität für Herta in ihrer Kameradschaft zu Klages offenbar gar keine allzu große Rolle gespielt haben dürfte. Denn wäre sie tatsächlich wieder zu ihm als seine Stabshelferin versetzt worden, wäre er ja erst recht wieder ihr direkter Vorgesetzter gewesen und die gewohnte Hierarchie im Arbeitsverhältnis zwischen Kommandant und Sekretärin hätte sich wieder eingestellt.

Während also innerhalb des Rahmens des wehrmachts- bzw. NS-spezifischen Kameradschaftsdiskurs erst versucht werden musste, durch verschiedene symbolische Gesten Kameradschaft und Unterordnung unter die Führung glaubwürdig in eins zu setzen,<sup>373</sup> scheinen sie hingegen für Herta einander in der Praxis von vorn herein gar nicht erst ausgeschlossen zu haben. Oberstlt. Klages konnte für sie also allem Anschein nach gleichzeitig Vorgesetzter *und* Kamerad sein, ohne dass dafür eine de-facto-Gleichrangigkeit vonnöten gewesen wäre. Die folgende Betrachtung der Briefe Klages' an Herta soll die Analyse dieser ganz besonderen, individuellen Kameradschaft ergänzen und abrunden bevor im Fazit endgültig Bilanz gezogen werden kann.

---

373 Etwa durch die Etablierung des Leitbildes des fürsorglichen, „kameradschaftlichen“ Offiziers und militärischen „Führers“, sowie die Abschaffung der getrennten Küchen für Offiziere und Mannschaften, siehe Kühne, Gruppenkohäsion, 544.

### 7.3.4 „Liebe Veronika“ – Klages' Briefe an Herta

Warum Klages in seinen Briefen für Herta den Spitznamen „Veronika“ verwendet hat, lässt sich aus dem Kontext der vorhandenen Quellen nicht erschließen und ist daher vollkommen offen. Ebenso unbekannt ist auch, ob das „Du“, mit dem Klages Herta ansprach, auch gegenseitiger Natur war (weil nur seine Korrespondenzhälfte erhalten ist). Zumindest lässt sich beidem schlussfolgern, dass dieser soziale Kontakt für ihn bedeutsam und tief genug war, um eines Spitznamens überhaupt erst würdig zu sein. Zwar wurde in der Briefkommunikation zwischen Klages und Herta vor allem auch erörtert, wie sich Herta am besten auf inoffiziellen Wege ihrer Dienstverpflichtung vorzeitig entziehen könnte – und somit eine in Hinsicht auf die Zensur prinzipiell sehr brisante Thematik angeschnitten. Doch lässt sich praktisch ausschließen, dass es sich bei „Veronika“ um eine Art Geheimcode gehandelt haben könnte,<sup>374</sup> schließlich findet sich auf den vereinzelt erhaltenen, jedoch von ihrem jeweiligen Inhalt getrennt vorgefundenen Briefkuverts die korrekte Empfängeranschrift „An (die Stabshelferin) Frl. Herta Zöhler“.

In den ersten vier seiner insgesamt sieben Briefe an „Veronika“<sup>375</sup> schreibt Klages hauptsächlich über die Ermöglichung von Hertas Rückkommandierung in die Heimat, bzw. ihre Versetzung zu ihm, seine Erlebnisse seit seiner Verabschiedung in Lyon, Wien, Agram (Zagreb) und seinem neuen Einsatzort Split in Kroatien. Thema ist dabei vor allem auch Kameradschaft und seine Erinnerungen an die gemeinsam verbrachte Zeit. In seinem ersten Brief vom 30. Mai 1944 schreibt er Herta, dass er sowohl beim Kommando des Heeresgebiets Südfrankreich in Lyon als auch bei der Wehrkreisverwaltung Wien die Voraussetzungen ihrer Versetzung bereits in die Wege geleitet hätte: Jetzt wäre nur noch ein Antrag auf Rückkommandierung in die Heimat bei gleichzeitiger Ersatzanforderung von Generalmajor Boie erforderlich, der am besten mit gesundheitlichen Gründen begründet werden könne. Falls der Stabsarzt wegen eines Attestes Schwierigkeiten machen würde, solle sich Herta sofort bei Klages melden. Außerdem hätte er sich vor seiner Abreise aus Marseille an ihre Führerin Frl. Riedel

---

374 Was vom Autor zumindest ursprünglich in Betracht gezogen wurde, nachdem nach der ersten genaueren Sichtung der Briefe ausgeschlossen werden konnte, dass es sich bei Veronika um eine andere Person als Herta hätte handeln können.

375 Die drei Briefe vom 20.12.44, 15.2.45 und 10.3.45 fallen aus dem hier gewählten Untersuchungszeitraum und werden daher nicht berücksichtigt.

gewandt und sie gebeten, bei Boie ein gutes Wort für Herta einzulegen. Der Antrag würde dann direkt an die Wehrkreisverwaltung Wien gehen, wo man Klages versprochen hätte, Herta im Anschluss daran nach Agram zu versetzen, von wo aus sie schließlich zu ihm kommen könnte. Am Ende seiner langen und detaillierten Beschreibung der Vorgehensweise schreibt er:

„Also, ich hoffe, dass die Sache klappen wird. Jedenfalls würde ich mich sehr freuen, wenn ich Dich hier unten wieder als „Salondame“<sup>376</sup> haben würde.“<sup>377</sup>

Was an dieser Briefstelle nun besonders hervorsteht, ist die ziemlich eigentümliche Bezeichnung Hertas als Klages' „Salondame“. Interessant ist sie vor allem vor dem Hintergrund der in Hinsicht auf die Geschlechterkameradschaft zentralen Frage, in welcher Eigenschaft die Helferinnen von ihren männlichen Kameraden akzeptiert und wertgeschätzt wurden.<sup>378</sup> Allerdings enthält der Begriff in keinster Weise einen Hinweis auf Kampftauglichkeit, die von manchen ForscherInnen im Allgemeinen als eine Voraussetzung für Geschlechterkameradschaft im Krieg angesehen wird.<sup>379</sup> Ja er drückt nicht einmal eine besondere Wertschätzung für Hertas eigentliche Arbeit als Sekretärin aus, was einer „Tauglichkeit“ im weitesten Sinne noch am nächsten käme. Statt dessen erhärtet die Bezeichnung „Salondame“ eher die weiter oben bereits aufgeworfene Vermutung, dass die Stabshelferinnen wären von ihren männlichen Kameraden, bzw. hier speziell von Klages, eher als ein schöner „Aufputz“ betrachtet wurden, der die sonst rein männliche Gesellschaft bei den diversen Feierlichkeiten auflockerte und interessanter machte.<sup>380</sup> Vielleicht war es für Klages als Stabsoffizier auch nur eine Frage des Prestiges, sich bei offiziellen Anlässen mit möglichst vielen und möglichst hübschen „Salondamen“ in seiner Entourage zu präsentieren, wie zum Beispiel bei den diversen Kasinoabenden oder auch dem großen Galadinner der deutsch-französischen Waffenstillstandskontrollkommission vom 26. Januar 1944, das von Herta in einem ihrer Briefe beschrieben wird.<sup>381</sup>

---

376 Anführungszeichen nachträglich handschriftlich, Brief in Maschinenschrift, Anm.

377 Klages an Herta, 30.5.44.

378 Latzel/Maubach/Satjukow, Soldatinnen in der Geschichte, 37.

379 Ebd. 36.

380 Siehe das Unterkapitel 7.2.3 „Befohlene Geselligkeit: Kameradschaftsabende – Saufgelage“.

381 Herta an Zuhause, 27.1.44.

Allerdings erfuhr Herta nicht ausschließlich in ihrer Eigenschaft als „Salondame“ Wertschätzung von Klages, wie sich aus seinen übrigen Briefen schließen lässt. Am 3. Juli 1944, als er bereits seinen neuen Posten bei der Feldkommandantur Split eingenommen hatte, schreibt er:

„Nun zu Deiner Frage, ob ich Dich hier gebrauchen kann! Ich kann Dir nur sagen, daß Du mir an allen Ecken und Enden fehlst, und daß ich viel, sehr viel darum gäbe, wenn Du kommen könntest. Die Landser stellen sich zu dämlich an und die weibl. Angestellten sind von einer Sorte, daß man sich jedes Haar einzeln ausraufen [sic] möchte. Hoffentlich hat Frl. Riedel ihre Aufgabe inzwischen mit Geschick und Erfolg gelöst! [...] Ich hoffe, daß die Verhältnisse sich weiterhin so bessern wie es den Anschein hat und hoffe jeden Tag auf ein Fernschreiben: „ich komme, Veronika!“<sup>382</sup>

An dieser Stelle wird Herta von ihrem ehemaligen Chef Klages ganz eindeutig aufgrund ihrer Arbeitsleistung wertgeschätzt. Jetzt, da sie nicht mehr in seinem Vorzimmer sitzt und er sich von vergleichsweise inkompetentem Personal umgeben sieht, scheint ihm erst so richtig bewusst zu werden, welche wertvolle Arbeitskraft er mit Herta verloren hat. In Split hat er sich mit „recht unzulänglichen Kräften“<sup>383</sup> auseinanderzusetzen, wobei ihm besonders die weiblichen Angestellten ein Dorn im Auge sind: An anderer Stelle schreibt er davon, dass es sich hierbei in Ermangelung an Stabshelferinnen um volksdeutsche Frauen handle, die „eine ganz besondere u. wenig sympathische Gesellschaft“ seien und auch „wenig leisten“ würden.<sup>384</sup> Folglich fehlt ihm Herta „an allen Ecken und Enden“ und er wartet jeden Tag ungeduldig darauf, dass sie endlich zu ihm nach Split kommen kann. Er versucht sie in seinen Briefen sogar regelrecht zu ködern: Er schwärmt von Split als einer „sehr schöne[n] Badestadt von rein südlichem Charakter“, die „reichlich reizvolle Landschaft“ sei „etwa so wie bei Cassis oder La Ciotat“.<sup>385</sup> Als Unterkunft hätte er eine Villa direkt am Meer mit eigenem Badestrand und der Dienst sei auch nicht so anstrengend wie in Marseille.<sup>386</sup> Kurzum, es sei „die reinste Sommerfrische, richtig zur Erholung geschaffen“ und er glaube, „es

---

382 Klages an Herta, 3.7.44.

383 Ebd.

384 Klages an Herta, 13.6.44.

385 Ebd.

386 Ebd.

wär hier für Dich auch der richtige Ort!“<sup>387</sup> Außerdem hätte er „noch 100 Zigaretten, die zum Empfang beim Eintreffen“ für Herta bereitliegen, sie solle also bald kommen.<sup>388</sup>

Dazu sollte es allerdings nicht mehr kommen. Am 5. Juni hatte Klages an Herta geschrieben:

„[...] ärgern muß ich mich darüber, daß es nun vorderhand mit Deiner Versetzung nach hier nichts werden wird, da dort unten wegen der Gefährlichkeit der Zone keine St. Helferinnen eingesetzt werden. Das wird uns aber nicht abhalten, Deine Rückkommandierung weiter zu betreiben.“<sup>389</sup>

Obwohl also ein Einsatz von Stabshelferinnen in Kroatien zu diesem Zeitpunkt nicht vorgesehen war, ist Klages weiterhin bereit, Herta zumindest bei ihrer Rückkommandierung in die Heimat zu unterstützen. Aus der Briefstelle geht hervor, dass Klages in seinem Bemühen nicht nur aus reinem Eigennutz handelte, schließlich lag es ja in seinem eigenen Interesse, mit Herta eine zuverlässige Arbeitskraft zu bekommen, sondern er agierte offenbar ebenso auch altruistisch im Interesse Hertas, die ja um jeden Preis von Boie weg und nach Möglichkeit ganz nach Hause wollte und mit einer Rückkommandierung zu ihrer Heimatdienststelle diesem Ziel wenigstens ein gutes Stück näher gekommen wäre. Als sich Mitte Juni die Rahmenbedingungen wieder geändert hatten schrieb Klages sogar:

„Ich weiß zwar nicht, wie Du Dich zur Frage der Nachfrage zu mir stellst und insbesondere wie sich General B. dazu entschieden hat. Jedenfalls dürfte nunmehr doch Aussicht vorhanden sein, daß auch ein [sic] Stabshelferinnen herkommen werden. [...] Sollte Deine Rückkommandierung in die Heimat gelingen, dann werde ich dem Wehrkreiskdo. schreiben, daß man Dich vorläufig in der Heimat beläßt u. später, wenn Du noch willst, zu versetzen. Ich will Dir wünschen, daß es doch gelingt, daß Du ganz nach Hause kommen kannst, wenn ich auch heute noch wenig Hoffnung dafür habe.“<sup>390</sup>

Jetzt besteht zwar doch die prinzipielle Möglichkeit, Helferinnen in Kroatien einzusetzen – trotzdem wünscht sich Klages für Herta, dass sie ganz nach Hause oder zumindest zu ihrer Heimatdienststelle kommen kann. Sie solle sich nur dann zu ihm nach Split

---

387 Klages an Herta, 3.7.44.

388 Ebd.

389 Klages an Herta, 5.6.44.

390 Klages an Herta, 13.6.44.

versetzen lassen, wenn sie das selbst noch möchte. Allerdings scheiterte Hertas Antrag letztlich daran, dass ihr neuer Kommandant Boie seine Zustimmung verweigerte.<sup>391</sup> Ihren endgültigen Entpflichtungsbescheid erhielt sie erst am 14. September 1944<sup>392</sup> in Langenlois, nachdem sie Mitte August gerade noch rechtzeitig Südfrankreich verlassen hatte, bevor es Kampfgebiet geworden war. Wie es zu dieser Heimreise genau gekommen war, lässt sich aus den Quellen nicht mehr rekonstruieren, sie dürfte offenbar vor dem Hintergrund der allgemeinen Auflösungserscheinungen der Wehrmacht in Südfrankreich sehr kurzfristig und überstürzt erfolgt sein, jedenfalls aber noch knapp vor der Landung der Alliierten in diesem Raum am 15. August 1944. Ob oder inwieweit Klages letztendlich bei Hertas endgültiger Entpflichtung seine Finger im Spiel hatte, ist ebenfalls nicht mehr nachvollziehbar.<sup>393</sup>

Was Klages neuen Einsatz bei der Feldkommandantur Split betrifft, so bemängelt er in seinen Briefen an Herta nicht nur die schlechte Arbeitsleistung seines neuen Personals, sondern auch dessen mangelnden kameradschaftlichen Zusammenhalt. Er schreibt dazu:

„Es ist doch schade, daß unser Verein so auseinander gefallen ist, ich denke sehr oft an die schönen Zeiten zurück. Es wird mir hier nicht so leicht fallen, mich einzugewöhnen, denn mit den Leuten hier ist es eigenartig. Richtige Zusammenarbeit ist nicht da. Der Kdt. wird ständig bei den Kroaten eingeladen, der Major b. Stabe ist ein eigenartiger Mann, Schulmeister wie er im Buche steht. Die übrigen Herren wirken verstreut und es kümmert sich niemand um den andern. Ich habe nun extra versucht, durch einen Spielabend in der Horde mal etwas mehr Zusammenhalt zu bekommen, aber es ist schwer.“<sup>394</sup>

Klages machte an seinem neuen Einsatzort in Split also die Erfahrung von fehlender oder mangelhafter Kameradschaft: Mit dieser Erfahrung wurden Soldaten vor allem dann konfrontiert, „wenn sie sich aus ihrem angestammten Kameradenkreis

---

391 Herta an Zuhause, 11.6.44.

392 Entpflichtungsbescheid Herta Zöhrer, ausgestellt vom Arbeitsamt Krems a.d.D., 14.9.1944.

393 Sehr auffallend in diesem Zusammenhang ist jedoch, dass es in der Überlieferung von Klages' Briefen an Herta zwischen dem 3.7. und dem 20.12.1944 eine große Lücke von fast einem halben Jahr gibt. Dass es aber in diesem Zeitraum eine gegenseitige Korrespondenz gegeben hat, die entscheidend für die Frage nach Klages' Hilfe für Hertas Heimkehr wäre, geht eindeutig aus dem Kontext der späteren Briefe hervor. Warum ausgerechnet die Briefe dieses entscheidenden Zeitfensters nicht erhalten sind, ist unbekannt. Fest steht jedenfalls, dass mindestens zwei von Hertas Kameradinnen, Paula Davogt und Trude Fuchs, weniger Glück hatten als sie und nach der Räumung Süd-frankreichs nicht nach Hause konnten, sondern nach Prag versetzt wurden, wo sie bis zum Kriegsende ausharren mussten, siehe: Paula Davogt an Herta Gruber, 6.10.66.

394 Ebd.

herausgerissen und in eine neue Einheit verpflanzt sahen, in der sie noch nicht dazu gehörten“.<sup>395</sup> Dieselbe Erfahrung machte Herta zur selben Zeit übrigens auch, war sie doch seit ihrer rückzugsbedingten Versetzung zur Oberfeldkommandantur 894 in Avignon Mitte Juni 1944 ebenfalls von ihren alten KameradInnen getrennt (worauf später noch genauer eingegangen wird<sup>396</sup>). Klages jedenfalls fiel es sehr schwer, sich in den neuen Kameradenkreis einzugewöhnen, was ihn dazu veranlasste, wehmütig an die „schönen Zeiten“ in Marseille zurückzudenken, als die Kameradschaft für ihn noch intakt war. Besonders anschaulich wird das nicht zuletzt auch durch den deutlichen Gegensatz der beiden von ihm gewählten Begriffe „unser Verein“ für die Feldkommandantur Marseille, der eine durch Kameradschaft quasi verschmolzene, tatsächliche „Einheit“ mit einem Wir-Gefühl suggeriert, wohingegen die Feldkommandantur Split als eine bloße „Horde“ bezeichnet wird, deren Mitglieder in Klages' Augen (noch) nicht durch den sozialen Kitt der Kameradschaft „*ver-eint*“ sind. Am weitaus bedeutsamsten kommt die zur Disposition stehende Kameradschaft aber in einem anderen Satz desselben Briefes zur Sprache:

„Kasinoabende gibt es hier nicht, denn die Leute kennen die Kameradschaft anscheinend bisher noch nicht so, wie wir dort gehalten haben.“<sup>397</sup>

Das Entscheidende an diesem Satz ist, dass Klages hier nun selbst dezidiert von „Kameradschaft“ im Zusammenhang mit der Gemeinschaft der männlichen *und* weiblichen Stabsangehörigen seiner alten Einheit spricht – was konsequenterweise und insbesondere auch seine Beziehung zu Herta mit einschließt. Es fällt zwar auf, dass er „Kameradschaft“ offenbar in erster Linie mit Geselligkeit assoziierte, wie sein Verweis auf die fehlenden Kasinoabende zeigt, aber auch seine an anderer Stelle geäußerte Bitte, Herta möge ihm doch die Zeitung vom Kameradschaftsabend nachschicken.<sup>398</sup> Doch augenscheinlich dürfte die gemeinsam erlebte Geselligkeit für ihn mehr als ausreichend gewesen sein, um die Beziehung zu seiner ehemaligen Sekretärin mit dem Erfahrungsbegriff der „Kameradschaft“ zu benennen und Herta folglich auch als eine echte Kameradin anzuerkennen.

---

395 Kühne, Kameradschaft, 200.

396 Siehe Kapitel 7.4.4 „Verlust der Primärgruppe – Vereinsamt in prekärer Lage.“

397 Klages an Herta, 3.7.44.

398 „Ich denke oft an Euch und die schönen Tage zurück! Vergiß nicht, mir die Zeitung vom Kameradschaftsabend zu schicken.“ siehe Klages an Herta, 5.6.44.

### 7.3.5 Fazit: Kameradschaft Herta-Klages

Abschließend lässt sich zum komplexen Verhältnis von Herta und Oberstltm. Klages sagen, dass es trotz aller anfänglichen Unstimmigkeiten und des ungleichen Machtverhältnisses eindeutig eine Form von Kameradschaft zwischen den beiden gab. Dass beide in ihren Briefen dezidiert von „Kameradschaft“ (bzw. von „gutem kameradschaftlichem Einvernehmen“) sprechen, legt den Schluss nahe, dass die Erfahrung tatsächlich funktionierender zwischengeschlechtlicher Kameradschaft beiderseits letztlich gelungen war. Abgesehen davon waren auch die drei „Eckpfeiler“ der Kameradschaft nach Thomas Kühne, nämlich Egalität, Hilfsbereitschaft und emotionale Geborgenheit,<sup>399</sup> prinzipiell gegeben, bzw. kristallisierten sich im zeitlichen Verlauf dieser Beziehung auf ganz individuelle Weise aus: Zur Egalität lässt sich sagen, dass sie nicht konkret hierarchischer, sondern eher symbolischer Natur war, bzw. dass es zumindest zu einer Annäherung an Egalität kam. Diese ereignete sich spätestens zu dem Zeitpunkt im April 1944, als die beiden mit dem neuen Kommandanten Generalmajor Boie einen gemeinsamen Vorgesetzten bekamen, gegen den sie auch gemeinsam aufbegehrten. Das „oben“, gegen das sie sich solidarisierten und unter dem sie auch gemeinsam litten, war letztlich aber auch ganz allgemein der militärische Verwaltungsapparat der Wehrmacht, der sie ab Ende April 1944 daran hinderte, weiterhin zusammenarbeiten zu können und ihre langwierig und mühsam geknüpften kameradschaftlichen Bande durch die physische Distanz zueinander trennte. Außerdem dürfte für Herta eine wirkliche de-facto-Egalität gar nicht notwendig gewesen sein, um von Kameradschaft sprechen zu können: Wie gezeigt werden konnte, schlossen für sie offenbar Führung bzw. Unterordnung auf der einen, und Kameradschaft auf der anderen Seite einander gar nicht erst aus. Was den zweiten Aspekt, also die Hilfsbereitschaft betrifft, so wurden im Kapitel die verschiedensten gegenseitigen Hilfeleistungen, aber auch die moralischen Implikationen, die mit ihnen einhergingen, in wohl ausreichender Weise dargelegt.

Schlussendlich beinhaltete die Beziehung von Herta und Klages auch emotionale Geborgenheit im Rahmen der „Kameradschaft als Ersatzfamilie“ mit dem Kommandanten als „Vater der Einheit“: Schließlich hatte ja Klages „sein Töchterchen“ Herta nicht nur „regelrecht verwöhnt“, sondern sogar „väterlich ins Herz geschlossen“,

---

399 Kühne, Gruppenkohäsion, 538f.

wie sie selbst schreibt. Es wurde auch auf die Möglichkeit eingegangen, dass Klages vielleicht sogar in einem tieferen emotionalen Zusammenhang als bloß auf rhetorischer Ebene eine Art „Ersatzvater“ für sie gewesen sein könnte. Vielleicht war sogar vice versa Herta für Klages eine Art „Ersatztochter“, der er eine Freude machen konnte, indem er ihr das Reiten lernen ermöglichte, mit ihr touristische Ausflüge im Dienstwagen unternahm und sie dabei gelegentlich auch mal selbst das Steuer übernehmen ließ – die aber ebenso auch „väterlicher“ Bevormundung bedurfte, z.B. was ihren Zigarettenkonsum betraf. Auch in seinen Briefen, in denen er Herta duzte und die großteils von Optimismus und Zuversicht geprägt sind, redete er ihr gut zu, sorgte sich um sie und ihre Familie, teilte aber auch seine eigenen Sorgen und Ängste mit ihr, etwa was seine Wohnung im bombardierten Wien<sup>400</sup> und seine eigene Familie betrifft. Man gewinnt somit bei ihrer Lektüre den Eindruck, es handle sich dabei um eine durchwegs „kameradschaftliche“ Kommunikation auf gleicher Augenhöhe.

Das „gute kameradschaftliche Einvernehmen“ der beiden ging sogar so weit, dass es die Grenze zur „schlechten“, subversiven Form der Kameradschaft, also der sogenannten „Kameraderie“<sup>401</sup> überschritt – zumindest wenn man dafür den damals „offiziellen“ NS- bzw. wehrmachtsspezifischen Kameradschaftsdiskurs als Maßstab heranziehen wollte: Schließlich war Klages seiner ehemaligen Sekretärin Herta dabei behilflich, auf inoffiziellen Wege freigestellt zu werden und nachhause kommen zu können, oder zumindest ersatzweise zu ihrer Heimatdienststelle rückkommandiert zu werden – also sich ihrer Dienstverpflichtung in Frankreich vorzeitig zu entziehen. Die Grundidee des Fraueneinsatzes in der Wehrmacht war doch gewesen, möglichst viele Männer für den unmittelbaren Fronteinsatz freizumachen: Wenn also eine eingezogene Wehrmachthelferin ihren Posten vorzeitig verließ, womöglich sogar aus vorgetäuschten gesundheitlichen Gründen, dann bedeutete das in der nüchternen Menschenmateriallogik des Totalen Krieges in letzter Konsequenz nichts anders als (zumindest indirekte) Wehrkraftersetzung.

---

400 Die ersten Bombardierungen erlitt Wien bereits im August 1943, die schwersten fanden am 10. September 1944 und am 12. März 1945 statt. Bei den insgesamt 53 Bombenangriffen starben mindestens 8767 EinwohnerInnen. 36851 Wohnungen wurden total, 50024 teilweise zerstört, vgl. Dietmar Süß, *Tod aus der Luft. Kriegsgesellschaft und Luftkrieg in Deutschland und England* (München 2011), 280; Marcello *La Speranza*, *Bomben aus Wien. Zeitzeugen berichten* (Wien 2003), 24ff. Zu den angegebenen Zahlen siehe: Johann Ulrich, *Der Luftkrieg über Österreich 1939-1945* (= *Militärhistorische Schriftenreihe Heft 5/6*, Wien 1994), 60, 64.

401 Kühne, *Gruppenkohäsion*, 544.

Allerdings muss zu dieser Überlegung hinzugefügt werden, dass für den konkreten Erfahrungshorizont der hier Beteiligten die Tatsache, dass sie ihre Beziehung zueinander dezidiert als „Kameradschaft“ einordneten, mehr Gewicht hatte als alle normierten Bestimmungen des offiziellen Kameradschaftsdiskurses. Letztendlich bleibt es eine Frage der Definition, denn es gab, laut Thomas Kühne, „zu keinem Zeitpunkt nur ein Verständnis von Kameradschaft, sondern viele“.<sup>402</sup>

Schließlich bleibt noch die von Klaus Latzel, Franka Maubach und Silke Satjukow aufgeworfene, in Hinsicht auf Geschlechterkameradschaft im Krieg zentrale Frage, in welcher Eigenschaft Herta von ihrem Chef Oberstlttn. Klages akzeptiert und wertgeschätzt wurde.<sup>403</sup> Diese Frage kann nun wie folgt beantwortet werden: als zuverlässige Sekretärin, als „Töchterchen“, als „Salondame“ und ja, letztendlich auch als Kameradin. Obwohl all diese Bezeichnungen semantisch sehr weit auseinander liegen (und wohlgerne keinerlei Bezug auf direkte Kampftauglichkeit beinhalten), scheinen sie einander nicht ausgeschlossen, sondern vielmehr im zeitlichen Verlauf dieses ganz individuellen und komplexen zwischenmenschlichen Beziehungsgefüges zwischen Kommandant und Stabshelferin zu einem in sich stimmigen Gesamtbild im Zeichen der Kameradschaft ergänzt zu haben.

## **7.4 Hertas Erfahrungen weiblicher Kameradschaft**

### **7.4.1 Hertas Primärgruppe**

In ganz ähnlicher Weise, wie im Zusammenhang mit den Ausflügen und Dienstreisen mit Klages bereits ausgeführt wurde, war es auch im Falle der spezifisch weiblichen Kameradschaft Hertas vor allem die touristische Erfahrung gemeinsamer Freizeitunternehmungen, die kameradschaftsstiftend wirken konnte. Die Gelegenheit, hinauszukommen und die neue Umgebung in der Kameradinnengruppe kennenzulernen, ergab sich vornehmlich während der Anfangsphase des Einsatzes innerhalb der dienstfreien Zeit zwar oft genug, musste zuweilen aber erst gegen den

---

402 Kühne, Kameradschaft, 19.

403 Latzel/Maubach/Satjukow, Soldatinnen in der Geschichte, 37.

Widerstand der Vorgesetzten erkämpft und durchgesetzt werden. Denn deren Befehlsgewalt erstreckte sich grundsätzlich auch auf die Freizeit der Helferinnen. Ein Beispiel hierfür ist die folgende Briefstelle, in der Herta eine Episode schildert, die sich Mitte September 1943 während der sechstägigen Bahnfahrt nach Lyon ereignet hat, als trotz mehrstündigen Aufenthalts in den größeren Städten Ausgangsverbot für die Stabshelferinnen herrschte, so auch in Straßburg:

„Aber in Straßburg zu sein und das Münster nicht zu sehen wäre für einen Kulturmenschen eine zu große Schande, also irgend etwas mußte geschehen. Und richtig nach viel Überredungskunst von Seiten unserer Führerin [Frau Belz] hatte die hohe Reiseleitung Verständnis und es wurde gestattet daß einige Mädeln „unbedingt notwendige Einkäufe“ im nahen Dorf tätigen. Das nahe Dorf hatte verständlicher Weise keinerlei Anziehungskraft und so setzten wir uns (die Führerin und 5 Mädeln) in das kleine Lokalbähnle und fuhren nach Straßburg. Die Zeit war zwar knapp aber zu einer kleinen Rundfahrt mit d. Straßenbahn und zur eingehenden Besichtigung des Münsters reichte es. [...] Und für mich hatte das alles noch den Reiz der Neuheit, also ich kann Euch sagen ich bin ehrlich begeistert. [...] Natürlich sind wir bei unserem Herumstrawenzen unseren hohen Herren in die Hände gelaufen, aber das kleine Donnerwetter haben wir gern auf uns genommen. Hauptsache wir haben die Stadt gesehen.“<sup>404</sup>

Das große gemeinsame Bedürfnis, die fremde Stadt kennenzulernen, den „Reiz der Neuheit“ zu erleben und nicht zuletzt sich dabei als „Kulturmensch“ weiterzubilden, schweißt die fünf Kameradinnen und ihre Führerin zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammen: Die Führerin, verantwortlich für Vermittlung und Interessenausgleich zwischen Helferinnen und militärischen Befehlshabern,<sup>405</sup> kann einen Kompromiss aushandeln und ermöglicht ihren Schützlingen auf diese Weise erst die heiß ersehnte touristische Erkundung des schönen Straßburg – wenn auch unter klarer Missachtung der Anweisungen der männlichen „hohen Reiseleitung“. Zwar werden die Mädchen bei ihrem Stadtbummel auf frischer Tat ertappt, aber immerhin haben sie erreicht, was sie wollten: Sie haben die Stadt gesehen und somit als verschworene Gemeinschaft ihren Willen letztendlich durchgesetzt. Man könnte annehmen, Herta wäre froh gewesen, mit Frau Belz eine so wohlwollende Führerin zu haben – schließlich hatte der unerlaubte Ausflug unter ihrer Verantwortung

---

404 Herta an Zuhause, 19.9.44.

405 Maubach, Stellung, 99.

stattgefunden. Doch nachdem diese unmittelbar nach der Ankunft in Lyon versetzt wurde<sup>406</sup> und Herta und ihre übrigen vier Kameradinnen somit fortan ohne Führerin waren, schreibt sie an späterer Stelle im selben Brief:

„Überhaupt ist unser ObstLtn. überaus nett, unsere ganze Kommandantur ist begeistert und nachdem jetzt auch Frau Belz geflogen ist sind wir lauter junge Mädeln und verstehen uns ganz gut.“<sup>407</sup>

Frau Belz ist hier laut Herta wohlgermerkt nicht einfach nur versetzt, sondern – eher abwertend formuliert – „geflogen“. Aus dem ganzen Satz geht recht deutlich die Erleichterung hervor, nicht mehr unter der Obhut einer älteren Führerin sein zu müssen und nunmehr nur noch in Gesellschaft gleichaltriger Mädchen, also gewissermaßen „unter seinesgleichen“ zu sein. Von Dankbarkeit hingegen, etwa für Frau Belz' uneigennützig Initiative in Straßburg, ist im gesamten Brief und auch späterhin keine Rede. Die Episode in Straßburg wird, wie wir später noch sehen werden, auch im Verlauf der restlichen Einsatzzeit Hertas die einzige Gelegenheit bleiben, bei der sie im Zusammenhang mit Führerinnen Positives zu berichten wusste.

Wer aber waren die übrigen vier „jungen Mädeln“, die mit Herta in den Einsatz fuhren – ihre Kameradinnen, mit denen sie sich nach eigenem Bekunden „ganz gut“ verstand? Diese vier, die im Folgenden als Hertas „Primärgruppe“ bezeichnet werden sollen, werden von ihr unmittelbar nach der Ankunft in Marseille Anfang Oktober 1943 in einem Brief an ihre Angehörigen zuhause näher vorgestellt. Bevor jedoch auf diese Textstelle eingegangen wird, soll zunächst noch der Begriff der Primärgruppe kurz erläutert werden:

Im Kontext des Militärs bezieht sich der Terminus ursprünglich ausschließlich auf männliche Kameradschaft und stammt aus der frühen amerikanischen Militärsoziologie. Edward Shils und Morris Janowitz waren 1948 anhand von Befragungen deutscher Kriegsgefangener zu dem Schluss gekommen, die überraschend starke und bis zum Kriegsende anhaltende Kampfmotivation der Wehrmachtsoldaten hätte vor allem auf

---

406 Herta an Franz, 28.11.43.

407 Herta an Zuhause, 19.9.43.

der besonderen Festigkeit militärischer „Primärgruppen“ beruht:<sup>408</sup> Das wären „feste, familienähnliche, auf Vertrauen basierende, persönliche Bande in den kleineren militärischen Einheiten“ gewesen, die überdies auch ein regional-spezifisches Fundament gehabt hätten, da die Divisionen in regionalen Wehrkreisen aufgestellt und somit landsmannschaftlich homogen zusammengesetzt waren.<sup>409</sup> Omer Bartov aber widerspricht dieser These, da seiner Ansicht nach wegen der hohen Verluste im Osten und der dadurch bedingten Personalfuktuation seit 1941/42 von Primärgruppen keine Rede mehr sein könne.<sup>410</sup> Diese Einschätzung wiederum kritisiert Kühne, da sie nicht durch subjektive Quellen abgesichert sei, sodass er zu dem Schluss kommt, „dass es so etwas wie militärische Primärgruppenbindungen bis zum Schluss des Krieges gegeben hat“.<sup>411</sup> Auch Maubach verwendet den Begriff, nun bezogen auf Wehrmachthelferinnen, für „alte“, d.h. seit Kriegsbeginn bestehende Kameradschaften oder „regionale Bindungen“, die auch in der Endphase des Krieges noch intakt sein und Zusammenhalt stiften konnten.<sup>412</sup>

In genau diesem Sinne wird der Begriff im Folgenden auch hier angewandt, und zwar in Bezug auf Hertas Kameradinnengruppe, die sie selbst wie folgt beschreibt:

„Mit meinen Kameradinnen muß ich Euch auch einmal bekannt machen das wird Euch ja interessieren. Also wir sind 5 Gracien und da ist:

- 1.) Eva Waldmüller, 22 Jahre alt, mittelgroß, dunkel, Tochter eines Oberst, Wienerin, hübsch, gebildet und sehr selbstsicher aber recht nett und kameradschaftlich.
- 2.) Paula Davogt, 27 Jahre alt, klein, brünett, Pressburgerin, will gern die älteste hervorspielen und anschaffen. Ist sehr ehrgeizig ich komme aber gut mit ihr aus.
- 3.) Trude Fuchs, groß, blond, 21 Jahre alt, unsere Jüngste, Waisenkind und sehr lieb und zuvorkommend mit ihr verstehe ich mich am besten.
- 4.) Maria Scharinger, ca 26 Jahre alt, blond sehr hübsch, sondert sich aber von uns ab und geht lieber mit ihrem Chef aus; also für uns erledigt.“<sup>413</sup>

Zunächst einmal sei festgehalten, dass Herta hier dezidiert von „Kameradinnen“ spricht, also bereits zu einem sehr frühen Zeitpunkt ihres Kriegseinsatzes im besetzten

---

408 Kühne, Gruppenkohäsion, 535; bzw. ders., Kameradschaft, 12f.

409 Ebd. 12.

410 Ebd.

411 Kühne, Gruppenkohäsion, 536.

412 Maubach, Stellung, 252.

413 Herta an Zuhause, 4.10.43.

Frankreich ihre neuen Bekanntschaften mit dem soldatischen Begriff der Kameradschaft zu benennen bereit ist. Angesichts der Tatsache, dass sie und die übrigen Helferinnen im Verbindungsstab im Grunde nichts anderes als klassische Büroarbeit verrichteten, hätte sie nämlich genau so gut von „(Arbeits-)Kolleginnen“ sprechen können.

Darüber hinaus gewähren die stichwortartigen Kurzbeschreibungen von Hertas Kameradinnen bei näherer Betrachtung einen interessanten Einblick in ihr persönliches Verständnis von Kameradschaft: So fällt bei ihrer Charakterisierung Eva Waldmüllers zum Beispiel auf, dass sie diese als „gebildet und sehr selbstsicher *aber* recht nett und kameradschaftlich“ bezeichnet – fast so, als ob Bildung und Selbstbewusstsein auf der einen, und Kameradschaftlichkeit auf der anderen Seite für sie einander prinzipiell ausschließen. Tatsächlich aber erscheint diese Gegenüberstellung als in sich stimmig, schließlich wurden auch in der männlichen Kameradschaft Charaktere wie „Streber“, „Selbstsüchtige“ oder „Eitle“ und dergleichen von vorn herein scheinbar angesehen. Solche Soldaten galten als „einzelgängerisch“ und somit als zumindest potenziell „gemeinschaftsschädlich“ und „unkameradschaftlich“.<sup>414</sup> Zudem war, wie es Kühne formuliert, „der ‚Intellektuelle‘ [...] nicht per se ein Außenseiter. Aber er roch danach“.<sup>415</sup> Das kleine „aber“ in Evas Steckbrief kann somit als Indiz dafür angesehen werden, dass innerhalb der weiblichen Kameradschaft im Grunde dieselben oder zumindest sehr ähnliche moralische Maßstäbe galten wie in der von Kühne beschriebenen männlichen.

Von Paula Davogt, mit 27 Jahren die Älteste in der Gruppe, wird berichtet, sie wolle „gern die älteste hervorspielen und anschaffen“ und sei „sehr ehrgeizig“. Auch diese Charaktereigenschaften sieht Herta eher skeptisch, trotzdem kam sie ihren Worten zufolge auch mit Paula letztendlich gut aus. Offenbar hatte sie ein Problem damit, dass sich jemand, der nur unwesentlich älter als sie selbst war,<sup>416</sup> bloß aufgrund von Alter eine Autorität über sie und die anderen anmaßte. Scheinbar dürfte ein solches Verhalten für Herta nicht ins Bild kameradschaftlicher Egalität gepasst haben, weshalb hier auch das höhere Alter Paulas für sie keine relevante Größe darstellt. Auf ihre Ablehnung weiblicher Autoritätspersonen sowie die möglichen Gründe dafür wird später noch im Zusammenhang mit der Figur der Führerin eingegangen werden.<sup>417</sup>

---

414 Kühne, Kameradschaft, 84f.

415 Ebd. 85.

416 Herta war zu diesem Zeitpunkt 23 Jahre alt, Anm.

417 Siehe Unterkapitel „Die Führerin als Kameradin?“

Über Maria Scharinger fällt Herta ein ziemlich hartes Urteil: Nachdem diese lieber mit ihrem Chef ausgeht und sich von ihren Kameradinnen „absondert“, ist sie für diese „erledigt“. Aus deren Perspektive mag sie wegen ihrer Absonderung also als eine Art „Eigenbrötlerin“ gegolten haben und daher mithin als eine Person, die im Verdacht „egoistischen“ und somit „unkameradschaftlichen“ Einzelgängertums stand.<sup>418</sup> Trotzdem wird auch Maria, wie die anderen, von Herta als „Kameradin“ titulierte. Das ist nur ein scheinbarer Widerspruch, denn Kameradin zu sein hieß eben noch lange nicht, auch eine „gute“ Kameradin zu sein. Schließlich konnte man sich seine KameradInnen im Kriegseinsatz nicht aussuchen, sie wurden einem zugeteilt, was diese übrigens auch grundsätzlich von FreundInnen unterschied.<sup>419</sup> Auch dieser grundlegende Unterschied dürfte Herta also sehr bald bewusst geworden sein. Vor dem Hintergrund dessen, was im vorangehenden Kapitel „Der Chef als Kamerad“ dargelegt wurde, ist es gut möglich, dass auch Herta selbst von ihren Kameradinnen mit demselben Argwohn betrachtet wurde, mit dem sie Maria Scharinger beschreibt. Schließlich sollte auch sie späterhin sehr oft von ihrem Chef Oberstlttn. Klages eingeladen werden und relativ viel Zeit mit ihm verbringen.

Bleibt noch Trude Fuchs, mit 21 Jahren die Jüngste in der Gruppe, die Herta als „sehr lieb und zuvorkommend“ beschrieb und mit der sie sich offenbar auch am besten verstand. Mit ihr dürfte sie am meisten unternommen haben, wie zum Beispiel ihre erste größere Erkundungstour an der Mittelmeerküste nach ihrer Ankunft in Marseille:

„Gestern gab mir mein Chef ausnahmsweise den Nachmittag frei und Trude und ich benutzten die Zeit zu einer Wanderung längs der Küste. 3 Stunden sind wir in der heißen Mittelmeersonne gewandert, haben auch einige Aufnahmen gemacht und unsere Gebeine in südliche Gewässer gesteckt. [...] Zurück sind wir dann mit der Straßenbahn gefahren und haben uns glücklich verfahren, sodaß wir die Theatervorstellung, zu der wir geladen waren, glücklich versäumt haben. Als Ersatz sind wir dann noch ins Kameradschaftsheim speisen gegangen und haben uns trotz Eintopf gut unterhalten.“<sup>420</sup>

Wie beim eingangs beschriebenen Stadtbummel in Straßburg war demnach auch am endgültigen Einsatzort Marseille für Herta „die Bewegung in [...] weiblicher

---

418 Kühne, Kameradschaft, 85.

419 Ebd. 82.

420 Herta an Zuhause, 3.10.43.

Kameradschaft eine konkrete Form, sich das besetzte Land anzueignen<sup>421</sup> und seine landschaftlichen und kulturellen Sehenswürdigkeiten zu entdecken. Herta scheint hier, zwischen Küstenwanderung und Theatereinladung, fast schon einen regelrechten „Freizeitstress“ mit ihren Kameradinnen bewältigen zu müssen. Denselben Eindruck vermitteln auch die beiden folgenden Textstellen:

„Gestern Sonntag war ich das erste mal im Meer baden, es war herrlich! Nachmittag sind wir mit der Tramway hinausgefahren, haben ein feines Strandbad ausfindig gemacht und uns in der Sonne gepatzt! Paula und Trude waren mit, sind aber nicht ins Wasser hinein. [...]

Leider mußte ich zeitig zurück, da ich abends vom Oberstltn und Hptm eingeladen war.“<sup>422</sup>

„Abends sind wir immer sehr beschäftigt, ich bin mein ganzes Leben noch nicht so viel in Theatern, Varietes, Kino usw. gewesen wie jetzt.“<sup>423</sup>

Ganz generell dürfte es also vornehmlich die gemeinsam verbrachte Freizeit gewesen sein, die für die Erfahrung weiblicher Kameradschaft vonseiten Hertas prägend war, zumindest in der Anfangsphase ihres Einsatzes. Sie konnte schon allein deshalb nur in ihrer Freizeit weibliche Gemeinschaft erfahren, weil sie während ihrer Arbeitszeit durch ihr Einzelbüro von ihren Kameradinnen räumlich getrennt war. Diese werden in Hertas Briefen jedenfalls meist im Zusammenhang mit Freizeitunternehmungen erwähnt, sodass sich für die Charakterisierung dieses Kameradinnenverhältnisses schon fast der Begriff einer reinen „Freizeitkameradschaft“ anbieten würde.

Aber eben nur fast. Denn schließlich waren Herta und ihre vier Kameradinnen nicht auf Urlaub oder bloß zum Spaß in Frankreich, sondern sie waren Besatzungspersonal der Deutschen Wehrmacht und bewegten sich als solches in einer potenziell immer feindlichen und gefährlichen Umgebung. Dass deren Erschließung, so touristisch sie auch immer gewesen sein mag, aus Sicherheitsgründen grundsätzlich nie im Alleingang, sondern immer nur in der KameradInnengruppe vonstatten gehen konnte, hatte Herta bereits in Lyon klargestellt:

„Einzelnen gehen wir überhaupt nie weg, immer mindestens zu zweit, es ist so sicherer,

---

421 Maubach, Stellung, 121.

422 Herta an Zuhause, 4.10.43.

423 Herta an Zuhause, 31.10.43.

besonders abends.“<sup>424</sup>

Und tatsächlich konnte die Erfahrung von gemeinsam verbrachter Freizeit, Muße und Zerstreuung plötzlich und unvermittelt in eine Erfahrung geteilter Gefahr umschlagen, wie Herta sehr bald am eigenen Leib erfahren musste. Davon berichtet ihre folgende Beschreibung eines Kinobesuchs mit überraschendem Ausgang:

„Bei uns in M[arseille]. habe ich auch gestern das erstmal [sic] Krachen gehört. Eva und ich waren abends im Kino, Gottseidank sassen [sic] wir ziemlich hinten, sind also eine der ersten [sic] gewesen die draußen waren. Ein paar Sekunden hinter uns, wir stehen gerade mitten auf der Strasse, krachen zwei geschmissene Handgranaten. Wir sind natürlich gerannt was die Beine hergaben. Heute habe ich erfahren, daß es 6 Verwundete gegeben hat. Jedenfalls ist mein Kinohunger auf geraume Zeit gestillt.“<sup>425</sup>

Gerade auch in und um Marseille waren mehrere Zellen waren verschiedene Gruppen französischer Widerstandskämpfer, der sogenannten „Maquis“, aktiv. Deren Angriffe waren auch Anlass der gewaltsamen Räumung und anschließenden Sprengung des alten Hafenviertels durch die Wehrmacht im Februar 1943 gewesen.<sup>426</sup> Doch obwohl neben regulären Wehrmachtsverbänden auch Einheiten der Gestapo, der SS und der Sicherheitspolizei in der Stadt stationiert waren um die Partisanengefahr zu bändigen,<sup>427</sup> kam es auch danach wiederholt zu Anschlägen der Maquis.

Einen dieser Anschläge erlebten nun Herta und ihre Kameradin Eva Waldmüller am 1. November 1943 hautnah mit. Zur bloßen Erfahrung der gemeinsamen touristischen Erkundung der fremden Orte und der gemeinsamen Freizeitaktivitäten kommt hier also noch die existenzielle Erfahrung gemeinsam überstandener Gefahr hinzu, die für die Kameradschaft der beiden Helferinnen prägend gewesen sein dürfte. Der Eindruck entspannter und müßiger Unbeschwertheit, den Hertas Schilderungen von Freizeitunternehmungen im Kameradinnenkreis oft vermitteln, täuscht also. Wie der Handgranatenanschlag auf deutsche KinobesucherInnen zeigt, konnte die Gefahr

---

424 Herta an Zuhause, 25.9.43. Eine Erschließung der fremden Orte auf eigene Faust verbot sich aus Gründen der Sicherheit ohnehin, vgl. Maubach, Stellung, 118, 121.

425 Herta an Zuhause, 2.11.43.

426 Vgl. z.B.: Raoul Busquet, *Histoire de Marseille* (Paris 1945), 454; Duchêne, *Marseille*, 640ff; Ahlrich Meyer, *Die deutsche Besatzung in Frankreich 1940-1944. Widerstandsbekämpfung und Judenverfolgung* (Darmstadt 2000), 115ff.

427 Duchêne, *Marseille*, 642.

theoretisch immer und überall lauern und muss daher in den Köpfen der Beteiligten immer präsent gewesen sein – auch wenn diese in ihren Briefen nicht immer explizit davon schrieben, sondern die Gefahr vielmehr oft genug bewusst ausgeblendet haben dürften. In einer besetzten Stadt im KameradInnenverband anstatt alleine unterwegs zu sein bedeutete also nicht nur bloß fröhliche Geselligkeit zu Feierabend, sondern immer und allem voran auch ein gesteigertes Gefühl von Sicherheit. In diesem Sinne kann man in Hertas Fall zwar von einer vornehmlich durch gemeinsame Freizeit verfestigte Kameradschaft sprechen. Doch wäre der bei einer oberflächlichen Lektüre der Briefe vielleicht naheliegende Begriff „Freizeitkameradschaft“ irreführend, da er die Dimension der Gefahr, der auch die Wehrmachthelferinnen im besetzten Frankreich ausgesetzt waren, nicht berücksichtigt.

Die Kameradschaft zwischen Herta und den anderen Helferinnen bestand aber nicht ausschließlich in gemeinsamer Freizeitgestaltung, sondern bewies sich zuweilen auch durch gegenseitige Hilfeleistungen. In der folgenden Briefstelle geht es um eine solche Gefälligkeit, die Herta von Eva Waldmüller erwiesen wurde und die in Hinsicht auf das bereits beschriebene subversive Element der Kameradschaft interessant ist:

„Eva fährt heute in Urlaub und ich möchte diese Gelegenheit wahrnehmen um Euch zu bitten mir gelegentlich 100 RM zu schicken. Das geht aber auf keinen Fall in einem Brief, Ihr müßt halt ein kleines Packerl zusammenmachen, vielleicht Obst, und sie drin verstecken. Auch bitte in einem Brief nichts erwähnen.“<sup>428</sup>

Eva nimmt Hertas Brief in die Heimat mit, um ihn dort bei der regulären Post aufzugeben – eine in der Wehrmacht weit verbreitete Strategie, um die Zensur der Feldpost zu umgehen. Diese wurde zwar nur stichprobenartig vorgenommen, konnte aber theoretisch doch jede Sendung in die Heimat treffen, sodass sich die SchreiberInnen die Erwartung einer Zensur oft schon beim Schreiben selbst zu Eigen machten.<sup>429</sup> Vonseiten des Urlaubers oder der Urlauberin war diese Art der Zensurumgehung eine mit sehr wenig Aufwand verbundene und doch subversive, weil ja gegen den militärischen Repressionsapparat gerichtete Praxis. In diesem Fall bittet

---

428 Herta an Zuhause, 9.1.44.

429 Benjamin Ziemann, Feldpostbriefe der beiden Weltkriege – eine „authentische“ Quellengattung? In: Peter Eigner, Christa Hämmerle, Günter Müller (Hg.), Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht (Wien 2006) 65.

Herta in ihrem nunmehr von der Zensur unbedrohten Brief ihre Angehörigen um die Sendung von 100 Reichsmark – wohl wissend, dass die Versendung größerer Bargeldbeträge ins besetzte Ausland aus währungspolitischen Gründen streng verboten war.<sup>430</sup> Das Geld solle einfach in einem Essenspaket versteckt werden, schrieb sie – was ebenso üblich gewesen sein dürfte, wie die Umgehung der Zensur durch UrlauberInnen.<sup>431</sup> Eva wird hier in ihrer Rolle als inoffizielle Briefträgerin in geheimer Mission also indirekt auch zur Erfüllungsgehilfin von Hertas persönlichen Konsumgelüsten, die wiederum ihren (wenn auch kleinen) Anteil zur wirtschaftlichen Ausbeutung Frankreichs durch die Wehrmacht beitrugen.

Freilich aber erwachsen derartige Gefälligkeiten nicht aus dem Geiste eines reinen Altruismus, sondern waren eingebunden in ein zumeist unausgesprochenes, aber „verpflichtendes System der Reziprozität“,<sup>432</sup> oder anders ausgedrückt: Die Kameradschaft war ein „Geschäft auf Gegenseitigkeit“.<sup>433</sup> Dass die Hilfeleistung, die man von seinen KameradInnen erwarten konnte, alles andere als bedingungsloser Natur war, musste Herta spätestens erfahren, als sie im Juni 1944 unter einem Zigarettenengpass litt:

„Anbei lege ich wieder 4 Paketmarken bei, ja was macht man damit, wenn Paketsperre ist? Ich habe [...] in Erfahrung gebracht, daß das einzig rentable Zigaretten sind. Ob Mutter aber so etwas schickt? Ihr müßt aber bedenken, daß ich keinen Chef mehr habe der mir welche schenkt. Pauline hat mir erst heute das Angebot gemacht, putz mir meine Schuhe, bekommst eine Zigarette, ist das nicht niederträchtig?“<sup>434</sup>

Zwar haben letztlich alle sozialen Handlungen Tauschcharakter<sup>435</sup> und Hertas alter Chef Oberstlt. Klages, der ihr die Zigaretten noch geschenkt hatte, dürfte das wohl auch nicht ganz ohne Hintergedanken getan haben. Pauline jedoch spricht das Tauschsystem gegenseitigen Gebens und Nehmens allzu offen aus, indem sie von Herta eine sofortige Gegenleistung erwartet – und obendrein auch noch eine ziemlich erniedrigende. Herta kann ihr Angebot folglich nicht anders als „niederträchtig“ werten. Wie anders liest sich eine Stelle aus einem Brief, den sie von ihrem Bruder Franz

---

430 Götz Aly, Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus (Frankfurt a. M. 2005), 114f.

431 Ebd., 118.

432 Kühne, Kameradschaft, 83.

433 Ebd., 122.

434 Herta an Zuhause, 10.6.44.

435 Kühne, Kameradschaft, 83.

erhielt, in der es auch um das kameradschaftliche Teilen geht und die hier als Gegenbeispiel herangezogen werden soll:

„Für Dein Packerl will ich mich auch bestens bedanken [...] u. sie haben prima geschmeckt die Keks, wir haben sie bei Schneesturm 300m vom Russen weg vertilgt.“<sup>436</sup>

Der Akt des Teilens der Kekse, die er von seiner Schwester bekommen hat, wird hier von Franz nur indirekt durch das „wir“ angedeutet („wir haben sie [...] vertilgt“) und somit zu einer Selbstverständlichkeit, die gar nicht erst beim Namen genannt werden muss.

Durch die exemplarische Gegenüberstellung dieser beiden Textstellen wird deutlich, dass erst materielle Entbehrungen und Lebensverhältnisse, unter denen man gemeinsam zu leiden hatte, dem kameradschaftlichen Teilen seine volle Bedeutung verliehen.<sup>437</sup> Je prekärer die Verhältnisse und je größer das gemeinsame Leid waren, desto eher konnte sich „echte“ kameradschaftliche Vergemeinschaftung einstellen<sup>438</sup> – gleichsam nach dem Motto „Geteiltes Leid ist halbes Leid“. Unter diesem Gesichtspunkt konnte Kameradschaft für Wehrmachthelferinnen (zumal für Stabshelferinnen<sup>439</sup>), denen es im Besatzungsalltag verglichen mit Frontverhältnissen relativ gut ging, von vorn herein nicht dieselbe existenzielle Bedeutung gewinnen wie für die Kampfgemeinschaft der Soldaten unmittelbar an der Front.

Allerdings waren auch Herta und ihre Kameradinnen im späteren Verlauf ihres Einsatzes mit Rahmenbedingungen konfrontiert, unter denen sie gemeinsam zu leiden hatten und die sie näher zusammenrücken ließen. Ab April 1944 war das vor allem die verschärfte Diensterteilung, die vom neuen Kommandanten Generalmajor Boie eingeführt wurde, der im Zuge der Umgliederung und Aufwertung des Verbindungsstabes 497 zu einer Feldkommandantur das Kommando von Oberstlttn. Klages übernommen hatte.<sup>440</sup> Herta schreibt, die Arbeitsbedingungen seien unter Boie „furchtbar erschwert“, darunter leide nicht nur sie selbst, „sondern der ganze Stab“, wo

436 Franz an Herta, 25.2.44.

437 Kühne, Kameradschaft, 160.

438 Ebd.

439 Maubach spricht von den Stabshelferinnen als derjenigen Helferinnengruppe, die den niedrigsten Militarierungsgrad hatte. Anders als etwa die Nachrichtenhelferinnen wurden sie „nicht im Verband untergebracht und eingesetzt, sondern lebten und arbeiteten in aller Regel vereinzelter“, was (m.E.) implizit auch auf ein geringeres Verkameradschaftungspotenzial schließen lässt, vgl.: Maubach, Stellung, 100f.

440 Vgl. Unterkapitel 7.3.3 „Klages wird Kamerad“.

man nur noch die Hoffnung hätte, „daß er [Boie] sich ein anderes Tempo angewöhnt“.<sup>441</sup> Außerdem wurde auch die Freizeit der Stabshelferinnen erheblich beschnitten:

„Ab heute haben wir St.H. 50%igen Anwesenheitsdienst, wofür das gut sein soll, hat man uns ja nicht gesagt, jedenfalls steht das eine fest, wir dürfen (jeden 2. Tag) den ganzen Tag nicht aus dem Haus. [...] Und noch würden wir nichts sagen, würden wir einen Sinn in der Sache erkennen. Daß die Mannschaft und Offiz. es haben müssen, ist klar aber bei uns Stabshelferinnen.“<sup>442</sup>

Wahrscheinlich passierten diese Änderungen der Diensterteilung nicht ausschließlich aus reiner Willkür vonseiten Boies, sondern auch vor dem Hintergrund der allgemeinen Tendenz, dass man sich mit fortschreitend prekärer werdender Kriegslage im besetzten Gebiet zunehmend in Gefahr wähnte und sich immer mehr auf die Innenräume der Besatzung zurückzog, sodass sich das Leben im Einsatz auf immer kleinerem Raum abspielte.<sup>443</sup> Herta und ihre Kameradinnen jedoch wollen nicht einsehen, warum auch sie sich, genauso wie die Mannschaften und Offiziere, nun in eine straffere militärische Ordnung unter Boies Führung einfügen müssen. Offenbar hatten sie sich schon allzu sehr an ihren, im Vergleich zu ihren männlichen Kameraden, weniger militärischen Status als Stabshelferinnen gewöhnt, bzw. daran, dass sie unter Klages noch mit weniger Strenge behandelt worden waren als die Männer.

Auch ihre alltäglichen Umgangsformen innerhalb der Dienststelle dürften Boie zu leger, bzw. zu wenig militärisch gewesen sein, was von Herta und ihren Kameradinnen eine habituelle Umstellung abverlangte, die ihnen sichtlich unangenehm war:

„Also vor allem hat ihm unser Gruß nicht gepasst, bis jetzt hats „Guten Morgen“, „Mahlzeit“ und „Guten Abend“ geheißen, nun ab jetzt haben wir St.H. sowohl im Haus als auch auf der Strasse mit erhobener Hand zu grüßen. Ich komm mir dabei furchtbar blöd vor und ihr solltet einmal beobachten wie sich jede herumdrückt. Jede verschwindet wenn der Gen. daher kommt und wenn's nicht anders geht ins Klo. Abends verlässt keine vor ihm den Speisesaal denn gehe ich an seinem Tisch vorbei muß ich stramm grüßen, ein andermal machen wir wieder Fleißaufgabe und marschieren eine nach der anderen an ihm vorbei

---

441 Herta an Zuhause, 12.4.44.

442 Herta an Zuhause, 20.4.44.

443 Maubach, Stellung, 169, 182.

und machens ja recht stramm. Natürlich wird gegenseitig beobachtet; wer hats am besten gemacht! Es ist zum Piepen.“<sup>444</sup>

Die straffere militärische Atmosphäre, die fortan unter Boies Regime im Stab Einzug hält, manifestiert sich also auch in so etwas vergleichsweise Belanglosem, aber augenscheinlich symbolisch doch sehr Bedeutsamem, wie der alltäglichen Grußpraxis: Die Stabshelferinnen sind nunmehr angehalten, vor ihrem Kommandanten den deutschen Gruß zu entrichten. Die für sie offenbar unangenehme Situation lässt sich aber nicht auf Dauer vermeiden – schließlich kann man sich auch nicht ständig auf der Toilette verstecken. Den Kameradinnen bleibt daher nichts anderes übrig, als sich insgeheim über den von ihnen eingeforderten militärischen Habitus lustig zu machen, indem sie demonstrativ am Generalmajor vorbei „marschieren“, den deutschen Gruß „ja recht stramm“ vollführen und danach untereinander ironisch Haltungsnoten vergeben.

In ihrem geheimen Witz bilden die Frauen eine kleine „verschworene (Leidens-)Gemeinschaft“, die sich gegen ein „oben“ (hier verkörpert durch die Person Boies) solidarisiert.<sup>445</sup> In diesem Fall ist die Art des kameradschaftlichen Gemeinschaftsgeistes zudem eine spezifisch weibliche, da sie sich gegen den männlich-militärischen Habitus wendet, der hier nur auf ironische Weise und mit Vorbehalt nachgeahmt wird,<sup>446</sup> womit gleichzeitig eine „Ebene der Distanz zum anderen Geschlecht“<sup>447</sup> eingezogen wird. Die Episode beschreibt somit nicht nur ein Beispiel für spontanen und kontextgebundenen Frauenhumor, in dessen Rahmen die Frauen auch über sich selbst lachen konnten und der den weiblichen Gruppenzusammenhalt förderte,<sup>448</sup> sondern auch eine kollektiv angetretene „kleine Flucht“: eine Form von weiblichem Eskapismus, mit dessen Hilfe die Frauen zumindest zeitweise eine symbolische Gegenwelt zur Männergesellschaft des Militärs schaffen konnten, um diese für sich leichter erträglich zu machen.<sup>449</sup>

---

444 Herta an Zuhause, 20.4.44.

445 Vgl. Kühne, Gruppenkohäsion, 538.

446 Vgl. Franka Maubach, Zwischen Selbstermächtigung und Ernüchterung: Erfahrungen weiblicher Hilfe für die Wehrmacht im Ausnahmezustand des Krieges, In: Latzel/Maubach/Satjukow, Soldatinnen, 296.

447 Vgl. Maubach, Führerinnen-Generationen (o.S.).

448 Vgl. Mercilee M. Jenkins, Was ist daran so lustig? Scherze unter Frauen, In: Helga Kottoff (Hg.), Das Gelächter der Geschlechter. Humor und Macht in Gesprächen von Frauen und Männern (Zweite Auflage, Konstanz 1996) 46f, sowie Helga Kottoff, Vom Lächeln der Mona Lisa zum Lachen der Hyänen, In: Kottoff, Gelächter der Geschlechter, 140f.

449 Vgl. Latzel/Maubach/Satjukow, Soldatinnen in der Geschichte, 33; sowie Beate Fieseler, Rotarmistinnen im Zweiten Weltkrieg. Motivation, Einsatzbereiche und Erfahrungen von Frauen an der Front, In: Latzel/Maubach/Satjukow, Soldatinnen, 322.

#### 7.4.2 „Pifkeneserinnen“ als Außenseiterinnen

Wie viele Stabshelferinnen genau beim Verbindungsstab 497 beschäftigt waren, lässt sich aus den verfügbaren Quellen nicht rekonstruieren, deren Anzahl war ohnehin ständigen Schwankungen unterworfen, vor allem im späteren Zeitverlauf. Fest steht jedenfalls, dass es sich zu Beginn des Einsatzes in Südfrankreich, das heißt zum Zeitpunkt der Ankunft des Stabes in Marseille Anfang Oktober 1943, lediglich um fünf Frauen gehandelt hat: Neben Herta selbst waren das ihre bereits vorgestellten Kameradinnen Eva Waldmüller, Paula (bzw. auch: „Pauline“) Davogt, Trude Fuchs und Maria Scharinger.

Die Zahl der Helferinnen dürfte in der Folge nur sehr langsam angewachsen sein. Ende November 1943 schreibt Herta das erste Mal von Zuwachs, und zwar, dass nun „eine siebente Stabshelferin“ gekommen sei<sup>450</sup> (womit auch eine nicht direkt genannte sechste impliziert wird). In der ersten Kameradschaftszeitung, die zum Anlass des Weihnachtsfestes 1943 verfasst wurde, werden neben den fünf oben namentlich genannten auch noch „Frl. Pohl“, „Frl. Bungert“ sowie „Frau Fischer“ erwähnt,<sup>451</sup> sodass zum Jahreswechsel 1943-44 von mindestens acht Helferinnen ausgegangen werden kann.

Zwar nennt der Kriegsstättenachweis des „Militärbefehlshabers in Frankreich“ genaue Zahlenangaben, denen zufolge sich eine Feldkommandantur in Frankreich ab August 1943 aus 31 Offizieren, 18 Militärverwaltungsbeamten, 23 Unteroffizieren, 38 Mannschaften und 34 Stabshelferinnen zusammensetzte.<sup>452</sup> Allerdings wurden die Verbindungsstäbe im Heeresgebiet Südfrankreich (darunter auch derjenige in Marseille) erst ab dem Frühjahr 1944 zu vollwertigen Feldkommandanturen umgegliedert,<sup>453</sup> sodass deren weiblicher Personalbestand bis zu diesem Zeitpunkt als deutlich geringer angesetzt werden muss. Im Kontext dieser Reorganisation schreibt Herta zwar von weiblicher Verstärkung, nennt aber keine konkreten Gesamtzahlen.<sup>454</sup> Es ist also davon auszugehen, dass sich die für Feldkommandanturen avisierte Vollbesetzung mit 34

---

450 Herta an Zuhause, 24.11.43.

451 Gedichtband 1, 3f. Bei Frau Fischer dürfte es sich sehr wahrscheinlich nicht um eine Führerin, sondern um eine ältere, bzw. bereits verheiratete Helferin gehandelt haben, Anm.

452 Lieb, Konventioneller Krieg, 55.

453 Ebd., 56.

454 z.B. Herta an Zuhause, 3.4.44: „Angeblich [sic!] sollen wir noch 20 St.H. Herbekommen“ – was aber späterhin von ihr nicht bestätigt wird, Anm.; sowie Herta an Zuhause, 2.5.44: „Wir haben bis jetzt schon vier neue St.H. dazu-bekommen“.

Stabshelferinnen in Hertas Marseiller Dienstzeit nicht (oder allenfalls erst ganz zum Ende annähernd) einstellte. Wahrscheinlich sah sie sich, wenn überhaupt, erst nach ihrer Versetzung zur Oberfeldkommandantur Avignon Mitte Juni 1944 mit einer größeren, d.h. sich im Bereich von 34 bewegenden Anzahl von Helferinnen konfrontiert.

Aus all dem kann nun geschlossen werden, dass Herta und ihre vier Kameradinnen, die im vorangegangenen Kapitel als ihre Primärgruppe vorgestellt wurden, relativ lange Zeit unter sich blieben. Somit etablierten sie ihre eigene Spielart weiblicher Kameradschaft nur für sich, also in einem sehr kleinen und überschaubaren Kreis, und zwar vornehmlich im Rahmen gemeinsamer Freizeitunternehmungen. Untergebracht waren sie jeweils in Einzelzimmern im Hôtel de Bordeaux, also in demselben Gebäude, in dem sich auch ihre Dienststelle befand. Herta war mit der praktischen Lage ihrer Unterkunft sehr zufrieden: „idealer gehts wohl nicht mehr“ hatte sie unmittelbar nach ihrem Einzug dazu gemeint.<sup>455</sup>

Grundsätzlich hätte es aber noch eine ganz andere Form der Unterbringung gegeben: In Orten mit einer größeren Anzahl an Stabshelferinnen war nämlich die Einrichtung eines von einer Führerin geleiteten Helferinnenheims vorgesehen.<sup>456</sup> Zwar gab es in Marseille vorerst kein solches Heim. Als aber schließlich doch eines von der militärischen Führung vor Ort in Erwägung gezogen wurde, stieß das bei Herta auf wenig Gegenliebe:

„Soviel ich hörte, wird unser Bleiben hier im Hotel nicht mehr sehr lange sein, da wir voraussichtlich sehr bald in ein Stabshelferinnenheim kommen. Tut mir recht leid, denn erstens ist es hier recht bequem gleich neben dem Büro und außerdem auf die vielen neuen Gesichter bin ich gar nichts neugierig, es sind ja doch meistens Pifkeneserinnen [sic].“<sup>457</sup>

Die höchst eigentümliche Bezeichnung „Pifkeneserin“ als die feminisierte Form des (meist) pejorativen Begriffs „Piefke“ für Norddeutscher bzw. Preuße in der österreichischen Umgangssprache<sup>458</sup> wird hier von Herta eindeutig in abwertender

---

455 Herta an Zuhause, 1.10.43.

456 Maubach, Stellung, 100f.

457 Herta an Zuhause, 14.11.43.

458 Vgl. Bertrand Michael Buchmann, Österreicher in der Deutschen Wehrmacht. Soldatenalltag im Zweiten Weltkrieg (Wien/Köln/Weimar 2009), 39.

Absicht verwendet. Eine allfällige liebevoll-neckende Verwendung des Begriffs (die grundsätzlich genauso möglich wäre)<sup>459</sup> kann hier aus dem Kontext heraus ausgeschlossen werden. Herta bringt damit recht deutlich ein gewisses Ressentiment gegen Kameradinnen aus dem nördlichen Teil des „Altreichs“ zum Ausdruck.<sup>460</sup> Das Stabshelferinnenheim blieb Herta erspart und sollte es auch in weiterer Folge bleiben. Der Begriff „Pifkeneserin“ jedoch kehrt sehr bald wieder, und zwar abermals in klar abwertender Weise:

„Heute haben wir eine siebente Stabshelferin bekommen, natürlich eine Pifkeneserin, bin neugierig wie sie sich macht.“<sup>461</sup>

Der Tonfall dieser Äußerung legt den Schluss nahe, dass die neue Stabshelferin aus dem Altreich von Herta von vorn herein skeptisch beäugt wurde, und zwar noch bevor sie überhaupt Gelegenheit gehabt hätte, sich an ihrem Arbeitsplatz oder in der bereits bestehenden weiblichen Kameradschaft der Helferinnen zu bewähren. Hertas offensichtliche Voreingenommenheit gegen reichs- bzw. norddeutsche Kameradinnen beschränkte sich auch nicht auf die Verwendung des pejorativen Begriffs „Pifkeneserin“, wie die folgende Passage zeigt, in der dieser nicht vorkommt:

„Ich bin mit einer neuen Stabshelferin einer Berlineriner zum offenen Meer hinaus. Die war auch restlos begeistert. [...] Ich sitze jetzt nicht mehr allein in meinem Zimmer. Die Berlineriner ist mir beigegeben. Ob das so bleibt weiß ich nicht, wahrscheinlich nicht denn in anderen Abteilungen fehlen die Kräfte und hier sitzen wir zwei. Nun hoffentlich entscheidet es sich bald denn recht angenehm ist es nicht wenn immer wer Fremder hier herumsitzt. [...] Sollte ich wegkommen, werd ich mich auch nicht kränken, bloß um das schöne Zimmerchen ist mir leid.“<sup>462</sup>

Auffallend ist hier zunächst einmal, dass Herta die neue Stabshelferin nicht bei ihrem Vornamen nennt, wie sie das sonst bei ihren „alten“ Kameradinnen tut, sondern sie mit der bloßen Bezeichnung „Berlineriner“ vielmehr auf ihre (norddeutsche) Herkunft

---

459 Auf die gemeinschaftsstiftende Wirkung ironisch gemeinter Spötteleien wurde bereits an anderer Stelle eingegangen, siehe das Kapitel „7.2.2 „Der männliche Blick auf die Helferinnen im Spiegel der Kameradschaftszeitungen“.

460 Es gab aber auch handfeste Ressentiments der „Reichsdeutschen“ gegen die „Ostmärker“, vgl. Buchmann, *Österreicher in der Deutschen Wehrmacht*, 39ff, sowie Thomas Grischany, *The Austrians in the German Wehrmacht, 1938-1945* (Chicago 2007), 222ff.

461 Herta an Zuhause, 24.11.43.

462 Herta an Zuhause, 12.1.44.

reduziert. Trotzdem legt die Tatsache, eines gemeinsamen Spaziergangs zum Meer, die Vermutung nahe, dass sie zumindest den Versuch unternimmt, mit der neuen Kameradin Kontakt zu knüpfen. Übrigens geschieht das auf dieselbe Weise wie mit den Kameradinnen ihrer Primärgruppe, mit denen sie ja ebenfalls vornehmlich im Rahmen gemeinsamer touristischer Erschließung der neuen Umgebung und Freizeit kameradschaftliche Verbindung hergestellt hatte. Doch offenbar dürfte die Kontaktaufnahme nicht erfolgreich gewesen sein – denn letztendlich bleibt die Berlinerin doch nur ein „Fremder“. Zwar teilen die beiden sich nun denselben Arbeitsplatz (zumindest kurzzeitig), sodass ein besseres Kennenlernen grundsätzlich im Bereich des Möglichen liegen würde. Doch Herta empfindet die Anwesenheit einer zweiten Person in „ihrem“ Büro nur als unangenehm („recht angenehm ist es nicht“). Dazu kommt die Unsicherheit, sie könne in eine andere Abteilung versetzt werden und somit ihr „schönes Zimmerchen“ an die Berlinerin verlieren, was diese auch noch zu einer Konkurrentin macht. Möglicherweise hat diese Konkurrenzsituation Hertas Ressentiment sogar noch verstärkt, sodass ihr die neue Kameradin, die wohlgerne nicht als solche bezeichnet wird, auch weiterhin fremd blieb.

Herta war aber nicht die einzige, die weiblichen Neuankömmlingen (zumal norddeutschen) in der Feldkommandantur a priori mit Skepsis begegnete. Aus einem ihrer Briefe, der im zeitlichen Kontext der Personalaufstockung im Frühjahr 1944 entstand, geht hervor, dass ihre alten „Primärkameradinnen“ offenbar genau dieselbe skeptische Haltung einnahmen:

„Wir haben bis jetzt schon vier neue St.H. dazubekommen [...]. Allerdings sind die Qualitäten dieser Kräfte so minderwertig, daß man tatsächlich nicht weiß wo man sie hinstecken soll, auch passen sie in ihrem Äußeren und ihrer Art gar nicht zu unserer alten Gilde, wir sind gar nicht erbaut, daß wir solchen Zuwachs bekommen.“<sup>463</sup>

Herta spricht hier in der ersten Person Plural, also in einem kameradschaftlichen „Wir“. Ihre angestammte Kameradinnengruppe wird zu „unserer alten Gilde“, was fast schon wie ein Ehrentitel anmutet. Die Neuen hingegen sind nicht nur noch nicht eingearbeitet, sondern passen offenbar auch in ihrem Habitus nicht dazu. Interessanterweise wird

---

463 Herta an Zuhause, 2.5.44.

aber auf die konkreten Eigenheiten „ihrer Art“ gar nicht erst weiter eingegangen. Jedenfalls wäre die „alte Gilde“ offensichtlich lieber unter sich geblieben.

Allerdings findet sich in der Passage kein Hinweis auf die regionale Herkunft der neuen Stabshelferinnen, geschweige denn auf ein spezielles Anti-„Piefkeneserinnen“-Ressentiment bei Hertas Kameradinnen. Auch in ihren übrigen Briefen kommt kein Beleg dafür vor. Jedoch gibt es in einer anderen Quelle ein klares Indiz zumindest dafür, dass die Helferinnen Angehörige ihres eigenen, d.h. des österreichisch-bayrischen Sprachraums bevorzugten. In Pauline Davogts Brief, den diese lange nach dem Krieg ihrer alten Kameradin Herta schrieb, erzählt sie von folgender Begebenheit:

Nach der Trennung von ihren übrigen Kameradinnen Mitte Juni 1944 wurde sie gemeinsam mit ihrer Kameradin Trude Fuchs nach Mendes versetzt, das aber als sehr gefährliches „Partisanennest“ galt. Auf dem Weg dorthin machten die beiden einen Zwischenstopp in Nimes, wo sie zufällig erfuhren, dass der dortige General ein Münchner sei und daher „unsere Sprache spreche“. Pauline fasste sich ein Herz und bat ihn, bei ihm im relativ sicheren Nimes bleiben zu dürfen – und zwar mit dem ziemlich schlichten Argument „[I]ch hörte, H. General seien Münchner, da dachte ich fein – kannst es wagen“. Der Münchner General, offensichtlich amüsiert über die große Chuzpe der beiden Wiener Stabshelferinnen, kam schließlich der Bitte nach und Pauline und Trude durften (vorerst) bei ihm bleiben.<sup>464</sup>

Die Episode zeigt recht anschaulich, wie eine regionale Bindung – obendrein eine denkbar lose – erfolgreich genutzt werden konnte, um Zusammenhalt in Zeiten der Gefahr zu stiften.<sup>465</sup> Die besonders große Relevanz dieser Regionalbindungen steht jedoch im krassen Widerspruch zu den hohen Ansprüchen des Deutungsmusters Kameradschaft per se, das ja sämtliche zivilgesellschaftliche und weltanschauliche Trennlinien (wie Klassen, Konfessionen, Parteien und eben auch Regionen) zu

---

464 siehe Pauline Davogt an Herta Gruber, 6.10.1966, 1f: „Durch Zufall erfuhren wir daß der General von Nimes ein Münchner sei – u. daher unsere Sprache spreche. [...] [I]ch sagte ganz offen u. ehrlich daß ich bitte den Herrn Gene-ral sprechen zu dürfen, da ich hörte er sei Münchner u. ich bin Wienerin. [...] Da stand er auf einmal vor mir u. fragte amüsiert was mich zu ihm führe. Sag ich H[eil]. H[itler]. Herr General ich möchte Sie so gerne bitten, daß ich bei Ihnen bleiben dürfe, ich bin nach Mendes versetzt u. das sei ein Partisanennest [...]. Sag ich, ich hörte, H. Gene-ral seien Münchner, da dachte ich fein – kannst es wagen. Das gefiel ihm derart gut. Ein Hallo der Offiziere ja also ich könne bleiben. Mein ich aber bitte darf meine Kollegin auch bleiben [...]. Sie ist auch Wienerin u. wir sind von Anfang zusammen gewesen. Lacht er u. sagt auch sie dürfe.“

465 Vgl. dazu auch Maubach, Stellung, 252.

überwinden vorgab.<sup>466</sup> Im Idealfall hätte die Kameradschaft in der Wehrmacht also nicht an einer sprachlich-kulturellen Grenze wie derjenigen zwischen dem nord- und dem süddeutschen Sprachraum scheitern dürfen.

Wie Hertas Ressentiment gegen „Pifkeneserinnen“ beweist und Pauline Davogts Episode mit dem Münchner General illustriert, war in der gelebten Praxis jedoch das Gegenteil der Fall – zumindest was Hertas eigenen Erfahrungshorizont und den ihrer alten Kameradinnen betrifft: Für sie stellte sich die überregionale Bindewirkung der Kameradschaft letztendlich nicht ein. Sie stammten alle aus derselben Region (dem Einzugsgebiet der Wehrkreisverwaltung XVII, also dem Großraum Wien/Niederdonau), sprachen „dieselbe Sprache“, waren im Einsatz „von Anfang [an] zusammen gewesen“<sup>467</sup> und wollten das auch bleiben – und grenzten sich daher gegen die neu dazukommenden „Pifkeneserinnen“ ab. Wie in jeder Form der Kameradschaft gab es auch in der ihrigen keine Inklusion ohne gleichzeitige Exklusion, sie hatten „Bedarf an Abgrenzung nach außen, an Feindbildern, die den Zusammenhalt herstellen“.<sup>468</sup>

Zwar bezeichnete sich Herta in ihren Briefen wiederholt selbst als „Deutsche“, mitunter sogar mit nicht unerheblichem Stolz.<sup>469</sup> Doch hinderte sie diese Identifikation offenbar nicht daran, beim Knüpfen ihrer kameradschaftlichen Sozialkontakte klare persönliche Präferenzen an den Tag zu legen, die eindeutig (auch) entlang regionaler Grenzen verliefen.

### 7.4.3 Die Führerin als Kameradin?

Die Aufgabenbereiche der Stabshelferinnen-Führerin waren in einer eigenen Dienstweisung festgehalten, wurden aber auch in der Dienstordnung für die einfachen Stabshelferinnen in ihren wesentlichen Grundzügen umrissen:

„§ 9. Aufgaben der St.H.-Führerinnen.

Die St.H.-Führerin ist Beraterin des Dienststellenleiters der Einsatzstelle in allen die St.H. betreffenden fraulichen Angelegenheiten. Ferner ist sie verantwortlich für Ordnung und

---

466 Kühne, Gruppenkohäsion, 540.

467 Pauline Davogt an Herta Gruber, 6.10.1966, 1.

468 Kühne, Kameradschaft, 86.

469 Siehe z.B. Herta an Franz, 11.4.44.: „[I]ch komme mir so richtig deutsch vor wenn ich so ungeschminkt durch dieses Heer von [französischen] Lippenstiftschönheiten gehe.“

Disziplin in der Unterkunft. Sie führt die Aufsicht über die ihr unterstellten St.H. außerhalb der eigentlichen dienstlichen Tätigkeit.“<sup>470</sup>

Die Führerinnen waren demnach vorrangig für Vermittlung und Interessenausgleich zwischen den Helferinnen und deren militärischen Befehlshabern verantwortlich. Sie vermittelten ferner die Verhaltenslehren für die besetzten Gebiete, kontrollierten deren Einhaltung und gaben ihr Wissen und ihre Erfahrungen an die Jüngeren weiter.<sup>471</sup> Sehr häufig waren sie Wehrmachthelferinnen der „ersten Generation“, die sich in der Anfangsphase des Krieges noch freiwillig zum Dienst gemeldet hatten und waren im BDM und RADwJ (Reichsarbeitsdienst der weiblichen Jugend) sozialisiert worden. Oft hatten sie bereits dort Führungspositionen eingenommen.<sup>472</sup> In ihrer Rolle als „prima inter pares“, „beste Kameradin“<sup>473</sup> und mitunter auch als „Mutterersatz“<sup>474</sup> hatten sie zudem ihren jüngeren Schützlinge in puncto weiblicher Kameradschaft mit gutem Beispiel voranzugehen und waren somit das weibliche Pendant zum „Leitbild des fürsorglichen, ‚kameradschaftlichen‘ Offiziers und militärischen ‚Führers‘“<sup>475</sup> männlicherseits.

Wie bereits erwähnt, dürften jedoch Herta und ihre Kameradinnen im Einsatz lange Zeit gar keine eigene Führerin gehabt haben und auch ohne eine solche ganz gut ausgekommen sein. Die aus Berlin stammende Führerin Frau Belz,<sup>476</sup> die ihnen auf der Anreise trotz Ausgangsverbots die Besichtigung des Straßburger Münsters ermöglicht hatte, war bereits in Lyon ausgeschieden.<sup>477</sup> Des weiteren wird in Hertas Briefen bis einschließlich Mitte März keine Führerin genannt,<sup>478</sup> sodass davon ausgegangen werden kann, dass, falls es doch eine gegeben hätte, diese für das außerdienstliche und kameradschaftliche Leben der Helferinnen nicht weiter von Bedeutung war. In

---

470 Dienstordnung für Stabshelferinnen des Heeres (Erlass des OKH vom 28.2.42, Inkrafttreten per 1.3.42), zit. nach Herta Zöhrers „Einsatzbuch für Stabshelferinnen des Heeres“, 17ff.

471 Maubach, Stellung, 99.

472 Maubach, Führerinnen-Generationen (o.S.); vgl. auch die Kurzbiographien ihres Samples in Maubach, Stellung, 320ff.

473 Maubach, Stellung, 66.

474 Ebd., 99.

475 Kühne, Gruppenkohäsion, 544.

476 Herta an Zuhause, 19.9.43: „[...] waren wir 5 junge Mädeln und Fr. Belz (Berlinerin)“.

477 Herta an Franz, 28.11.43.

478 Auch in den beiden Kameradschaftszeitungen wird keine „Führerin“ erwähnt. Bei der namentlich genannten „Frau Fischer“ dürfte es sich demnach wahrscheinlich lediglich um eine bereits ältere bzw. bereits verheiratete (in diesem Fall aber ohne minderjährige Kinder) einfache Helferin gehandelt haben, Anm.

Hertas erster Erwähnung einer Führerin (nach Straßburg) ist auch von einer positiven Konnotation derselben, etwas als „bester Kameradin“, keine Spur:

„Vorgestern hatte ich das fragliche Vergnügen in Vertretung des Chefs unsere ehem. Führerin aus St. Pölten, die besuchsweise 2 Tage nach Marseille gekommen ist, abzuholen. Halb 11h nachts durfte ich zum Bahnhof rennen. Mit ihr ist noch eine mitgekommen die mich gleich als ihren künftigen Schützling begrüßt hat. Na meine Freude war groß das könnt Ihr Euch vorstellen.“<sup>479</sup>

Die Akzeptanz einer Führerinnenfigur, sowie ihrer eigenen Rolle als „Schützling“ einer solchen dürfte bei Herta also offensichtlich denkbar gering gewesen sein. Das war vermutlich schon in ihrer Ausbildungszeit in St. Pölten der Fall gewesen, schließlich war es ein „fragliches Vergnügen“ die ehemalige Führerin in Empfang zu nehmen, obwohl diese doch nur auf Besuch in Marseille ist. Die andere, neue Führerin, die Herta als ihren „künftigen Schützling“ begrüßt hatte, tritt ansonsten in den späteren Briefen nicht weiter in Erscheinung. Wahrscheinlich auch deshalb, weil ihre Aufsichtsfunktion für Herta und ihre Kameradinnen nur im Falle der Einrichtung eines Stabshelferinnenheims von erwähnenswerter Relevanz gewesen wäre, wie die folgende Briefpassage suggeriert:

„Sie organisieren ja auch alles zu dumm. Früher sind wir mit unserem kleinen Stab ausgekommen, jetzt organisieren sie um und brauchen zur gleichen Arbeit hundert Leute mehr. Angeblich sollen wir noch 20 St.H. herbekommen, darauf freue ich mich schon. Das Hotel für das Heim haben sie auch schon ausgesucht. Herumreden tun sie ja schon so lang ich in Marseille bin, bin neugierig ob ichs [sic] noch erleb, daß ich tatsächlich unter die Fuchtel einer Führerin komme.“<sup>480</sup>

Herta geht hier zunächst einmal auf die Personalaufstockung in der nunmehrigen Feldkommandantur im Frühjahr 1944 ein, der sie aber sehr ablehnend gegenübersteht. Ihre Behauptung, sie „freue“ sich schon auf die 20 neuen Stabshelferinnen, ist vor dem Hintergrund der etwas späteren Äußerung, ihre „alte Gilde“ sei über solchen Zuwachs „gar nicht erbaut“,<sup>481</sup> ganz offensichtlich zynisch zu verstehen. Die Masse an neuen Helferinnen muss auch irgendwo untergebracht werden, weshalb die Einrichtung des

---

479 Herta an Zuhause, 19.3.44.

480 Herta an Zuhause, 3.4.44.

481 Herta an Zuhause, 2.5.44.

Stabshelferinnenheims, die bereits seit Mitte November angekündigt worden ist,<sup>482</sup> nun endgültig beschlossen und unmittelbar bevorzustehen scheint. Herta aber sträubt sich davor, in diesem Fall tatsächlich „unter die Fuchtel einer Führerin“ kommen zu müssen, womit sie deren Funktion erneut sehr negativ besetzt.

Wie aber lässt sich Hertas überdeutlich ausgedrückte Ablehnung der Führerin erklären? Mit sehr großer Wahrscheinlichkeit dürften hierbei ihre früheren Erfahrungen, die sie vor ihrem Kriegseinsatz gemacht hatte und die ihre späteren Kameradschaftserfahrungen mit vorprägten, eine entscheidende Rolle gespielt haben. Da bei einer (Kriegs-)Erfahrungsgeschichte immer auch die jeweilige Vorprägung mitberücksichtigt werden muss, soll nun kurz auf diejenige von Herta kurz eingegangen werden.<sup>483</sup>

Sie war vor ihrem Kriegseinsatz, ganz im Gegensatz zu den meisten ihren Kameradinnen aus dem „Altreich“,<sup>484</sup> weder im BDM noch im RADwJ sozialisiert worden, wo sie weibliche Kameradschaft im Sinne der NS-Ideologie und unter der Ägide einer Führerin hätte „erlernen“ können.<sup>485</sup> Wahrscheinlich ist das Ausbleiben von Erfahrungen weiblicher Heim- und Lagerkameradschaft, wie sie in diesen beiden Institutionen weiblicher NS-Sozialisation eingeübt wurde,<sup>486</sup> auch der Grund für Hertas Abneigung, in ein Stabshelferinnenheim gesteckt zu werden.

Es bleibt daher letztlich nur ihre Schulzeit als einzig in Betracht kommende Größe hinsichtlich kameradschaftlicher Vorprägung übrig. Zwar war sie auch in Volks-, Haupt- und Handelsschule von Mädchen umgeben (in den letzteren beiden sogar ausschließlich), jedoch hatte es dort die Figur einer gleichaltrigen oder nur unwesentlich älteren „Führerin“ nicht gegeben. Ihre Schulkameradschaften waren daher von einer tatsächlichen Egalität unter Gleichrangigen und Gleichaltrigen geprägt. Mehrere ihrer Fotos aus der Vorkriegszeit, etwa von (Schul-)Wandertagen oder Radausflügen in der

---

482 Herta an Zuhause, 14.11.43.

483 Vgl. Kühne, Kameradschaft, 16f.

484 Vgl. v.a. die Kurzbiographien der von Maubach interviewten Wehrmachthelferinnen, die alle aus dem „Altreich“ stammten: Maubach, Stellung, 320ff. Zur Frage von Hertas BDM-Zeit, die, wenn überhaupt, nur sehr kurz ausgefallen sein dürfte siehe genauer ihre Biographie im Kapitel 6.3 „Herta Zöhler“.FORMATIEREN!

485 Vgl. dazu auch Franka Maubach, Rezension zu: Gabriela Hauch (Hg.), Frauen im Reichsgau Oberdonau. Geschlechtsspezifische Bruchlinien im Nationalsozialismus (Linz 2006), In: Sybille Steinbacher (Hg.), Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft (Göttingen 2007), 191: „Für die Popularisierung der nationalsozialistischen Version des geschlechtersegregierten Rollenmodells blieb [in Österreich zwischen dem ‚Anschluss‘ und dem Kriegsbeginn] keine Zeit.“

486 Zur Lagerkameradschaft im RADwJ siehe: Maubach, Stellung, 61ff. Zur Sozialisation im BDM: Ebd., 54ff, sowie v.a. Dagmar Reese, Kamerad unter Kameraden, In: Dagmar Reese (Hg.), Die BDM-Generation. Weibliche Jugendliche in Deutschland und Österreich im Nationalsozialismus (Berlin 2007) 215-253.

Wachau, legen außerdem den Schluss nahe, dass sie bereits damals weibliche (Schul-)Kameradschaft bzw. Freundschaft auch und vor allem durch gemeinsame Freizeitunternehmungen erfuhr. An diese Erfahrungen konnte sie also direkt anknüpfen, als sie mit ihren späteren Kriegskameradinnen die französische Mittelmeerküste entlangwanderte. Was aber die vermeintlich „kameradschaftliche“ Führerin betrifft, so konnte sie für diese in ihrem Erfahrungshaushalt offenbar kein adäquates Pendant vorfinden. Wahrscheinlich assoziierte sie diese eher mit einer Lehrerin oder gar einer strengen katholischen Schwester ihres Mädcheninternats in Haindorf als mit einer gleichrangigen „Kameradin“. Tatsächlich scheint ihre sprechende Formulierung „unter die Fuchtel einer Führerin kommen“<sup>487</sup> in genau diese Richtung zu weisen. Für sie haftete der Figur der Führerin demnach viel mehr etwas Gouvernantenhaftes an, als dass sie sie mit Kameradschaftlichkeit in Verbindung gebracht hätte. Dazu kommt noch die Tatsache, dass die meisten Führerinnen der ersten Helferinnengeneration angehörten und somit in den allermeisten Fällen aus dem „Altreich“ kamen (Hertas erste Führerin Frau Belz z.B. war Berlinerin gewesen), was sie für Herta zu „Pifkeneserinnen“ machte, gegen die sie ja von vorn herein voreingenommen war, wie wir im vorangegangenen Kapitel gesehen haben.

Nicht nur, dass Herta weibliche Autorität in Gestalt einer Führerin rundweg abgelehnt hätte, sie sträubte sich zudem auch davor, selbst eine Autoritätsposition gegenüber ihren Kameradinnen einzunehmen. In der folgenden Briefstelle geht es darum, dass sie vorübergehend das Amt der „Kameradschaftsältesten“ zu übernehmen hatte:

„Unsere Kameradschaftsälteste fährt morgen nach Wien in Urlaub und hat mir für die Dauer ihrer Abwesenheit die Geschäfte übergeben. Weiß nicht wie ich zu dieser Ehre komme, da ich Gottseidank [sic] nicht die älteste bin.“<sup>488</sup>

Das Amt der Kameradschaftsältesten, das es auch im RADwJ gab, zog innerhalb der NS-Frauenhierarchien eine zusätzliche Zwischenebene ein. Für Maubach steht es innerhalb des „undurchschaubaren Kosmos nationalsozialistischen Gradierungswahns“ exemplarisch für die Ausdifferenzierung in „Positionen mit denkbar kleinsten Verantwortungs- und Zuständigkeitsbereichen“, die zum Ziel hatte, jedem und jeder ein

---

487 Herta an Zuhause, 3.4.44.

488 Herta an Zuhause, 24.11.43.

„Gefühl gesteigerter Selbstbedeutsamkeit“ zu suggerieren.<sup>489</sup> Wie bei den „Arbeitsmädchen“ im RADwJ stand die Kameradschaftsälteste auch bei den Wehrmachthelferinnen zwischen den Führerinnen und deren Untergebenen, wobei sie ersteren als Kontrollinstrument nach unten, letzteren als Einflussinstrument nach oben diente.<sup>490</sup>

Herta jedenfalls war froh, dass sie nur interimsmäßig die „Ehre“ hat, dieses Amt zu bekleiden, da sie „Gott sei dank“ eigentlich nicht die Älteste in der Kameradinnengruppe war. Sie selbst mochte sich keine Autorität anmaßen und „die älteste hervorspielen und anschaffen“ wie es etwa Paula Davogts Art war, der sie genau das zumindest in ihrer Kameradinnen-Kurzbeschreibung vorgeworfen hatte.<sup>491</sup> Offenbar war ihre Stellung als Interims-Kameradschaftsälteste, selbst wenn diese nur vorübergehend und mit denkbar wenig Macht verbunden war, für Herta ebenso wenig mit ihrer Vorstellung von kameradschaftlicher Egalität vereinbar wie die Institution der Führerin.

#### **7.4.4 Verlust der Primärgruppe – Vereinsamt in prekärer Lage**

Nach der Landung der Alliierten in der Normandie am 6. Juni 1944 wurden auch die Wehrmachtseinheiten in Südfrankreich in erhöhte Alarmbereitschaft versetzt. Dort hatte man zwar schon seit langem mit einer Landung an der Mittelmeerküste gerechnet, doch war man sich noch nicht sicher gewesen, ob diese an der südfranzösischen oder an der nordwestitalienischen Küste erfolgen würde. Nach dem „D-Day“, spätestens aber nach dem Durchbruch der Alliierten im Norden und den Bombardierungen der Infrastruktur in Südfrankreich wurde eine zweite Landung in diesem Raum immer wahrscheinlicher.<sup>492</sup> Vorsorglich wurden daher bereits Mitte Juni die an der Küste stationierten Helferinnen ins Hinterland verlegt, wovon auch Herta und die übrigen Stabshelferinnen der Feldkommandantur 497 in Marseille betroffen waren. In den frühen Morgenstunden des 17. Juni 1944 wurden sie „bei Nacht und Nebel“ Richtung Avignon in Marsch gesetzt, worüber Herta schreibt:

---

489 Maubach, Stellung, 66f.

490 Ebd.

491 Herta an Zuhause, 4.10.43.

492 Percy E. Schramm (Hg.), Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht 1944-1945 I, Bd. IV/7 (München 1982), 349f.

„Bei Nacht und Nebel wurden wir samt unserem gesamten Gepäck auf einen LKW verladen und zur Bahn gefahren. Wir fuhren mit der Gewißheit weg, jetzt gehts heim. In Avignon gestaltete sich alles anders. [...] Dann zur Oberfeldkommandantur, dort dachten wir, bekommen wir den D-Ausweis für 3 Wochen vorläufigen Urlaub in die Hand gedrückt und nun die große Enttäuschung. Wir Mädeln würden nicht, wie wir dachten, nach Hause geschickt, sondern ganz auseinandergerissen. Trude und Pauline kommen zur FK Mendes, Maria zur FK Nimes, Frau Fischer und ich bleiben b. FK Avignon. Was dies Auseinanderreißen bedeutet, könnt Ihr Euch nicht vorstellen. Wir hoffen ja alle nach Überwindung dieser paar kritischen Wochen wieder zu unserer alten Dienststelle zurückzukommen, aber niemand kann sagen was kommt. Man fühlt sich viel geborgener bei einem alten Haufen als bei irgendeiner Dienststelle wo man als Fremdling Außenseiter spielt. Morgen gehts endgültig auseinander, heute werden schon fleißig Abschiedstränen vergossen, besonders Maria ist arm dran, sie ist alleine und kann sich gar nicht beruhigen.“<sup>493</sup>

Die Stabshelferinnen werden also nicht wie erhofft heimgeschickt, sondern lediglich in andere Feldkommandanturen weiter im Hinterland versetzt. Viel schwerer als die Tatsache, doch nicht nachhause kommen zu können, wiegt für die Kameradinnen aber, dass sie nun von einander getrennt werden. Für Herta ist diese Trennungserfahrung gar derart einschneidend, dass sie Schwierigkeiten hat, deren volle Bedeutung ihren Angehörigen darzulegen: Sie überbrückt folglich ihr verbales Unvermögen mit dem Satz „Was dies Auseinanderreißen bedeutet, könnt Ihr Euch nicht vorstellen.“ Die Sprachwissenschaftlerin Isa Schikorsky definiert eine solche sprachliche Praxis als „Topos des Unbeschreibbaren“, eine individuelle Ausdrucksbarriere, die durch besonders starke seelische Empfindungen ausgelöst wird.<sup>494</sup> Wie schwer das „Auseinanderreißen“ ihrer Primärgruppe für die Frauen ist, davon kann man sich auch einen Begriff machen, wenn man sich vergegenwärtigt, dass dieses Erlebnis selbst 22 Jahre später noch im Brief von Pauline Davogt an Herta sehr deutlich erinnert wird:

„Als dann die Soldaten kamen uns holen. Du wolltest nicht packen obwohl Du mir die bevorstehende Invasion anvertraut hattest. Ich packte sofort. Dann mußte ich Dir helfen. Weißt Du es noch? Dann fuhren wir nach Avignon wo wir uns endgültig trennen mußten. [...]

---

493 Herta an Zuhause, 17.6.44.

494 Schikorsky, Kommunikation, 302.

Dann kamst Du herein – u gabst mir plötzlich einen Kuss u sagtest zu mir ich sei ein feiner Kerl. Irgendwie hattest du das Gefühl dich für etwas zu bedanken, was weiß ich nicht mehr. Vielleicht in Vorahnung daß wir auseinander kämen. Als Trude kam, u sagte wir 2 müßen fort es kam Befehl, da weintest Du herzerreißend, ich hatte Dich vorher nie weinen sehen.“<sup>495</sup>

Zwar ist auch in Hertas Brief an Zuhause davon die Rede, dass „fleißig Abschiedstränen vergossen“ wurden. Doch kommt die volle emotionale Bedeutung des Trennungserlebnisses durch die Kontextualisierung der Schilderung Pauline Davogts noch viel deutlicher zum Vorschein, handelt es sich hierbei doch um eine Kommunikation von Kameradin zu Kameradin. Paulines Anmerkung, Herta hätte ihr „die bevorstehende Invasion [in Südfrankreich] anvertraut“, verweist auf das nicht unwesentliche Detail, dass Herta in ihrer Stellung als Sekretärin des Kommandanten über vieles besser Bescheid wusste, als ihre Kameradinnen in untergeordneten Abteilungen. Diese wussten zum Zeitpunkt ihres Abtransports ins Hinterland offensichtlich nicht, dass der Grund dafür die Befürchtung war, die Küstenzone könne schon sehr bald Kampfgebiet werden. Zwar wäre Herta in Bezug auf ihr anvertraute militärische Geheimnisse zu absoluter Verschwiegenheit verpflichtet gewesen.<sup>496</sup> Doch war sie bereit, ihre Schweigepflicht zu brechen, da sie sich ihren Kameradinnen Pauline und Trude in höherem Maße verpflichtet fühlte als den rechtlichen Bestimmungen der Dienstordnung. Zu einem Zeitpunkt, da die deutsche Herrschaft in Frankreich zunehmend zu erodieren begann und die unmittelbare Kampffront immer näher rückte – was Herta fast schon verharmlosend mit dem Verweis auf „kritische Wochen“ umschrieb<sup>497</sup> – sorgte sie sich offenbar mehr um die Sicherheit ihrer Kameradinnen als um mögliche disziplinarstrafrechtliche Konsequenzen ihres Verstoßes.

Herta schreibt, der Abschied von ihren Marseiller KameradInnen sei nicht nur ihr selbst, sondern „uns allen nicht leicht gefallen“, denn „man war schon so aneinander gewöhnt, wie in einer Familie.“<sup>498</sup> Auffallenderweise ist dies das einzige Mal, dass sie in ihren Briefen dezidiert die Metapher von der „Kameradschaft als Familie“<sup>499</sup> verwendet. Dass

---

495 Pauline Davogt an Herta Gruber, 6.10.1966, 38.

496 Maubach, Stellung, 190; Blum, Helferinnen, 49.

497 Herta an Zuhause, 17.6.44.

498 Ebd.

499 Vgl. Kühne, Kameradschaft, 75; bzw. ders., Gruppenkohäsion, 539.

dies erst im zeitlichen Kontext der Trennung passiert, könnte als Indiz dafür angesehen werden, dass die Bedeutung der Kameradschaft als Garant emotionaler Geborgenheit<sup>500</sup> für Herta wahrscheinlich erst relativ spät voll zum Tragen kam, ironischerweise erst zu dem Zeitpunkt, als sie sich ebendieser kameradschaftlichen Geborgenheit nicht mehr sicher sein konnte. Bezeichnenderweise beschwert sie sich in ihren folgenden Briefen aus Avignon auch über die dortige Kameradschaft, wie zum Beispiel hier:

„Die meiste Zeit bringe ich mit Frau Fischer zu, da sie die einzige Bekannte hier ist. Das Mädels in meiner Abtlg. ist recht nett und ich vertrage mich mit ihr auch recht gut, die Kameradschaft lässt aber ansonsten bei der O[ber].F[eld].K[ommandantur] recht zu wünschen übrig.“<sup>501</sup>

Herta macht an ihrer neuen Dienststelle also die leidvolle Erfahrung fehlender oder mangelhafter Kameradschaft. Ihre einzigen weiblichen Bezugspersonen sind eine neue Bekannte in ihrer Abteilung, die sie als „recht nett“ beschreibt, sowie Frau Fischer: Diese war zwar spätestens seit Weihnachten 1943 ebenfalls bei Hertas Stab gewesen,<sup>502</sup> wird aber in deren Marseiller Briefen kein einziges Mal erwähnt, weshalb davon ausgegangen werden muss, dass zu dieser Person in der Zeit vor der Versetzung nach Avignon keine nennenswerte, wenn überhaupt eine kameradschaftliche Bindung bestand.

Mangelnde Kameradschaft, so Kühne, „gewärtigten die Soldaten vor allem, wenn sie sich aus ihrem angestammten Kameradenkreis herausgerissen und in eine neue Einheit verpflanzt sahen, in der sie noch nicht dazu gehörten“.<sup>503</sup> Hertas Klagen in ihren Briefen aus Avignon lassen den naheliegenden Schluss zu, dass sich dieser Befund Kühnes auch auf die Wehrmachthelferinnen und deren Erfahrungen von Kameradschaft übertragen lässt. Schon in ihrem oben zitierten allerersten Brief nach ihrer Versetzung – also noch bevor sie überhaupt Gelegenheit gehabt hätte, neue kameradschaftliche Kontakte zu knüpfen – hatte sie Befürchtungen zu ihrem künftigen Außenseiterinnendasein geäußert, als sie geschrieben hatte: „Man fühlt sich viel geborgener bei einem alten Haufen als bei irgendeiner Dienststelle wo man als

---

500 Ebd.

501 Herta an Zuhause, 23.6.44.

502 Gedichtband 1, 4.

503 Kühne, Kameradschaft, 200.

Fremdling Außenseiter spielt.“<sup>504</sup> Zwar versprach der idealistisch überhöhte (soldatische) Kameradschaftsmythos, dass sich Kameradschaft immer wieder aufs Neue herstellen ließ und ergo nicht an personelle Kontinuität gebunden war.<sup>505</sup> Doch in der tatsächlich gelebten Praxis herrschte Furcht vor Versetzungen vor, denn der Verlust von Primärgruppenbindungen konnte durchaus eine sehr schmerzhaft Erfahrung sein und eine längere Zeit sozialer Isolation bedeuten.<sup>506</sup>

Das dürfte allem Anschein nach auch für Herta zugetroffen haben. Nachdem das Hotel, in dem die Oberfeldkommandantur 894 Avignon untergebracht war, nach einem Bombenangriff am 17. Juli 1944 total zerstört<sup>507</sup> und die Dienststelle daraufhin notdürftig in einen „ganz miesen Bau“<sup>508</sup> verlegt worden war, schrieb sie:

„Da ein Gemeinschaftsleben in diesem Sauhaufen nicht möglich ist, bin ich bloß gespannt wie das werden wird, ich glaube nach 3 Wochen gehen wir uns gegenseitig auf die Nerven. Frau Fischer wird nun auch bald [in die Heimat] zurückkommen und ich komme mir in dem Ganserl Stall ganz vereinsamt vor. Komisch, ich war doch sonst nicht so blöd, und habe doch immer jemanden gefunden, aber bei dem Haufen ist es aussichtslos. Entweder sind sie mir von vorneherein unsympathisch oder total gleichgültig.“<sup>509</sup>

Hatte Herta bei ihrem angestammten Marseiller Kameradinnenkreis noch liebevoll von einem „alten Haufen“ gesprochen,<sup>510</sup> so ist der „Haufen“, mit dem sie es jetzt zu tun hat, nur noch ein bloßer „Sauhaufen“. Was dessen weibliche Mitglieder betrifft, so ist in ebenso abwertender Weise von einem „Ganserl Stall“ die Rede, in dessen Mitte sie sich nun vereinsamt vorkommt. Abseits ihrer gewohnten Primärgruppe hat Herta also erhebliche Schwierigkeiten, in ihrer neuen sozialen Umgebung Anschluss in puncto Kameradschaft zu finden. Sie ist in dieser Situation sogar versucht, sich selbst an ihrer sozialen Isolation die Schuld zu geben: Denn mit der Feststellung „Komisch, ich war doch sonst nicht so blöd, und habe doch immer jemanden gefunden“ formuliert sie eine deutliche Selbstanklage.

---

504 Herta an Zuhause, 17.6.44.

505 Kühne, Kameradschaft, 200.

506 Ebd.

507 Herta an Zuhause, 18.7.44.

508 Herta an Zuhause, 19.7.44.

509 Herta an Zuhause, 26.7.44.

510 Herta an Zuhause, 17.6.44.

Doch Hertas vermeintlich unzureichende Kontaktfreudigkeit oder der Umstand, dass ihr ihre neuen Kameradinnen „von vorneherein unsympathisch oder total gleichgültig“ gewesen wären, waren wahrscheinlich nicht die einzigen Gründe, warum ihr in Avignon die Erfahrung von Kameradschaft versagt blieb. Entscheidend dafür dürfte darüber hinaus auch die einfache Tatsache gewesen sein, dass ihr Einsatz zu diesem Zeitpunkt schon längst nicht mehr das war, was er in der Anfangszeit gewesen war: So fehlte es ihr nun vor allem an der nötigen Freizeit, in der sich neue kameradschaftliche Kontakte überhaupt erst hätten verfestigen können. Bereits am 11. Juni 1944, als die Avignoner Dienststelle noch nicht zerstört worden, der Umzug in das Barackenlager außerhalb der Stadt aber schon in Planung war, hatte sie darüber geschrieben:

„Im Grunde ist es schon ziemlich egal [der geplante Umzug], Freizeit haben wir sowieso keine mehr. Bei der O.F.K. ist es jetzt auch mit den freien halben Tagen aus, ich weiss nicht ich habe halt immer Pech [...]. [...] So klappere ich halt den ganzen Tag auf der Maschine, bis ich abends blöd bin und mir die Finger schon untereinanderkommen. [...] Ich lege mich nach dem Dienst nieder und schlafe bis in der Früh. Vielleicht könnt Ihr Euch eine Vorstellung machen, wie fad das auf die Dauer ist, aber was soll ich machen? Alleine spazierenrennen freut mich nicht, ins Kino kann man nicht, da es bereits um 5 Uhr anfängt. Ich war überhaupt seit ca. 3 Monaten in keinem Kino mehr, gelt die Verhältnisse muten schon eher russisch als französisch an.“<sup>511</sup>

Wie aus der Briefstelle leicht ersichtlich wird, hat Herta kaum noch Freizeit, in der sie mit ihren neuen Kameradinnen oder ihrer alten Bekannten Frau Fischer etwas unternehmen könnte. Am Abend ist sie vor lauter Maschinschreiben so erschöpft und „blöd“, dass ihr nichts anderes übrig bleibt, als sich nach der Dienstzeit sofort ins Bett zu legen und zu schlafen. Die Arbeitszeiten sind so straff eingeteilt, dass sie nicht einmal mehr ins Kino gehen kann, wie sie es noch in Marseille mit ihren alten Kameradinnen sehr oft getan hat. Der vergleichsweise banale Umstand, schon seit drei Monaten nicht mehr in einem Kino gewesen zu sein, veranlasst sie gar zu der Einschätzung, dass die Verhältnisse „schon eher russisch als französisch“ anmuten. Vordergründig zeugt diese Behauptung von einem totalen Unverständnis der wirklichen Verhältnisse an der Ostfront, die hier indirekt, aber auf besonders krasse Weise verharmlost werden. Doch in Wahrheit hatte der Vergleich mit Russland im Erfahrungs-

---

511 Herta an Zuhause, 11.7.44.

horizont Hertas (die den Krieg im Osten ja tatsächlich nicht kannte und auch nicht kennen konnte<sup>512</sup>) durchaus eine gewisse Entsprechung und somit sozusagen einen wahren Kern: Denn mit „französischen“ Verhältnissen meinte sie letztlich nichts anderes, als das sprichwörtliche „Leben wie Gott in Frankreich“, also ihre schöne Zeit in Marseille, als sie ihr Besatzungs- und Etappendasein noch in vollen Zügen genießen konnte. Die Rede von „russischen“ Verhältnissen hingegen ist sehr wahrscheinlich eher als eine Chiffre für den Krieg an sich, dessen unmittelbaren Folgen und die damit einhergehenden materiellen und seelischen Entbehrungen zu verstehen.

Und tatsächlich rückte die Front immer näher und der Krieg wurde immer bedrohlicher. Die Deutschen befanden sich jetzt auch in Frankreich nicht nur klar in der Defensive, sondern waren darüber hinaus auch allerorts zum Rückzug gezwungen. Davon war auch Herta persönlich betroffen, sodass auch für sie der Krieg unaufhaltsam immer spürbarer wurde. Nach der Invasion der Alliierten im Norden und der darauffolgenden Furcht vor einer zweiten Landung im Süden hatte sie mit ihren Kameradinnen bereits eine erste Rückzugsbewegung mitgemacht: vom malerisch an der Mittelmeerküste gelegenen Marseille, wo sich ihr Stab zuvor in einem der besten Hotels der Stadt vermeintlich auf Dauer eingerichtet hatte, weiter ins Hinterland nach Avignon, das man als für die Helferinnen sicherer wählte. Nach einem Bombenangriff auf Avignon, von dem die Oberfeldkommandantur 894 aber weitgehend verschont geblieben war,<sup>513</sup> stand nun auch noch ein weiterer Rückzug in ein primitives Barackenlager außerhalb der Stadt unmittelbar bevor. Dieser erfolgte jedoch erst nach einer erneuten Bombardierung, die die Dienststelle komplett zerstörte. Nach einer ausführlichen Schilderung dieses Angriffs vom 17. Juli 1944 und dessen Folgen schreibt Herta:

„Um das viele Papier ist ja weiter nicht schade [...] aber leider haben wir auch ein Menschenleben zu beklagen. Ein Uffz. einer der nettesten und intelligentesten Kerle in der O.F.K. hat den Angriff mit seinem Leben bezahlt. [...] Wir können es noch gar nicht glauben, dass unser Sachs tot ist [...] Das interessante ist, dass in der ganzen Stadt keine Bombe gefallen ist, nur kriegswichtige Objekte ausserhalb und eben unser Hotel. [...] [W]ir

---

512 Selbst ihr Bruder Franz, der ihr über den Vernichtungskrieg im Osten hätte Aufschluss geben können, verschweigt und verharmlost in den Briefen an seine Angehörigen tendenziell eher dessen tatsächliche Dimension, als dass er sie beschrieb. Vgl. hierzu auch die unveröffentlichte Forschungsseminararbeit des Autors „Mir geht es immer gut u. ich bin gesund“ Die Feldpostbriefe des niederösterreichischen Weinbauernsohns Franz Zöhrer von der Ostfront 1943-1944 (Uni Wien, SoSe 2008).

513 Herta an Zuhause, 25.6.44.

wussten vom vorherigen Angriff, dass sie uns suchten und dass wir einmal drankommen würden. Geredet wurde viel vom Umziehen usw., aber wie immer alles zu spät dann wenn Menschenleben dran glauben mussten. Bitte versucht alles um mich von hier wegzubringen, Frau Fischer wird aus gesundheitlichen Gründen nun auch in die Heimat kommen, dann bin ich ganz alleine.“<sup>514</sup>

Angesichts der erschütternden Erfahrung von Zerstörung und Tod möchte Herta nur noch so schnell wie möglich nach Hause. Nicht zufällig schreibt sie hier direkt im Anschluss an die Beschreibung des Bombenangriffs von ihrer Furcht, nach Frau Fischers Heimkehr „ganz alleine“ zu sein. Denn gerade nach einem solch einschneidenden Erlebnis hätte sie eine vertraute Bezugsperson gebraucht, selbst wenn die kameradschaftliche Bindung zu dieser so lose und unvollkommen gewesen wäre wie die zu Frau Fischer, die sie ja in ihren Briefen vor Avignon kein einziges Mal erwähnt hatte. Maubach schreibt hierzu:

„Je unerfahrener die (vielleicht zu allem Überfluss noch [...] aus einer luftkriegsverschonten Gegend stammenden) Frauen in Sachen Krieg und Kriegseinsatz waren, desto ohnmächtiger waren sie den Kriegserlebnissen ausgeliefert, die sich ohne Verarbeitungsinstanz unkontrolliert auftürmten. [...] Gerade diese Helferinnen bedurften der Hereinnahme in die Kameradschaft, wo ihnen Erfahrene die Erlebnisse abnehmen oder abseits offizieller Führung Verarbeitungsmuster weitergeben konnten.“<sup>515</sup>

Doch Herta hat zu diesem Zeitpunkt keine Kameradinnen, die in ihren Augen diese Bezeichnung verdient hätten. Zur emotionalen Verarbeitung ihrer Kriegserlebnisse bleibt ihr nur Frau Fischer übrig – die sie jedoch an keiner Stelle als „Kameradin“, sondern bloß als ihre „einzige Bekannte“ in Avignon<sup>516</sup> titulierte – und selbst die sollte sie schon bald verlieren. Übrigens findet sich in ihren Briefen aus dieser Zeit auch kein neuer männlicher Kamerad. Der einzige, auf den charakterlich näher eingegangen wird, ist ein Unteroffizier namens Sachs, „einer der nettesten und intelligentesten Kerle“, der allerdings beim oben beschriebenen Bombenangriff starb.<sup>517</sup> Nicht einmal an ihre Avignoner Führerin, die ja – zumindest in der Theorie – „beste Kameradin“, Schutzinstanz in bedrohlicher Lage und mitunter sogar „Mutterersatz“ hätte sein

---

514 Herta an Zuhause, 18.7.44.

515 Maubach, Stellung, 252.

516 Herta an Zuhause, 23.6.44.

517 Herta an Zuhause, 18.7.44.

sollen,<sup>518</sup> kann sich Herta wenden. Jedenfalls kommt sie bei ihr alles andere als gut weg, als sie nach abgeschlossenem Umzug ins Barackenlager das erste und einzige Mal Erwähnung findet:

„[B]is jetzt hat sich noch kein Teufel um einen gekümmert, es ist eine Sauwirtschaft und ich frage mich wozu haben wir eigentlich eine Führerin.“<sup>519</sup>

Was ihre übrigen neuen Kameradinnen betrifft, so kann sie auch bei diesen offenbar keinen Anschluss finden:

„Unser Barackenleben ist jetzt im Sommer ja nicht so übel, jedenfalls haben wir viel frische Luft, Sonne und Wasser. Mir gefällt es hier viel besser als in Avignon, obwohl mich die anderen mitleidig ausgelacht haben als ich meine Meinung zu äußern wagte. Ja unsere Stadtfräulein glauben hier vor Langeweile vergehen zu müssen, weil sie nicht stickige Benzinluft atmen dürfen.“<sup>520</sup>

Zusätzlich zur weiter oben bereits beschriebenen Abgrenzung zu den „Pifkeneserinnen“<sup>521</sup> kommt hier noch zusätzlich diejenige zu den sogenannten „Stadtfräulein“ dazu, die Hertas ostentative Bescheidenheit nur belächeln und mit denen sie sich folglich auch nicht identifizieren kann. Zu einer Aufnahme neuer kameradschaftlicher Kontakte, sowohl spezifisch weiblicher als auch zwischengeschlechtlicher Natur, sollte es bis zum Ende ihres Einsatzes nicht mehr kommen. Jedenfalls ist in ihren Briefen keine Rede davon. Von zumindest zwei ihrer alten Kameradinnen, Pauline Davogt und Trude Fuchs, sollte Herta erst im September 1944 wieder Nachricht erhalten. Das letzte Mal, als sie von ihnen gehört hatte, war Anfang Juli gewesen: Da waren sie gerade im „Terroristennest“ Mendes ohne Verbindung zur Außenwelt abgeschnitten und nicht einmal mehr telefonisch erreichbar gewesen.<sup>522</sup> Am 21. September 1944 schrieb sie ihrem Bruder, von dem sie nicht wusste, dass er zu diesem Zeitpunkt bereits seit zwei Wochen tot war:

---

518 Maubach, Stellung, 66, bzw. 99.

519 Herta an Zuhause, 30.7.44.

520 Ebd.

521 Siehe das Unterkapitel 7.4.2 „Pifkeneserinnen als Außenseiterinnen“.

522 Herta an Zuhause, 11.7.44: „Um Pauline und Trude mache ich mir ja so klein Sorgen [sic]. Pauline hat vor einigen Tagen angerufen, leider konnte ich nicht selbst mit ihr sprechen, und da hat sie mich durch eine Mittelsperson gebeten ich möchte ihren Eltern schreiben, dass sie keine Sorgen haben wenn sie jetzt längere Zeit keine Post bekommen, da sie durch Terroristen ganz abgeschnitten seien. Ich habe jetzt Tage versucht sie telefonisch zu erreichen, war leider nicht möglich [...] Es ist eine Verantwortungslosigkeit dass man Mädeln ich

„Ich habe sie schon aufgegeben und letztens bekomme ich von der Pauline einen Brief. Stell Dir vor die mussten sich mit der kämpfenden Truppe durchschlagen, waren 2 mal eingeschlossen und solchen Kram, nun mir ist ein Stein vom Herzen gefallen als ich endlich erfuhr, dass sie doch noch herausgekommen sind.“<sup>523</sup>

#### **7.4.5 Fazit: Weibliche Kameradschaft**

Herta schrieb zwar in Summe über ihre Kameradinnen deutlich weniger als z.B. über ihren Chef Oberstlttn. Klages. Außerdem kam für sie, wie gezeigt werden konnte, die Bedeutung weiblicher Kameradschaft als Garant emotionaler Geborgenheit erst in der Endphase ihres Einsatzes voll zum Tragen. Trotzdem kann zusammenfassend gesagt werden, dass Frauenkameradschaft für Herta durchaus eine wichtige und auch bestimmende Kriegserfahrung gewesen sein dürfte.

Die vier Stabsshelferinnen Eva Waldmüller, Pauline Davogt, Trude Fuchs und Maria Scharinger, mit denen sie in den Einsatz nach Frankreich gefahren war und die sie explizit als ihre „Kameradinnen“ titulierte, bildeten ihre weibliche Primärgruppe. In dieser Gruppe blieben die fünf Helferinnen relativ lange unter sich, sodass sie in einem ziemlich kleinen und überschaubaren Kreis ihre ganz individuelle Form weiblicher Kameradschaft ausbilden konnten. Zu Beginn der Einsatzzeit, also in Lyon und vor allem in Marseille, wurde diese Frauenkameradschaft zwar vorrangig „nur“ im Rahmen gemeinsamer Freizeitaktivitäten und der touristischen Erschließung des besetzten Landes gelebt – was angesichts von Hertas Vereinzelung in ihrem Einzelbüro in der Dienstzeit auch nicht anders möglich war. Doch konnte gezeigt werden, dass die Bewegung in weiblicher Kameradschaft für Herta nicht bloß fröhliche Geselligkeit und unbeschwerte Muße zu Feierabend bedeutete, sondern allem voran ein existenzielles Gefühl von Sicherheit im potenziell immer feindlichen und gefährlichen Gebiet vermittelte. Wie anhand des Handgranatenanschlags auf das deutsche Soldatenkino, dem Herta und ihre Kameradin Eva Waldmüller nur knapp entgingen, dargelegt wurde, sind sämtliche Schilderungen von gemeinsamen Freizeitaktivitäten in ihren Briefen – so

---

[sic] solch ein Terroristennest steckt.“  
523 Herta an Franz, 21.9.44.

beiläufig und banal sie sich zum Teil auch ausnehmen mögen – stets mit dem Vorzeichen der omnipräsenten Gefahr und dem durch die bloße Anwesenheit von weiteren Kameradinnen gesteigerten Sicherheitsgefühls zu lesen.

Die kameradschaftliche Bindung in der Primärgruppe war auch schon sehr bald nach dem Einsatzbeginn stark genug, dass sie weder der Ägide einer Führerin als „bester Kameradin“, noch der Verstärkung durch weitere Mitglieder bedurfte. Wie gezeigt werden konnte, war die Akzeptanz sowohl der Führerin, als auch von sogenannten „Pifkeneserinnen“, bei Herta und ihren Kameradinnen denkbar gering. Die Ablehnung ersterer ist höchstwahrscheinlich auf Hertas soziale Vorkriegsprägung in der Schulzeit zurückzuführen, sowie darauf, dass sie weder in BDM noch RADwJ sozialisiert worden war, sie also vor ihrem Kriegseinsatz nie weibliche Kameradschaft unter der Schutzherrschaft einer Führerin „erlernt“ hatte. Die Ablehnung der „Pifkeneserinnen“ hingegen resultierte aus einem deutlichen kulturellen Ressentiment Hertas und ihrer Kameradinnen, die ja alle aus demselben Wehrkreis, derselben Region und somit aus demselben sprachlich-kulturellen Umfeld stammten, sowie aus einer gewissen sozialen Selbstgenügsamkeit, die die Frauen offenbar entwickelten, nachdem sie lange genug nur unter sich geblieben waren.

Allerdings – und das kann wohl als die Kehrseite des allzu festen Primärgruppenzusammenhalts angesehen werden – hinderte Hertas allzu große Selektivität in Sachen weiblicher Kameradschaft sie im späteren Verlauf daran, neue kameradschaftliche Kontakte zu anderen Frauen zu knüpfen, nachdem sie von ihren alten Kameradinnen getrennt und der sozialen Isolation inmitten eines ihr fremden „Ganserlstalls“ auf ihrer neuen Dienststelle preisgegeben worden war. Gerade im zeitlichen Kontext der immer prekärer werdenden Kriegslage hätte sie guter und vertrauter Kameradinnen bedurft, mit deren Hilfe sie ihre zunehmend konkreter und traumatischer werdenden Kriegserlebnisse, wie Rückzug, Bombardierung, Zerstörung und Tod hätte verarbeiten können. Doch blieb ihr seit dieser Zeit nichts anderes übrig, als zumindest brieflich mit ihren alten Kameradinnen in Kontakt zu bleiben.

## 8.) Resümee

Ich hoffe, ich konnte in dieser Diplomarbeit den Kriegseinsatz der Stabshelferin Herta Zöhrer sowie deren dabei gemachte Kriegserfahrungen umfassend darlegen. Mein Hauptaugenmerk lag dabei vornehmlich auf ihren Reise- und Kameradschaftserfahrungen, es hätte sich aber noch ein großes Spektrum anderer, ebenso interessanter Themenbereiche angeboten: Zum Beispiel zu ihren Einkaufsgewohnheiten im historischen Kontext der wirtschaftlichen Lage im besetzten Frankreich, ihren Dienstilltag und ihre persönliche Sicht auf Sinn und Zweck ihres Einsatzes, ihre allgemeine Wahrnehmung des Krieges und Erfahrungen unmittelbar erlebter Kriegsgewalt sowie zu den Nachwirkungen ihrer Dienstzeit im Zusammenhang mit dem Erinnerungsbrief der Kameradin Pauline Davogt und ihrem Fotoalbum als nachträgliches Erinnerungskonstrukt.

All diese möglichen Aspekte vollständig auszubreiten hätte jedoch den Rahmen dieser Arbeit bei Weitem gesprengt. Soweit möglich, habe ich diese Thematiken im Zusammenhang mit den beiden gewählten Hauptthemenbereichen zumindest angeschnitten und auf Kontingenzen, wechselseitige Bedingtheiten bzw. Erfahrungszusammenhänge zwischen den einzelnen Kategorien hingewiesen.

Was das erste Thema, „Krieg als Reise“ betrifft, so konnte gezeigt werden, dass Hertas „touristischer Blick“ auf die von ihr im Zuge ihres Kriegseinsatzes bereisten Orte einiges über ihr Selbstbild auszusagen vermag: Sie sah sich zunächst einmal als eine Vertreterin des Bildungsbürgertums, die sich für kulturelle Sehenswürdigkeiten interessierte. Außerdem betrachtete sie sich als eine „deutsche“ Frau, wobei sie diese Selbstdefinition vor allem in Abgrenzung zu den aus ihrer Sicht allzu übertrieben geschminkten Französinen vornahm.

Der inhaltliche Schwerpunkt der gesamten Arbeit lag eindeutig beim weitreichenden Themenkomplex Kameradschaft. Hierbei interessierte mich von Beginn an die Frage, wie sich Herta Zöhrer als Frau im männlichen Traditionsraum Militär zurecht fand, ob und inwieweit sie sich in das soziale Gefüge ihrer gemischtgeschlechtlich zusammengesetzten, aber eindeutig männlich dominierten Einheit einfügen konnte oder wollte und

ob und unter welchen Umständen schließlich die Erfahrung von „Kameradschaft“ für sie gelingen konnte.

Was die allgemeine zwischengeschlechtliche Kameradschaft betrifft, konnte ich abgesehen von Hertas Briefen zusätzlich auch auf die beiden Kameradschaftszeitungen zurückgreifen, die meines Erachtens eine ganz besondere Quellengattung darstellen. Hierbei zeigte sich, dass die weiblichen Stabsangehörigen von ihren männlichen Kameraden vermittelt der gemeinschaftsstiftenden Wirkung von Spott und Frotzelei in Versform in gewisser Weise zwar rhetorisch in die Kameradschaft integriert wurden – aber der mitunter recht derbe „Männerhumor“ letztlich doch einen fahlen Beigeschmack sexistischer Ausgrenzung behielt. Schlussendlich wurden die Kameradschaftsabende, bei denen diese Spottgedichte gelegentlich vorgetragen wurden, von Herta in den meisten Fällen als „Saufgelage“ angesehen, an denen sie keine Freude haben konnte. Hier erfuhr sie „Kameradschaft“ allenfalls in einer negativen Konnotation: als Konformitätsdruck und befohlene Geselligkeit.

Besonders spannend war die Auseinandersetzung mit dem komplexen zwischenmenschlichen Verhältnis, das Herta mit Oberstleutnant Klages verband und das gleich in mehrerlei Hinsicht ambivalent war: Denn es handelte sich hierbei nicht nur um eine Beziehung zwischen Offizier und Helferin, die im zeitgenössischen Diskurs oft genug schon im Vorhinein mit dem sexuellen Stigma der sogenannten „Offiziersmatratze“ behaftet war, sondern auch um eine solche zwischen Vorgesetztem und dessen Sekretärin, bei der ein ungleiches Machtverhältnis bestand.

Wie gezeigt werden konnte, entwickelte sich jedoch im Laufe der Zeit trotz diverser Unstimmigkeiten und Querelen eine „gute Kameradschaft“, die auch von beiden Seiten als solche benannt und wertgeschätzt wurde. Herta griff in diesem Zusammenhang auch auf die im männlichen Kameradschaftsdiskurs gängige Rede vom Kommandanten als „Vater“ der Einheit zurück – allerdings fühlte sie sich sogar ihrem eigenen Bruder gegenüber bemüßigt, den „väterlichen“ und somit asexuellen Charakter dieser Beziehung extra zu betonen.

Schließlich wurden auch Hertas Erfahrungen zu spezifisch weiblicher Kameradschaft in den Blick genommen. Hierbei konnte herausgearbeitet werden, dass sich diese nur auf

ihre sogenannte „Primärgruppe“ beschränkte, also auf diejenigen vier ihrer Kameradinnen, mit denen sie von Beginn ihres Einsatzes an zusammen gewesen war und mit denen sie in der Folge vor allem in der Freizeit unterwegs war. Wie anhand des Beispiels eines Handgranatenattentats auf deutsche KinobesucherInnen, dem Herta und eine ihrer Kameradinnen nur durch Zufall knapp entgangen waren, gezeigt werden konnte, bedeutete die Bewegung in weiblicher Kameradschaft nicht nur Geselligkeit zu Feierabend oder gar eine bloße „Freizeitkameradschaft“, sondern immer auch ein existenzielles Gefühl von gesteigerter Sicherheit in potenziell immer feindlichem Gebiet. Darüber hinaus wurde dargelegt, dass sich Hertas Primärgruppe gegenüber weiblichen Neuankömmlingen in der Einheit abgrenzte, ganz besonders dann, wenn diese aus dem „Altreich“ kamen und somit als „Pifkeneserinnen“ galten. Auch die Führerinnen, die den Helferinnen den NS-Maximen zu Frauenkameradschaft zufolge „beste Kameradinnen“ hätten sein sollen, wurden von Herta nicht als solche betrachtet. Wie gezeigt werden konnte, hing das nicht zuletzt auch damit zusammen, dass diese über keine NS-spezifische Sozialisation in BDM oder RADwJ verfügte, wo sie Kameradschaft als Gefolgschaft zu einer Führerin hätte erlernen können.

Die volle Bedeutung der weiblichen Kameradschaft als Garanten emotionaler Geborgenheit machte sich in Hertas Briefen erst zu dem Zeitpunkt bemerkbar, als sie von ihrer angestammten Kameradinnengruppe getrennt und rückzugsbedingt nach Avignon versetzt wurde – eine einschneidende Zäsur in ihrer Einsatzbiographie, die sie als überaus schmerzhaft erfuhr. In der Folge fiel es ihr sehr schwer neue Kameradinnen zu finden, mit deren Hilfe sie ihre Erlebnisse vor dem Hintergrund der sich stetig verschlechternden Kriegslage hätte verarbeiten können.

Der Untersuchungszeitraum dieser Arbeit endet mit dem September 1944 als Herta Zöhler ihren Entpflichtungsbescheid erhielt und somit ihre Einsatzzeit als Stabshelferin auch formal zu ihrem Abschluss kam. Zu ihrer weiteren Biographie sei an dieser Stelle noch das Folgende hinzugefügt:

Im Jahr 1951 heiratete sie Hans Gruber, dessen erste Frau, die dieser noch zur Zeit des Krieges geehelicht hatte, übrigens auch eine Wehrmachthelferin (bzw. Nachrichtenhelferin) gewesen, aber bald nach der Eheschließung an einem Krebsleiden gestorben war. Aus der Ehe Hertas mit Hans Gruber ging 1952 das erste Kind Hans

hervor, es folgten im Jahr 1952 die Tochter Margarete (die Mutter des Autors) und 1958 der zweite Sohn Manfred. Herta Gruber arbeitete weiterhin im elterlichen Weinhandelsbetrieb in Langenlois, den sie gemeinsam mit ihrem Ehemann Hans von ihrer Mutter übernommen hatte, sowie als Hausfrau. An ihrem Lebensabend war sie bis zu ihrem Tod am 15. April 2005 ihren insgesamt neun Enkelkindern eine überaus liebevolle Großmutter.

Über ihren Einsatz als Stabshelferin und den Krieg sprach sie nur sehr selten und ungern. Zu sehr war diese Zeit für sie mit schmerzhaften Erinnerungen und Leid verbunden, insbesondere im Zusammenhang mit dem Tod ihres kleinen Bruders Franz. Somit erfuhr ich Einzelheiten zu ihrer Kriegsbiographie erst, nachdem mir völlig unverhofft ihre verloren geglaubten Feldpostbriefe in die Hände gefallen waren und ich diese in der Folge als lebensgeschichtliche Quellen für mich entdecken und erschließen konnte. Das war über fünf Jahre nach dem Tod meiner Großmutter.

In diesem Zusammenhang muss ich zum Abschluss noch kurz darauf eingehen, wie es für mich war, eine wissenschaftliche Arbeit über eine Person zu schreiben, die ich noch persönlich gekannt habe. Mit einem Wort: Es war nicht einfach.

Hätte ich meine Diplomarbeit stattdessen über die Kriegserfahrungen meines im Krieg gestorbenen Großonkels Franz Zöhrer geschrieben, wie ich es ursprünglich einmal geplant hatte, wäre ich mit Sicherheit um einiges schneller fertig geworden. Als ich jedoch im Rahmen des DiplomandInnenseminars vor der Wahl stand, entweder über meinen Großonkel oder über meine Großmutter zu schreiben, entschied ich mich, etwas Neues zu wagen und die zweite Option zu wählen. Nicht nur meine KollegInnen und die Betreuerin dieser Arbeit ermutigten mich zu dieser Entscheidung, sondern allem voran meine wissenschaftliche Neugier: Schließlich würde es in Anbetracht der Tatsache, dass die Forschung zur Erfahrungsgeschichte von Wehrmachthelferinnen bei Weitem noch nicht so weit gediehen ist, wie diejenige zu Soldaten, und es folglich vergleichsweise wenig Literatur dazu gibt, eine besondere Herausforderung darstellen, eine Arbeit über eine Helferinnenbiographie zu verfassen. Zu guter Letzt dachte ich mir, dass es vielleicht auch ganz reizvoll wäre, auf die Frage interessierter Bekannter, worüber ich denn meine Diplomarbeit schreibe, die überraschende Antwort zu geben: „Über meine Großmutter.“

Im Laufe der Arbeit stellte sich heraus, dass es nicht so sehr die vergleichsweise spärliche Forschungslage zum Thema Wehrmachthelferinnen war, die mir die Arbeit schwer machte. Ungleich schwerer wog nämlich meine Befürchtung, man könnte mir Befangenheit und mangelnde wissenschaftliche Objektivität vorwerfen: Immerhin hatte ich die Person, die meinen Forschungsgegenstand darstellte, noch persönlich gekannt, obendrein handelte es sich bei dieser um eine enge Verwandte, ich könnte daher womöglich versucht sein, eine „geschönte Version“ ihrer Kriegsbiographie zu entwerfen. Diese Sorge sowie die Frage, wie ich denn nun persönlich zu meinem Forschungsobjekt stand und wie diese Beziehung konkret zu definieren sei, ließ mich während des gesamten Schreibprozesses nicht mehr los.

Jetzt, da dieser Prozess abgeschlossen ist, kann ich diese Frage letztendlich wohl noch immer nicht befriedigend beantworten. Ich kann nur sagen, dass ich nach bestem wissenschaftlichen Wissen und Gewissen versucht habe, eine möglichst objektive Studie über die Person meiner Großmutter, die ich jedoch nicht nur im Text, sondern während des Arbeitsprozesses auch für mich selbst immer „Herta“ nannte, zu verfassen. Dort, wo ich aufgrund von Uneindeutigkeiten in den Quellen Mutmaßungen angestellt habe, habe ich stets versucht, diese so gut wie möglich und mit Verweis auf die Forschungslage zu begründen. Zudem habe ich mich bemüht, dabei möglichst „objektiv“ zu sein, jedoch bin ich zu dem Schluss gekommen, dass absolute wissenschaftliche Objektivität in letzter Konsequenz eine Illusion ist – wenn auch eine für WissenschaftlerInnen notwendige.

Außerdem habe ich im Nachhinein betrachtet und genau genommen nicht über meine Großmutter geschrieben: sondern über die junge Frau, die sie einmal war und die ich zuvor nicht kannte und durch ihre handschriftliche Hinterlassenschaft auf vergilbtem Papier nur ein bisschen kennenlernen konnte.

## Literatur und Quellen

Sämtliche der zitierten Primärquellen befinden sich im Archiv der Familie des Verfassers und sind bei Interesse bei diesem nachzufragen.

Aly Götz, Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus (Frankfurt a. M. 2005).

Berwing Margit, „Kraft durch Freude“ - Reisen im Dritten Reich, In: Margit Berwing, Konrad Köstlin (Hg.), Reise-Fieber (Regensburg 1984), 115-126.

Blum Bettina, „Einen weiblichen Soldaten gibt es nicht“. Helferinnen der Wehrmacht zwischen männlichem Einsatz und ‚fraulicher Eigenart‘, In: Adriane. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte 47/2005, 46-51.

Bopp Petra, Fremde im Visier. Fotoalben aus dem Zweiten Weltkrieg (Bielefeld 2009).

Buchmann Bertrand Michael, Österreicher in der Deutschen Wehrmacht. Soldatenalltag im Zweiten Weltkrieg (Wien/Köln/Weimar 2009).

Busquet Raoul, Histoire de Marseille (Paris 1945).

Dahms H. Günther, Der Zweite Weltkrieg in Text und Bild (München/Berlin 1989).

Duchêne Roger, Marseille. 2600 ans d'histoire (Paris 1998).

Fieseler Beate, Rotarmistinnen im Zweiten Weltkrieg. Motivation, Einsatzbereiche und Erfahrungen von Frauen an der Front, In: Klaus Latzel, Franka Maubach, Silke Satjukow (Hg.), Soldatinnen. Gewalt und Geschlecht im Krieg vom Mittelalter bis heute (Paderborn 2011) 301-329.

Gehmacher Johanna, Biographie, Geschlecht und Organisation: Der „Bund Deutscher Mädel“ in Österreich, In: Dagmar Reese (Hg.), Die BDM-Generation. Weibliche Jugendliche in Deutschland und Österreich im Nationalsozialismus (Berlin 2007), 159-213.

Gersdorff, Ursula von, Frauen im Kriegsdienst 1914-1945 (Stuttgart 1969).

Grischany Thomas, The Austrians in the German Wehrmacht, 1938-1945 (Chicago 2007).

Hämmerle Christa, Von den Geschlechtern der Kriege und des Militärs. Forschungseinblicke und Bemerkungen zu einer neuen Debatte, In: Thomas Kühne,

Benjamin Ziemann (Hg.), Was ist Militärgeschichte? (Paderborn/Wien 2000), 229-262.

Humburg Martin, Deutsche Feldpostbriefe im Zweiten Weltkrieg. Eine Bestandsaufnahme, In: Detlef Vogel, Wolfram Wette (Hg.), Andere Helme – andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich (Essen 1995) 13-35.

Jenkins, Mercilee M, Was ist daran so lustig? Scherze unter Frauen, In: Helga Kottoff (Hg.), Das Gelächter der Geschlechter. Humor und Macht in Gesprächen von Frauen und Männern (Zweite Auflage, Konstanz 1996) 43-60.

Killius Rosemarie, Frauen für die Front. Gespräche mit Wehrmachthelferinnen (Leipzig 2003).

Köstlin Konrad, Erzählen vom Krieg – Krieg als Reise II, In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und oral history (1989/Heft 2), 173-181.

Köstlin Konrad, Krieg als Reise, In: Margit Berwing, Konrad Köstlin (Hg.), Reise-Fieber (Regensburg 1984), 100-114.

Kottoff Helga, Einleitung, In: Helga Kottoff (Hg.), Das Gelächter der Geschlechter. Humor und Macht in Gesprächen von Frauen und Männern (Zweite Auflage, Konstanz 1996), 7-16.

Kottoff Helga, Vom Lächeln der Mona Lisa zum Lachen der Hyänen, In: Helga Kottoff (Hg.), Das Gelächter der Geschlechter. Humor und Macht in Gesprächen von Frauen und Männern (Zweite Auflage, Konstanz 1996) 121-163.

Kottoff Helga, Vorwort zur Neuherausgabe, In: Helga Kottoff (Hg.), Das Gelächter der Geschlechter. Humor und Macht in Gesprächen von Frauen und Männern (Zweite Auflage, Konstanz 1996), 15-40.

Kroener Bernhard R., „Frontochsen“ und „Etappenbullen“. Zur Ideologisierung militärischer Organisationsstrukturen im Zweiten Weltkrieg, In: Rolf-Dieter Müller, Hans-Erich Volkmann (Hg.), Die Wehrmacht. Mythos und Realität (München 1999) 371-384.

Kühne Thomas, Gruppenkohäsion und Kameradschaftsmythos in der Wehrmacht, In: Rolf-Dieter Müller, Hans-Erich Volkmann (Hg.), Die Wehrmacht. Mythos und Realität (München 1999) 534-549.

Kühne Thomas, Imaginierte Weiblichkeit und Kriegskameradschaft. Geschlechterverwirrung und Geschlechterordnung 1918-1945, In: Karen Hagemann, Stefanie Schüler-Springorum (Hg.), Heimat – Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege (Frankfurt a.M. 2002) 237-257.

Kühne Thomas, Kameradschaft – „das Beste im Leben des Mannes“. Die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs in erfahrungs- und geschlechtergeschichtlicher

- Perspektive, In: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996) 504-529.
- Kühne Thomas, Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert (Göttingen 2006).
- La Speranza Marcello, Bomben aus Wien. Zeitzeugen berichten (Wien 2003).
- Latzel Klaus, Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939-1945 (Paderborn 1998).
- Latzel Klaus, Kollektive Identität und Gewalt, In: Peter Jahn, Ulrike Schmiegelt (Hg.), Foto-Feldpost. Geknipste Kriegserlebnisse 1939-1945 (Berlin 2000), 13-22.
- Latzel Klaus, Kriegsbriefe und Kriegserfahrung: Wie können Feldpostbriefe zur erfahrungsgeschichtlichen Quelle werden? In: Werkstatt Geschichte 22 (1999), 7-23.
- Latzel Klaus, Maubach, Franka, Satjukow, Silke, Soldatinnen in der Geschichte: Weibliche Verletzungsmacht als Herausforderung, In: Klaus Latzel, Franka Maubach, Silke Satjukow (Hg.), Soldatinnen. Gewalt und Geschlecht im Krieg vom Mittelalter bis heute (Paderborn 2011) 11-49.
- Latzel Klaus, Tourismus und Gewalt. Kriegswahrnehmungen in Feldpostbriefen, In: Hannes Heer, Klaus Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944 (Hamburg 1995), 447-459.
- Latzel Klaus, Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 56 (1997), 1-30.
- Laub Coser Rose, Lachen in der Fakultät. Eine Studie über die sozialen Funktionen von Humor unter den Fakultätsmitgliedern einer psychiatrischen Klinik, In: Helga Kottoff (Hg.), Das Gelächter der Geschlechter. Humor und Macht in Gesprächen von Frauen und Männern (Zweite Auflage, Konstanz 1996), 97-118.
- Lieb Peter, Konventioneller Krieg oder NS-Weltanschauungskrieg? Kriegführung und Partisanenbekämpfung in Frankreich 1943/44 (München 2007).
- Marszolek Inge, „Ich möchte Dich zu gern mal in Uniform sehen“.  
Geschlechterkonstruktionen in Feldpostbriefen, In: Werkstatt Geschichte 22 (1999), 41-60.
- Maubach Franka, Die Stellung halten. Kriegserfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachthelferinnen (Göttingen 2009).
- Maubach Franka, Expansionen weiblicher Hilfe. Zur Erfahrungsgeschichte von Frauen im Kriegsdienst, In: Sybille Steinbacher (Hg.), Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft (Göttingen 2007) 93-111.
- Maubach Franka, Führerinnen-Generationen? Überlegungen zur Vergesellschaftung

von Frauen im Nationalsozialismus, In: H-Soz-u-Kult, 10.06.2003 (o.S.), <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=331&type=diskussionen> (Aufruf: 4.6.2012).

Maubach Franka, Rezension zu: Gabriela Hauch, Frauen im Reichsgau Oberdonau. Geschlechtsspezifische Bruchlinien im Nationalsozialismus (Linz 2006), In: Sybille Steinbacher (Hg.), Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft (Göttingen 2007), 190-191.

Maubach Franka, Zwischen Selbstermächtigung und Ernüchterung: Erfahrungen weiblicher Hilfe für die Wehrmacht im Ausnahmezustand des Krieges, In: Klaus Latzel, Franka Maubach, Silke Satjukow (Hg.), Soldatinnen. Gewalt und Geschlecht im Krieg vom Mittelalter bis heute (Paderborn 2011) 279-299.

Mayer Gernot, Langenlois 1938-1945. Eine lokalhistorische Studie (Diplomarbeit, Universität Wien 1991).

Mayring Philipp, Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 11. Auflage (Weinheim/Basel 2010).

Meyer Ahlrich, Die deutsche Besatzung in Frankreich 1940-1944. Widerstandsbekämpfung und Judenverfolgung (Darmstadt 2000), 115ff.

Neitzel Sönke, Welzer Harald, Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben (Frankfurt a.M. 2011).

Neugebauer Wolfgang, Widerstand und Opposition, In: Emmerich Talos, Ernst Hanisch, Wolfgang Neugebauer, Reinhard Sieder (Hg.), NS-Herrschaft in Österreich (Wien 2000), 187-211.

Rauscher Peter, Langenlois, In: Österreichischer Städteatlas, 11. Lieferung: Langenlois, Hrsg.: Wiener Stadt- und Landesarchiv, Ludwig Boltzmann Institut für Stadtgeschichtsforschung, Österreichischer Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung (Wien 2010), online unter: [http://www.univie.ac.at/igl.geschichte/rauscher/ws2011-12/Staedtemappe\\_Langenlois\\_Ortsartikel\\_Rauscher.pdf](http://www.univie.ac.at/igl.geschichte/rauscher/ws2011-12/Staedtemappe_Langenlois_Ortsartikel_Rauscher.pdf) (Aufruf: 20.10.2012).

Reese Dagmar, Kamerad unter Kameraden, In: Dagmar Reese (Hg.), Die BDM-Generation. Weibliche Jugendliche in Deutschland und Österreich im Nationalsozialismus (Berlin 2007) 215-253.

Römer Felix, Gewaltsame Geschlechterordnung. Wehrmacht und „Flintenweiber“ an der Ostfront 1941/42, In: Klaus Latzel, Franka Maubach, Silke Satjukow (Hg.), Soldatinnen. Gewalt und Geschlecht im Krieg vom Mittelalter bis heute (Paderborn 2011) 331-351.

Schikorsky Isa, Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbriefen, In: Wirkendes Wort. Deutsche Sprache in Forschung und Lehre 42 (1994) 295-315.

Schramm Percy Ernst, Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (8 Bände, München 1982).

Seidler Franz, Blitzmädchen. Die Geschichte der Helferinnen der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg (Koblenz/Bonn 1979).

Starl Timm, Knipser. Die Bildgeschichte der privaten Fotografie in Deutschland und Österreich von 1880 bis 1980 (München 1995).

Süß Dietmar, Tod aus der Luft. Kriegsgesellschaft und Luftkrieg in Deutschland und England (München 2011).

Ulrich Johann, Der Luftkrieg über Österreich 1939-1945 (= Militärgeschichtliche Schriftenreihe, Heft 5/6, Wien 1994).

Willmot Louise, Zur Geschichte des Bundes Deutscher Mädel, In: Dagmar Reese (Hg.), Die BDM-Generation. Weibliche Jugendliche in Deutschland und Österreich im Nationalsozialismus (Berlin 2007), 89-157.

Wölki Kerstin, Krieg als Reise – Die Wahrnehmung Frankreichs durch deutsche Soldaten im Zweiten Weltkrieg (Magisterarbeit, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau 2007), online unter: [http://www.feldpost-archiv.de/pdf/Woelki\\_Krieg\\_als\\_Reise.pdf](http://www.feldpost-archiv.de/pdf/Woelki_Krieg_als_Reise.pdf) (Aufruf: 23.9.2012).

Ziemann Benjamin, Feldpostbriefe der beiden Weltkriege – eine „authentische“ Quellengattung? In: Peter Eigner, Christa Hämmerle, Günter Müller (Hg.), Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht (Wien 2006) 63-75.

Zipfel Gaby, Wie führen Frauen Krieg?, In: Hannes Heer, Klaus Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944 (Hamburg 1995), 460-474.

## Anhang

### Editionszeichen

<del>abc</del>	Streichungen im Text
<u>abc</u>	Unterstreichungen im Text
[...]	Kürzungen des Textes durch den Autor dieser Arbeit
[abc]	Ergänzungen des Quelltextes durch den Autor dieser Arbeit, u.a. bei militärischen Abkürzungen
[sic]	Kennzeichnung von unüblichen Schreibweisen und Rechtschreibfehlern

Die zeitgenössische Orthographie und Interpunktion in der Quelle wurde beibehalten.

## Abkürzungsverzeichnis

Ia	Erster Generalstabsoffizier (Leiter der Führungsabteilung)
BDM	Bund deutscher Mädel
FK	Feldkommandantur
FPN	Feldpostnummer
Fr., frcs.	Francs
Frl.	Fräulein
Gen.	General
HG	Heeresgebiet (hier: Heeresgebiet Südfrankreich, Sitz in Lyon)
Hptm.	Hauptmann
Lois, L'lois	Langenlois
ND	Niederdonau (Bezeichnung Niederösterreichs im Dritten Reich)
NS	Nationalsozialismus / nationalsozialistisch
Ob.Ltn.	Oberleutnant
Oberstltn.	Oberstleutnant
Offz.	Offizier
OFK	Oberfeldkommandantur
OKH	Oberkommando des Heeres
Pf.	Pfennig
RAD(wJ)	Reichsarbeitsdienst (der weiblichen Jugend)
RM	Reichsmark
St.H.	Stabshelferin
Uffz.	Unteroffizier
WKV	Wehrkreisverwaltung (hier: WKV XVII Wien)

## **Abstract (Deutsch)**

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit den Kriegserfahrungen der Langenloiserin Herta Zöhler, der Großmutter des Autors, während des Zweiten Weltkrieges. Sie wurde im März 1943 in ihrem 23. Lebensjahr als „Stabshelferin des Heeres“ notdienstverpflichtet und versah ihren Kriegsdienst ab dem September 1943 im von der Deutschen Wehrmacht besetzten Frankreich. Dort arbeitete sie als Sekretärin hauptsächlich beim Verbindungsstab (bzw. Feldkommandatur) 497 in Marseille und später bei der Oberfeldkommandatur 894 in Avignon, denen die militärische Verwaltung und ab Anfang 1944 auch die vollziehende Gewalt in den besetzten Gebieten an der Mittelmeerküste oblag. Nach der Landung der Alliierten in Südfrankreich im August 1944 kam sie wieder nach Hause, ihre Dienstverpflichtung endete bald darauf im September 1944.

Die Quellenbasis dieser Arbeit stellen hauptsächlich die zahlreichen Feldpostbriefe dar, die Herta Zöhler an ihre Mutter und ihre Schwester zuhause in Langenlois sowie an ihren in der Wehrmacht an der Ostfront eingesetzten Bruder schrieb. Es wurden darüber hinaus aber auch ihre Fotografien, verschiedene personenbezogene Dokumente sowie Briefe anderer AutorInnen als Quellen in die Analyse miteinbezogen. Methodisch wurde der Feldpostbestand mit Hilfe des Modells der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring qualitativ und quantitativ erschlossen, danach wurden zwei textimmanente Themenkategorien einer eingehenderen Feinanalyse unterzogen. Dabei handelt es sich um die Kategorie „Krieg als Reise“, die besonders in der Anfangsphase von Herta Zöhlers Kriegseinsatz eine bestimmende Erfahrung für diese darstellte, sowie die Kategorie „Kameradschaft“, bei der das Hauptaugenmerk der Arbeit liegt. Bei der Analyse dieser Kategorie wurden die Kameradschaftserfahrungen unterschieden zwischen Erfahrungen geschlechterübergreifender Kameradschaft, die insbesondere das äußerst komplexe Kameradschaftsverhältnis Herta Zöhlers zu ihrem Einheitskommandanten, dessen persönliche Sekretärin sie war, miteinbezieht sowie Erfahrungen spezifisch weiblicher Kriegskameradschaft.

Die Auswahlkriterien für die Konzentration auf die Kategorie Kameradschaft waren zum einen das Interesse des Autors an Kameradschaftsverhältnissen innerhalb

gemischtgeschlechtlich zusammengesetzten Einheiten in der Deutschen Wehrmacht, weiters die besonders ergiebige Primärquellenlage (verschiedene erhaltene Korrespondenzen etc.) und schließlich die Tatsache, dass gerade zwischengeschlechtliche Kameradschaft im Krieg eine von der historischen Forschung erst kürzlich aufgeworfene Frage darstellt, die bislang noch kaum erforscht wurde, und aufgrund der Öffnung vieler Heere für Frauen in den letzten Jahren zunehmend an Aktualität gewinnt.

## **Abstract (English)**

This thesis is about the war time experiences of the author's grandmother Herta Zöhrer from Langenlois, a small town in Lower Austria, during the Second World War. She was enlisted by the German Armed Forces in March, 1943 at the age of 22, as a so-called 'Stabshelferin' (female military staff assistant) and served from September, 1943 in occupied France, primarily in Marseille at the Verbindungsstab (later Feldkommandatur) 497 and later in Avignon at Oberfeldkommandatur 894. She worked as a secretary for these regional departments which were in charge of military administration of the occupied territories, later also handling executive power after January, 1944. After the Allied Invasion of Southern France in August, 1944 she returned back home, her military conscription ended the month after. During her service, Herta Zöhrer wrote numerous war letters to her mother and sister back home in Langenlois as well as to her brother, who was a Wehrmacht soldier at the Eastern Front. These documents constitute the main source of the analysis. Her photographs, several personal documents as well as letters written by other persons were used as well. The scientific method used was the qualitative contents analysis according to the Mayring method, by analyzing the war letters qualitatively and quantitatively, submitting two text-immanent subject categories for further fine analysis. These categories are "War as a voyage", frequent travel being one of the main wartime experiences of Herta Zöhrer, especially at the early stage of her service. The main focus is on "Comradeship", which constitutes the second category. The section deals with Herta Zöhrer's personal experiences of inter-gender comradeship, especially the rather complex professional relationship as secretary to the commander of the unit, as well as intra-gender comradeship within her small group of women. The author's motivation was interest in wartime comradeship relations within mixed-gender units in the German Armed Forces, the sheer volume of scientifically untapped personal sources on this subject as well as the very fact that this question was just recently raised by historical research and hardly investigated up to now, while becoming current yet again.

# Lebenslauf

## **Persönliche Daten:**

Name: Helmut Osberger

Geburtsdatum/ -ort: 12.05.1984, Krems an der Donau

Familienstand: ledig

Staatsbürgerschaft: Österreich

## **Schulausbildung:**

1990-1994 Volksschule Straß im Straßertale

1994-2002 Bundesgymnasium Krems

**Präsenzdienst:** 09/2002-04/2003

## **Universitätsausbildung:**

10/2003-06/2004 Diplomstudium Rechtswissenschaften, Universität Wien (abgebrochen)

seit dem WS 2004 Diplomstudium Geschichte, Universität Wien

## **Fachspezifische Berufserfahrung:**

08/2008 und 07/2009 Ferialpraktikum in der ORF-Hauptabteilung „Dokumentation und Archive“ im Bereich Basismaterialauswertung und Archivierung

09-12/2011 freier Mitarbeiter auf Werkvertragsbasis am Institut für Geschichte der Uni Wien: Transkription und Analyse von Feldpostbriefbeständen aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg im Rahmen des Forschungsprojektes „(Über) Liebe schreiben“ des Archivs Sammlung Frauennachlässe

## **Sprachkenntnisse:**

Englisch, Französisch, Spanisch